

Afrika

Exodus, Exitus oder was?

Roman

Gerold Rahmann

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen
bleiben vorbehalten.

© 2019 Gerold und Klaudia Rahmann

Umschlag © Gerold Rahmann



GuruGeri schreibt und verlegt Bücher
(»Mist, wo hab' ich sie bloss wieder hingelegt?«)

c/o Klaudia und Gerold Rahmann
Ehmkenberg 7, D-23843 Bad Oldesloe
gurugeri@web.de

ISBN 978-0-244-16514-7

Vorbemerkungen

Afrika hat mich schon immer beschäftigt. Viele Jahre lang habe ich dort gearbeitet, in verschiedenen Ländern und mit verschiedenen Aufgaben. Ich habe 1989 als Diplomand die Milchviehwirtschaft in Malawi untersucht, bin als Doktorand während der Dürre 1991/92 mit Nomaden durch die Sahelzone des Sudans gezogen, um das ökonomische Verhalten zu verstehen, habe landwirtschaftliche Projekte in Namibia, Lesotho und vielen anderen Ländern aufgebaut, betreut und/oder bewertet. Mehrere Jahre lang war ich im Rahmen „Eine Welt ohne Hunger“ für die Entwicklungshilfe in Äthiopien aktiv. Das alles hat mich tief geprägt. Ich habe Freude, Freunde, Leid und Frust erlebt.

Am meisten hat mich in den letzten Jahren das erschüttert, was ich herausfand, als ich einfach einmal einige wissenschaftliche Datensätze zusammengefasst habe: Das alles kann so einfach nicht klappen ...!

Wer 1+1 zusammenzählt und dann noch mit der geringen Produktionskompetenz (aus vielen Gründen) multipliziert, kann nur zu dem Schluss kommen, dass Afrika in der Zukunft ein riesiges Problem haben wird. Fast alle Länder südlich der Sahara können heute schon nicht mehr ihre Menschen satt machen, aber in den nächsten achtzig Jahren wird sich die Bevölkerung dort mindestens vervierfachen (!). Wie es bis und ab dann auf diesem Kontinent

aussehen wird, mag ich mir gar nicht vorstellen. Es sind mit Sicherheit keine guten Bilder.

Als Wissenschaftler müssen wir für die Probleme der Welt und Afrika bessere Lösungen anbieten, sehr bald und sehr gute. Die Zeit läuft uns davon.

Ich sehe eigentlich nur zwei Wege für Afrika bis zum Jahr 2100 und danach: Exodus oder Exitus für den Fall, dass nicht umgehend die gegenwärtige phlegmatische, ängstliche, ungenügende und wenig zielführende politische, gesellschaftliche und agrarische Entwicklung gedreht wird.

Was passieren könnte, wenn wir nicht schnell genug grundsätzlich Besseres, Durchdachteres, Menschlicheres liefern, habe ich hier aufgeschrieben, als Fiktion, so wie ich es mir im schrecklichsten Sinne vorstellen kann. Es wird auch Europa treffen, keine Mauer wird hoch genug sein, um das zu verhindern. Das Buch soll dabei helfen, uns alle wachzurütteln, hier in Deutschland, in Afrika, in der Wissenschaft und in der Politik, im Verständnis und im Respekt allen Menschen gegenüber, hier und im schwarzen Kontinent.

Ich hoffe, die Geschichte bleibt ein Roman, und wird keine Wirklichkeit.

Gerold Rahmann

Bad Oldesloe, den 5. März 2019

Inhalt

Vorbemerkungen.....	3
Nach dem Großen Afrikanischen Krieg	7
Anflug auf Addis Abeba	7
Das Treffen der Könige.....	15
Kaiserreich Afrika	21
Die Wahl des Kaisers von Afrika	35
Die letzte Jagd	57
Die „Fackel Afrikas“ brennt	81
Afrika sprengt seine Fesseln.....	122
Ol Doinyo Lengai	122
Tahoua	132
Davos	148
Hamburg	173
Maseru	200
Lagos.....	209
Den Haag	222
CofA - Capital of Africa	246
Exodus oder Exitus.....	272
Leyla	272
Charles	287
Leyla	308
Charles	320
Leyla	332
Gupta	347
Leyla	351
Charles	366
Oder was?	377
Gupta	377
Leyla und Charles.....	383
Mbeki	388
Übersichtskarte	397
Nachbemerkungen	398

Nach dem Großen Afrikanischen Krieg

Anflug auf Addis Abeba

Es war im Januar 2062, ein halbes Jahr nach dem Ende des Großen Afrikanischen Krieges.

Präsident Mbeki flog mit seinem Regierungsflugzeug über das äthiopische Hochland und sah unter sich die Trümmer, Krater und Flüchtlingslager von Addis Abeba. Hier hatte der Krieg besonders stark gewütet. Er war den ganzen Tag lang, von Maseru aus kommend, über den östlichen Teil des riesigen Kontinents geflogen und hatte viel Trauriges gesehen, wie jedes Mal, wenn er aus der Luft die Folgen des Krieges hatte betrachten müssen. Zerbombte Städte und Straßen, Flüchtlingslager mit winkenden Kindern und Müttern und unendlich viele verwüstete Ackerflächen und Wälder.

Durch die verschmutzte und gesprungene Scheibe sah er nun, wie im Westen die Sonne rotglühend unterging – wunderbar: eine afrikanische Sonne. Die Sonne der Hoffnung. Bald würde er landen.

Sein Flieger war eine Militärmaschine. Der Airbus M400 war zwar über dreißig Jahre alt, klapperte an allen Ecken und Enden, tat aber seinen Dienst zuverlässig. Im Cockpit, in der Kabine und im Laderaum, also im gesamten Innern

des Fliegers, stank es nach Brand, Öl, Schweiß, Kotze und Angst. Selbst ein Laie sah dem in zig Einsätzen arg mitgenommenen Flieger mangelhafte und vernachlässigte Reparaturen und Wartungsarbeiten an.

Aber Mbeki wollte dieser von ihm liebevoll „Stinkende Klapperkiste“ genannten Maschine vertrauen. Was sollte er sonst auch tun, er hatte keine große Auswahl. Seit dem Ende des Krieges war er damit kreuz und quer durch Afrika geflogen. Und er war bislang nicht abgestürzt, wie er skeptischen Passagieren gern lächelnd versicherte, auch wenn er wohl meistens erfolglos versuchte, deren nicht grundlose Sorgen und Ängste zu zerstreuen, wenn sie, ihm folgend, über die Heckklappe einstiegen und den ersten Eindruck vom Flieger bekamen.

Einen Vorteil aber hatte diese Propellermaschine. Sie konnte auch auf kaputten und kurzen Pisten starten und landen, notfalls sogar auf Grasland. Bessere Pisten gab es in Afrika praktisch nicht mehr. Das war auch für die einsetzende Landung in Addis Abeba der Fall. Die Start- und Landebahnen auf dem einst stolzen und modernen Bole International Airport bestanden nur noch aus Schlaglöchern, an die Seite geschobenen Trümmern, ausgebrannten und zerschellten Flugzeugen. Für Landungen und Starts gab es schon lange keine funktionierende Technik, wie Radar, Funkfeuer, Leithilfen, geschweige denn Fluglotsen mehr. Wer diesen Flugplatz nutzen wollte, musste fliegen können und es selber meistern. Nicht wenige, die noch nicht gut genug fliegen konnten, hatten dennoch ihr Leben

verloren. Die Berge und das Wetter waren hier besonders tückisch.

Mbeki dachte an das kommende Treffen mit den neuen Machthabern in Afrika. Sie alle waren auf dem Weg nach Addis Abeba, um eine Verfassung für das Kaiserreich Afrika zu verabschieden und einen Kaiser zu wählen. Es ging um die Zukunft Afrikas südlich der Sahara. Würde es ein Afrika der Hoffnung werden? Sicher war Mbeki sich da absolut nicht.

Der Große Afrikanische Krieg hatte elf Jahre lang gedauert; fast zweihundert Millionen Menschen hatte er das Leben und noch viele mehr die Heimat und Lebensgrundlage gekostet.

Afrika hatte sich verändert. Was und wie es irgendwann in Zukunft einmal wieder sein würde, war völlig unklar, aber Mbeki fand, es könne nur besser werden. Es musste besser werden. Der Kontinent, zumindest südlich der Sahara, war so tief in Elend, Zerstörung und Hoffnungslosigkeit versunken, dass es tiefer wohl nicht ging.

Kurz vor Ende des Krieges oder kurz danach hatten sich viele Staatsführer zu Königen krönen lassen oder sich selber gekrönt. Sie hatten die Gunst der Stunde genutzt, zu der es keine großen Widerstände in der Bevölkerung gegeben hatte. Die Menschen hatten wahrlich genug andere Probleme gehabt. Als König hing ihre Position damit nicht mehr von Wahlen, sondern nur noch von ihrem Tod ab. Dumm war das nicht.

Das Amt des Königs und erst recht das des Kaisers war in Afrika hochgeachtet. Afrika, das im Laufe seiner Geschichte so sehr gegängelt worden, zugleich aber auch in mancher Hinsicht Vorbild war, brauchte eine neue, eine bessere Führung. Eine Führung, zu der aufgeschaut werden konnte und den Respekt bei allen Menschen und Mächtigen genießen würde. Afrika brauchte einen neuen Kaiser. Es hatte schon Kaiser gegeben in Afrika – Haile Selassie regierte von 1930 bis 1936 und von 1941 bis 1974 in Abessinien, Jean-Bédel Bokassa von 1966 bis 1979 in der Zentralafrikanischen Republik. Während Haile Selassie von seinen Anhängern verehrt wurde, war Bokassa ein selbstgekrönter und verhasster Tyrann gewesen. Ob verehrt oder verhasst, beide wurden aus ihren Ämtern gejagt. Der neue Kaiser aber sollte vom Volk geachtet, ihm sollte gehuldigt werden. Der neue Kaiser sollte das Kaiserreich repräsentieren, im Auftrag der Könige.

Mbeki machte sich keine Illusionen. Die anwesenden Könige würden aus ihren Reihen einen Kaiser wählen, der nicht zu mächtig war und ihnen nicht gefährlich werden konnte.

Monatelang hatten die neuen Monarchen über eine Verfassung für ein „Kaiserreich Afrika“ beraten. Es war vielleicht vermessen, von ganz Afrika zu sprechen - nicht das gesamte Afrika war beim „Projekt Kaiserreich“ dabei -, aber immerhin repräsentierten die zehn neu entstandenen Königreiche rund die Hälfte der afrikanischen Fläche und mehr als zwei Milliarden Menschen, mehr Menschen als

jedes andere Reich auf der Erde. Indien mit eineinhalb und China mit etwas über einer Milliarde Menschen hatte das Kaiserreich längst hinter sich gelassen.

Seit 2045 trennte nun eine acht Meter hohe, fünf Meter breite und achttausend Kilometer lange Grenzmauer Afrika in zwei Teile. Sie führte von Nuakschott im Westen an der Atlantikküste von Mauretaniens durch die gesamte Sahelzone – während der britischen und französischen Kolonialzeit als Durra-Belt bezeichnet – bis nach Port Sudan am Roten Meer im Osten.

Die Staaten nördlich der Mauer waren seit 2040 Schutzgebiete der Europäer, auch wenn die Staaten in diesem Gebiet formal bestehen blieben. Sie brauchten dieses Gebiet, die Wüste und die Mauer als Schutzwall gegen die Flüchtlingsströme aus dem Afrika südlich der Sahara beziehungsweise südlich der Mauer, wie es seitdem hieß. Der Mauer, die europäische und nordafrikanische Truppen sicherten.

Die Flüchtlinge und die Probleme aus diesem Teil Afrikas hatten in den letzten Jahrzehnten immer mehr zugenommen. Nun hatte man mit der Mauer Weiterem einen Riegel vorgeschoben.

Der beste Schutzwall gegen die Probleme aus dem südlichen Afrika aber war nicht die Mauer, sondern immer noch die Sahara, die größte Wüste der Welt. Jede oder jeder, die oder der vielleicht die Mauer überwunden hätte – wie auch immer – müsste dann noch diese mörderische und größte Wüste der Welt durchqueren, um erst dann zum

Mittelmeer und von dort aus vielleicht nach Europa zu gelangen. Seit 2045, der Fertigstellung der Mauer, war das aber praktisch unmöglich geworden und auch nicht ein einziges Mal gelungen. Die Rechnung ging auf.

Die ehemaligen unabhängigen Länder Eritrea, Djibouti und Somalia gab es nicht mehr. Sie gehörten nun zu Saudi-Arabien, ebenso wie der Jemen. Damit hatte das reiche und moslemische Arabien beide Seiten des Roten Meeres, das Nilgebiet und die Küste am Horn von Afrika unter seine Kontrolle gebracht. Hier war nun nicht mehr „Afrika“.

Einige Staaten südlich der Sahara hatten sich gleich zu Beginn des Krieges von Afrika abgelöst. Sie wollten nicht in einen Krieg verwickelt werden. Nun gehörten die Seychellen, Madagaskar, die Komoren und Mauritius zu Saudi-Arabien und die kapverdischen Inseln zur Europäischen Union. Sie hatten den Großen Afrikanischen Krieg besorgt, aber auch geschützt an sich vorbeiziehen lassen und mussten um ihre Zukunft nicht bangen. Sie brauchten kein Kaiserreich Afrika und lebten damit, als Abtrünnige und Verräter von den Königen und Kontinental-Afrika geächtet zu werden.

Im Nordosten waren nach dem Großen Afrikanischen Krieg der verbliebene Teil des Sudans und das Hochland von Abessinien von Ägypten mit dem Ziel annektiert worden, das Nilwasser zu sichern. Das seitdem von Ägypten kontrollierte Kalifat Sudan-Abessinien wurde von den anderen Königreichen südlich der Mauer, trotz Waffenruhe,

als Erzfeind betrachtet. Es galt als Vasallen-Kalifat in Abhängigkeit von den ehemaligen Kolonialherren, den „Weißen“. Die neuen Herrscher aus Khartum hatten in Abessinien alle Christen aus dem Hochland in die anderen Königreiche vertrieben und auch hier den Islam und die Sharia als einzige Religion und als allumfassendes Rechtssystem eingeführt. Das war natürlich ein Affront für die äthiopisch-orthodoxen Christen, die in diesem Hochland schon länger eine Heimat hatten als der Islam überhaupt existierte. Aber das ägyptische Militär war stärker als der christliche Glaube.

Als einziges Land südlich der Sahara, das nicht Teil des Kaiserreichs werden konnte und wollte, aber auch nicht gehasst wurde, war Groß-Südafrika. Seit mehr als fünf Jahren hatten sich Südafrika, Namibia und Lesotho zur Bundesrepublik Groß-Südafrika zusammengeschlossen, nach dem Modell der Vereinigten Staaten von Amerika. Maseru, im Bergland von Lesotho gelegen, war ihre Hauptstadt geworden. Diese Stadt lag strategisch günstig und kontrollierte zudem das kostbare Nass in den Drakensbergen. Die föderale Kooperation klappte bislang erstaunlich gut; sie war vom Großen Afrikanischen Krieg mehr oder weniger verschont worden.

Groß-Südafrika war kein Königreich, aber afrikanisch, so wie es die Könige verstanden: „schwarz und Jahrhunderte lang von Weißen ausgebeutet“. Dazu wirtschaftlich und militärisch stärker als alle Königreiche zusammen, sogar Atomwaffen, einen Flugzeugträger und U-Boote hatte es.

Deswegen war Groß-Südafrika aus der Sicht der Könige „besser Freund als Feind“ in dieser komplizierten Welt mit ihren aktuellen und ihren zukünftigen Herausforderungen.

*

Auch wenn es selbst beim Projekt „Kaiserreich Afrika“ nicht mitmachte, so war Groß-Südafrika doch als Beobachter und Berater in die Geburt des Kaiserreichs mit eingebunden. Es diente den Königreichen auch als Vermittler und Vertreter für den „Rest der Welt“, der schon seit Jahrzehnten keinen Einfluss, geschweige denn Interesse mehr an Schwarzafrika hatte. In keinem der zehn Königreiche gab es Botschafter vom „Rest der Welt“. Alle Außenbeziehungen wurden über Groß-Südafrika gepflegt und aufrechterhalten. Die internationale Presse und Regierungen der ganzen Welt schätzten dessen Informationen über das Afrika der Könige.

Mbeki war Präsident von Südafrika. Wegen dieser vergleichsweise bescheidenen Rolle wurde er von den Königen aus den neuen Königreichen als Versager betrachtet, aber er war stolz auf sein Amt. Er glaubte an die Demokratie und an Afrika. Er wollte ein guter Präsident sein, für sein Volk und sein Land. Er war nun schon fünf Jahre lang Präsident und bei der letzten Wahl mit überwältigender Mehrheit vom Volk bestätigt worden. Seit einem Jahr war er auch Vorsitzender des Bundesrates Groß-Südafrika.

Eine große Ehre für ihn, mit seinen gerade einmal einundvierzig Jahren. Er hatte sich hochgearbeitet als Sohn eines Bauern in Gaoteng, nicht weit von Johannesburg entfernt. Er war schon immer ein guter und charismatischer Redner gewesen, liebte Politik und Afrika. Mehr oder weniger brauchte es hier nicht. Sein Vorbild war Nelson Mandela, der erste Präsident des „schwarzen Südafrikas“.

Mbeki schreckte aus seinen Gedanken hoch, als sein Flieger zur Landung auf dem kaputten und nur noch militärisch genutzten Bole International Airport von Addis Ababa ansetzte, überzeugt davon, auch dieses Mal sicher zu landen.

Das Treffen der Könige

Die Landung war hart, kurz und holperig - wie immer. Ohne Sicherheitsgurt wäre Mbeki durch die Luft geflogen. Doch die Umstände der Landung beschleunigten noch nicht einmal seinen Herzschlag, geschweige denn, dass er vor Angstschweiß nasse Hände bekommen hatte. Als die M400 zum Stehen gekommen war, schnallte Mbeki sich eilig ab und kroch in das Heck des Fliegers. Dort waren seine dreißig Sicherheitsleute, allesamt hart geprüfte und gut ausgebildete Elitekämpfer, bereits mit dem Ausladen der Ladung beschäftigt. Zwei gepanzerte Mannschaftswagen mit aufgesetzten Maschinengewehren standen hintereinander

vor der noch geschlossenen großen Heckklappe des Fliegers. Je zehn Geländemotorräder rechts, links, vorne und hinten waren die Begleitung.

Mbeki begrüßte kurz. Dann stieg er in den Mannschaftswagen, der für ihn vorgesehen war. Immer war es ein anderer; einmal saß er im ersten, einmal im zweiten Wagen, damit seine Widersacher ihn nicht so leicht würden erwischen können, sollten sie einen Anschlag planen. Mbeki war sich nur allzu bewusst, in welch unsicheren Zeiten er lebte. So sorgte er für seine Sicherheit lieber selbst, ganz so wie es jeder Präsident oder König tat. Anschläge waren an der Tagesordnung. Die Sicherheitskräfte anderer Staaten waren nicht selten darin verwickelt. So waren Staatsbesuche, auch dieses Treffen, eine große Herausforderung für die eigenen Sicherheitskräfte, mussten sie doch grundsätzlich selbst die Sicherheitskräfte des Gastlandes als Feinde betrachten.

Erst als Mbeki im Mannschaftswagen saß, seine Elite-truppe bei sich und den anderen Panzerwagen und die Motorräder startbereit um sich herum, öffnete sich die riesige Heckklappe des Fliegers langsam. Durch das schmale Sichtfenster konnte Mbeki nicht viel sehen, nur so viel, dass viele Flugzeugwracks, Sandsackschutzbunker mit Maschinengewehren und sicher guten Scharfschützen und einige weitere Militärflieger auf dem kaputten Rollfeld den Weg blockierten - was inzwischen normal war. Die laute Hupe des M400 ertönte, als die Ladeklappe halb unten war. Das Zeichen, die Motoren der Fahrzeuge zu starten.

Als die Heckklappe noch nicht einmal ganz unten war, raste die Kolonne bereits in der gebührenden Eile, zugleich geübt und kontrolliert, aus dem Flieger hinaus auf das Rollfeld. Dieses war der kritischste Moment. Ein Angriff oder Anschlag wäre jetzt und an dieser Stelle war fast nicht abzuwenden oder zu erwidern.

Die Motorräder und die Panzerwagen gaben Gas und verließen die Rollbahn und das Flughafengelände mit einer Höllengeschwindigkeit. Sie kurvten im Slalom um die Flugzeugwracks, Sandsackbarrikaden mit Scharfschützen und tiefen Bombenkrater herum. Die Fahrer kannten den Weg durch die vielen Besuche während der letzten Monate. Sicherheitskontrollen gab es hier nicht mehr. Wer landete, war berechtigt. Wer nicht berechtigt war, wurde vorher abgeschossen. So einfach war das.

Mbeki beobachtete, wie sie vom Flughafengelände, dem Bole International Airport, von dem nicht mehr viel übriggeblieben war, in die zerstörte Stadt Addis Abeba hineinfuhren. Es war ein deprimierender Weg in eine total zerstörte Stadt, die vor dem Krieg fast vierzig Millionen Einwohner gezählt hatte. Heute gab es nur noch einige tausend Vagabunden und, da Addis Abeba Regierungssitz war, viele Soldaten des Königreichs Oromia-Südsudan.

Die Stadt war schon vor dem Krieg eine ewige und chaotische Baustelle, aber immerhin ein sehr lebendiger und umtriebiger Ort gewesen. Inzwischen aber, völlig zerstört, bevölkert von verstörten, fast schon leblosen Menschen,

würde sie wohl nie wieder den Glanz alter Tage wiederfinden.

Die Fahrt vom Flughafen zur Kathedrale der Heiligsten Dreifaltigkeit würde mehr als eine Stunde dauern. Diese Kathedrale war als der Ort ausgewählt worden, an dem in den nächsten Tagen die Verfassung des Kaiserreichs Afrika beschlossen und der Kaiser von Afrika gewählt werden sollte. Es gab kein vergleichbares symbolträchtigeres Gebäude im gesamten zukünftigen Kaiserreich. Hier befand sich die Gruft des äthiopische Kaiser Haile Selassie und seiner Frau. Überraschenderweise war das Bauwerk noch von keiner Bombe getroffen worden. Einmalig in der Stadt und ganz Afrika. Ein gutes Zeichen. Auferstanden aus Ruinen ...? Nun ja, diese markanten Worte aus der Nationalhymne der ehemaligen DDR, an die Mbeki gerade denken musste, passte nicht ganz. Die Kathedrale war ja nie gefallen. Fakt aber war, sie stand noch, stolz und aufrecht, inmitten von Ruinen. Es wäre gut, so etwas symbolisch zu betrachten. Das Volk aller Königreiche mochte und brauchte solche Botschaften.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit kam Mbeki vor der imposanten Kathedrale an. Die rumplige Fahrt war ohne größere Probleme und Hindernisse verlaufen, hier gab es jedoch den ersten Check Point. Die Sicherheitskontrollen für die Könige von Afrika und Mbeki waren enorm. Hier war die Oromia-Südsudan-Armee ohne Erbarmen oder Einsicht. Ohne Ausnahme wurden alle Fahrzeuge,

Personen und Gegenstände untersucht und geröntgt. Es sollte nichts passieren.

Als sie dann endlich auf dem Gelände der Kathedrale angekommen waren, wurde ihnen ein Platz für die Zelte zugewiesen. Jeder König musste sein eigenes Zelt mitbringen, sich um Sanitär, Essen und Unterhaltung selber kümmern. Alles, was Mbeki und seine Leute brauchten, hatten sie im Mannschaftswagen dabei oder sie würden es in den nächsten Tagen aus der M400 holen, die permanent abflugbereit und streng bewacht am Flughafen wartete. Niemand würde sein Flugzeug unbewacht lassen. Nicht zu diesen Zeiten.

*

Mbekis Soldaten gaben ihr Okay und Mbeki stieg aus dem Wagen. Auf dem ihnen zugewiesenen Platz brannten Lagerfeuer, das Zelt wurde gerade aufgebaut. Alles passierte routiniert und zügig, hundertmal geübt. Als erstes wurde immer der Fahnenmast hingestellt, damit jeder wusste, bei wem er war.

Mbeki wusste nicht, worauf er stolzer sein sollte, auf seine Leute oder auf die Fahne.

Er streckte sich. Es tat gut, endlich aus dem engen Wagen heraus zu sein. Mbeki stellte fest, dass die Motorräder direkt neben den Panzerwagen abgestellt worden waren. Hab und Gut waren stets unter Kontrolle, um Diebstahl und

Zerstörung wertvoller Maschinen und Fahrzeuge, Reifen oder Maschinengewehre, wie sie besonders in Militärlagern beinahe ständig vorkamen, zu verhindern. Es wäre mehr als peinlich, sich bestehlen zu lassen, und niemand würde ihnen neu verkaufen, was fehlte. Mbeki lief langsam und aufmerksam rund hundert Meter weit zum Rand ihres Lagers, bis zu einem Abhang. Die erhöhte Lage der Kathedrale und ihres Lagers in dieser hügeligen Landschaft erlaubte einen guten Blick über die Stadt oder über das, was einmal eine Stadt gewesen war. Die einst riesige Metropole war früher nachts hell erleuchtet und laut gewesen. Nun lag sie im Dunkeln vor ihm, keine blinkenden Reklameschilder, nur sehr wenige Autoscheinwerfer – sicher Militär auf einer Nachtpatrouille, wer hatte sonst schon noch ein Auto –, keine erleuchteten Häuser und Bürotürme mehr. Stattdessen sah Mbeki einen fantastischen Sternenhimmel, das letzte Rot der untergehenden Sonne war noch erkennbar, und überall in der Stadt gab es flackernden Lichtschein von Lagerfeuern. Wo er hinschaute, selbst in den ausgebombten Skeletten der Wolkenkratzer, war Leben. War das das Afrika von morgen? Zu hausieren wie Bettler oder Höhlenmenschen?

Autogeräusche oder anderer moderner Lärm waren nicht zu hören, nur ein weiteres Flugzeug, das über die Stadt flog und landete. Es flog tief, aber es hatte keine Positionslichter an. Diese waren nicht mehr üblich, galten als gefährlich. Als dunkler Schatten bot ein Flugzeug kein leichtes Ziel für Boden-Luft-Raketen. An Bord war sicher eine weitere

Delegation für die Wahl des Kaisers, vermutete Mbeki. Es würde nicht die letzte sein.

Rund um die Lagerfeuer waren Lachen und Schimpfen in verschiedensten Sprachen zu hören. Überall wurden Zelte aufgebaut, Essen gekocht und die Zeit bis zum nächsten Tag, dem Beginn der Wahlen, totgeschlagen.

In Mbekis Präsidenten-Zelt dampfte es inzwischen in den Kochtöpfen. Erst einmal essen und dann schlafen, dachte Mbeki. Die nächsten Tage würden lang und hart werden. Er wollte die Ruhe vor dem Sturm bewusst genießen.

Als er eine Stunde später auf seinem Feldbett lag und es im Lager ruhiger geworden war, hörte er in der Ferne das sich wie Lachen anhörende Gekecker der einander rufenden und sich zankenden Hyänen. Sie hatten in den letzten Jahren reiche Mahlzeiten in dieser Ruinenstadt gefunden - nicht wenige davon bestanden aus Menschenfleisch. Den Hyänen gehörte jetzt die Stadt. Trotz dieses Wissens schlief Mbeki schnell ein. Das war eben Afrika, von seiner schlechten Seite.

Kaiserreich Afrika

Am nächsten Morgen wachte er noch vorm Sonnenaufgang auf. Im Zelt waren nur schemenhaft die Umrisse der Dinge zu erkennen, die Mbeki umgaben. Er rieb sich die Stirn. Mbeki hatte schlecht geschlafen und

Kopfschmerzen, wohl wegen der Höhe. Addis Abeba lag rund zweitausenddreihundert Meter über dem Meeresspiegel, und ihr Lager auf einem der höheren Hügel befand sich noch hundert Meter höher. Mbeki war Höhenluft gewöhnt, auch Maseru lag in den Bergen, wenn auch rund neunhundert Meter niedriger. Hier war die Luft merklich dünner. Mbeki rieb sich die Arme. Es war kalt. Es herrschte Trockenzeit. Und es war Winter. Ob es gefroren hatte? Mbeki konnte seinen Atem sehen. Außerhalb seines Zeltes herrschte emsiges Treiben.

Er hatte seine Kleider noch an, stieg von seinem Feldbett, begnügte sich mit einer Katzenwäsche – das Wasser war kalt, aber nicht gefroren – und verließ das Zelt, um den Tag zu begrüßen. Er freute sich auf das Treffen. Als Beobachter ohne Wahlrecht hatte er keine persönlichen Ambitionen und damit auch keinen Stress. Die anderen Teilnehmer würden gestresster sein, schließlich ging es um ihre Verfassung für ein Kaiserreich Afrika und um ihre mögliche Rolle dabei. Es ging, wie so oft im Leben und das in aller Welt, um Macht und Ruhm.

»Guten Morgen« rief er seinen Leuten zu, als er das Kantinenzelt betrat. Hier wurde gekocht und gegessen, aber nicht nur. Die Männer grüßten freundlich zurück und widmeten sich dann wieder ihren Beschäftigungen, dem Putzen ihrer Waffen, ihrer Morgentoilette, dem Feuermachen und Kochen. Sie kannten sich alle lange, hatten viele Nächte an vielen Orten miteinander gelagert. Es wurde nicht viel Aufhebens um den Präsidenten gemacht. Er

erwartete das auch nicht. Mbeki ging zum Lagerfeuer, das in der Mitte des Zeltes brannte. Einige seiner Leute lagen hier noch auf ihren Schlafmatten. Über der Glut hing ein Topf, aus dem es dampfte und duftete: frischer Kaffee.

Das Kaffeepulver hatten sie ebenso wie das Wasser aus Südafrika mitbringen müssen. Obwohl Äthiopien die Heimat des Kaffees war, gab es hier keinen zu kaufen. Seit Jahren wurde er nicht mehr produziert und vermarktet. In Addis Abeba gab es auch kein Leitungswasser. Das Wasser in den Gewässern und Tümpeln war ungenießbar. Wasser war eines der kostbarsten Güter Afrikas geworden. Jeder musste sich selber darum kümmern. Am besten war es, Wasser mitbringen. Wenn es sauber und trinkbar sein sollte, musste es sonst für viel Geld gekauft werden. Nur im Notfall wurde Wasser aus unbekanntem Gewässern verwendet, was mit erheblichen Risiken für die Gesundheit verbunden war. Keime waren das eine, das Wasser ließ sich durch Abkochen sterilisieren, aber die Dioxine, Schwermetalle und sonstigen Schadstoffe verschwanden dabei nicht. Und dann das Risiko, dass jemand das Wasser absichtlich vergiftet hatte.

Zum Kaffee nahm Mbeki sich ein Stück Brot und dazu einige Streifen Biltong, das südafrikanische Trockenfleisch. Es war beliebt, lecker und nahrhaft. Auch dieses Frühstück, eigentlich ihr ganzes Essen, hatten sie von zu Hause mitgebracht. Es schmeckte Mbeki am besten. Wenn er Biltong kaute und den Kaffee trank, fühlte er sich seiner Heimat, seiner Kindheit, Jugend und Freunden nahe. Essen war

mehr als nur Nahrung. Es war Heimat. Nicht zu ersetzen. Besonders nicht in Afrika, wo in den letzten Jahrhunderten so viel Heimat verloren gegangen war.

*

Nach dem kurzen und einfachen Frühstück wusch Mbeki seine Blechtasse und den Teller ab, ging vor das Zelt, streckte sich, erledigte sein Geschäft in einem nahen Gebüsch – wie alle und ohne Scham – und machte sich dann auf den Weg zur Kathedrale.

Er wollte sich einen Eindruck machen von den Vorbereitungen, bevor am Abend die feierliche Versammlung beginnen würde, bei der die Verfassung verabschiedet und danach der erste Kaiser gewählt werden sollte.

Äthiopien war ein Vielvölkerstaat, schwer zu führen, aber doch lange erfolgreich gewesen. Ein Land, das nie von einer Kolonialmacht beherrscht worden war. Das Land kannte nur einige Jahre Fremdherrschaft im Zweiten Weltkrieg, als es von Italien besetzt worden war. Es hatte bis in die Siebziger Jahre des letzten Jahrtausends einen Kaiser gehabt, der bis heute verehrt wurde und viele Anhänger hatte. Das sollte ein gutes Omen für die Wahl eines neuen Kaisers sein.

Addis Abeba, die ehemalige Hauptstadt Äthiopiens, das heute nicht mehr existierte, war der Sitz der Afrikanischen

Union gewesen. Letztere hatte zwar nicht viel bewegt, aber doch wenigstens versucht, dafür zu sorgen, dass die Länder Afrikas zusammenarbeiteten. Nun war diese „afrikanische Hauptstadt“ eine tote Ruinenstadt, so kaputt wie ganz Afrika südlich der Sahara. Einen symbolträchtigeren Ort hätte man wohl für die Verabschiedung der Verfassung und der Wahl des Kaisers im ganzen großen zukünftigen Kaiserreich von Afrika nicht finden können.

Die Wahl eines Kaisers war kein Garant für ein besseres Afrika, das hatte Mbeki bei seinem Studium der europäischen Geschichte gelernt. Es hatte dort starke und schwache Kaiser gegeben, die den Kontinent hatten prosperieren oder in den Untergang blicken lassen. Mbeki wünschte sich für Afrika einen starken Kaiser, der dem Afrika südlich der Sahara Wohlstand und Frieden bringen würde. Einen solchen Kaiser würde er mit voller Kraft und Leidenschaft unterstützen. Soweit das Kaiserreich und die Entscheidungen des Kaisers nicht den Interessen Groß-Südafrikas entgegenstanden natürlich.

Es gab klare Favoriten, aber Afrika war immer für Überraschungen gut. Mbekis Wunschkandidat und Favorit war Victor Olowe, der König von Nigeriana – dem Königreich aus dem vorherigen Nigeria und dem Süden des Niger – heute mit rund sechshundert Millionen Menschen ein riesiges Reich, auch wenn der Krieg in diesem Land stark gewütet hatte. Olowe war bereits achtundsiebzig Jahre alt, ein erfahrener Mann, der es verstand es, nicht zu dominieren, sondern zu einen und Streit zu schlichten, wie er bei den

vielen Treffen während der letzten Monate bewiesen hatte. Sein Königreich war zwar arg vom Krieg gebeutelt worden, aber es gab keine Konflikte mit seinen Fürsten aus den Provinzen.

Mbeki dachte an den König von Kongo – Herrscher über die heutigen Fürstentümer Kongo, Rwanda, Burundi, Zentralafrikanische Republik, Gabun, Kamerun, Äquatorial Guinea sowie Sao Tome –, den hitzköpfigen, fünfundzwanzig Jahre alten Maurice Benga, Milliardär und Despot. Er dachte auch an König Daniel Abudavi vom Königreich Ostafrika, den vierzig Jahre alten Massai – Herrscher über Tansania, Kenia, Mosambik, Uganda, Swasiland und Malawi. Auch der war despotisch, ein gefürchteter, gnadenloser Kriegsverbrecher. Sicher malten die beiden sich Chancen aus. Die aber waren zum Glück wohl nur gering, und darüber war er mehr als froh.

Die Herrscher der beiden anderen großen Königreiche, Groß-Zimbabwe – mit den Fürstentümern Zimbabwe, Sambia und Botswana – und Westafrika, das vom ehemaligen Senegal über Süd-Mali bis nach Benin alle frankophonen Ländern südwestlich der Sahara umfasste, hatten bereits erklärt, dass sie nicht zur Wahl stünden. Sie hätten genug Probleme damit, ihre Königreiche zusammenzuhalten. Die Regenten der nur mittelgroßen Königreiche Oromia-Südsudan und Angola hatten sicher keine Chance. Ebenso wenig wie die der kleinen Königreiche Gambia, Liberia und Ghana.

Mbeki rieb sich nachdenklich das Kinn. Neue Kandidaten könnten noch während der Wahl auftauchen. Er stellte sich die Wahl wie das Konklave der römischen Katholiken vor, wenn sie einen neuen Papst bestimmte. Es würde vielleicht viele Wahlrunden geben, bis weißer Rauch aufsteigen konnte. Das würde womöglich Tage dauern. Vielleicht würde es aber auch einen überraschenden Sieger geben. Wer wusste das schon? Aber davon würde er sich nicht beunruhigen lassen - er hatte Zeit.

Letztendlich würden die Könige einen Kaiser für ein zerstörtes und armes Afrika wählen. Für ein Afrika, das einst die Wiege der Menschheit gewesen war, sich aber längst zum Armenhaus der Welt entwickelt hatte. Es würde ein Kaiser werden, der zwar einen großen Titel, aber nur begrenzte Kompetenz im Auftrag der Könige haben würde. Dennoch sollte er ein geeintes Afrika auf den Weg in eine gute Zukunft führen, ohne Krieg und Elend, so stand es in der Verfassung. Das Amt war damit eine große Ehre, aber auch eine große Bürde. Mbeki würde nicht mit dem zukünftigen Kaiser tauschen wollen. Alles hing davon ab, ob man für dieses schwierige Amt die geeignete Persönlichkeit finden und wählen würde oder nicht.

Mbeki wurde nicht aufgehalten, als er in die Kathedrale eintrat. Alle, die sich innerhalb des stark gesicherten Schutzgürtels um die Kathedrale herum befanden, hatte einen guten Grund, in die Kathedrale zu gehen. Wer wollte ihn auch aufhalten. Seine drei muskelbepackten und sichtbar gut bewaffneten Leibwächter wirkten so

einschüchternd, dass nicht einmal der Versuch unternommen wurde, ihn aufzuhalten.

Auch andere Delegationen waren auf den Weg zur Kathedrale. Von weitem sah er schon Victor Olowe, der ebenfalls mit Leibwächtern aus seinem nicht weit entfernt liegenden Lager angeschlendert kam. Mbeki winkte seinem „Favoriten“ zu und Victor kam auf ihn zu. Beide hatten sich angefreundet bei den letzten Treffen. Mbeki war ein „Neutrum“, weil er als Beobachter keine Stimme bei der Wahl hatte und kein Konkurrent um das Amt war. Alle redeten gerne mit ihm, aber bei Victor freute sich Mbeki darüber besonders. Sie waren auf der gleichen Wellenlinie. Nicht zuletzt achtete er Victor wegen seines Alters - er könnte sein Vater sein.

Zusammen gingen sie in die Kathedrale, die Mbeki stets aufs neue beeindruckte. Die Fensterbilder zeigten bunte Szenen aus der Bibel, die Sarkophage von Haile Selassie und seiner Frau waren noch vorhanden und in der Mitte des enorm großen Raumes war eine riesige Tafel für elf Personen – die zehn Könige und ihn selbst als Versammlungsleiter – vorbereitet worden. Man hatte die Tafel mit einem ellenlangen weißen Tischtuch, mit Porzellangeschirr und Silberbesteck für das feierliche Abendmahl gedeckt, das nach der formalen Verabschiedung der Verfassung veranstaltet werden sollte. Der Kronleuchter der Kirche, der mitten über der Tafel hing, wurde gerade mit Kerzen bestückt.

»So etwas Festliches habe ich schon lange nicht mehr gesehen«, sagte Victor zu Mbeki, nachdem sie den Raum für einige Minuten auf sich hatten wirken lassen. Mbeki nickte nur, ganz ergriffen, begeistert und gefangen vom Anblick des Raumes. Zusammen schlenderten sie durch die Kathedrale, um sich noch für eine Weile alles genau anzuschauen. Dann gingen sie grüßend auseinander.

Die Konsultationen der einzelnen Königreiche untereinander würden den ganzen Tag über stattfinden. Zunächst ging es nicht um die Verfassung, sondern um Absprachen für die Wahl des Kaisers. Diese Aktionen verliefen natürlich informell, gut getarnt als freundschaftliche Besuche untereinander, aber jeder wusste, dass es in den kommenden Tagen für die Kandidaten um alles gehen würde. Jede Stimme war wichtig.

Jeder der zehn wahlberechtigten Könige hatte proportional so viele Stimmen, wie er Einwohner repräsentierte. Bei etwas über drei Milliarden Menschen im künftigen Kaiserreich waren dreihundert Stimmen auf die Königreiche aufgeteilt worden: eine Stimme pro zehn Millionen Einwohner. Gewählt war, wer mindestens sechs Königreiche – Königsstimmen – und mehr als fünfzig Prozent der geschätzten Bevölkerung – also einhunderteinundfünfzig – an Stimmen bekam. So würden kleine Königreiche die Großen nicht dominieren können und, umgekehrt, die Großen nicht die Kleinen. Jeder König würde in diesem Rahmen seine Stimmen so verwenden können, wie er mochte.

Mbeki war als Wahlleiter verantwortlich für den korrekten und vereinbarten Ablauf. Aus jedem Königreich stand ihm ein Wahlhelfer zur Seite. Nur wenn sie alle gemeinsam die Richtigkeit bestätigten, wurde die Wahl als gültig erklärt werden. Am Nachmittag sprach Mbeki mit diesen Wahlhelfern alles noch einmal durch. Es sollte nichts schiefgehen. Mbeki war klar, dass alle Wahlhelfer klare Instruktionen von ihren Königen hatten, das Beste für ihr Land herauszuholen und den anderen genau auf die Finger zu schauen. Da gerade die Wahlhelfer gern tricksten und betrogen, musste Mbeki aufpassen wie der Teufel und auf alles gefasst sein. Aber das würde ihm schon gelingen. Niemand wollte einen Eklat.

*

Als die Sonne gegen achtzehn Uhr zum Abschluss des Tages ihr herrlich buntes und fast göttliches Licht durch die bunten Bleikristallfenster in die Kathedrale warf, kamen alle zusammen. Mbeki saß schon an seinem Platz als Versammlungsleiter. Alle begrüßten ihn, selbstbewusst, freundlich, lachend und eloquent. Keiner der Könige wollte seine Schwächen oder seine Gedanken – Strategien und Taktiken für die kommenden Beschlüsse – durch Mimik oder Worte verraten. Ab jetzt und bis zur Einigung hieß es: Jeder gegen jeden.

Die Könige nahmen ihre Plätze an der Abendtafel ein. Hinter jedem Platz saßen ein Wahlhelfer und ein weiterer Berater, der auch als Übersetzer fungierte. Als Sprache für die Versammlung war Englisch gewählt worden. Auch wenn die meisten die Sprache als koloniales Erbe hassten, so verstanden sie sie doch alle mehr oder weniger. Für das Kaiserreich waren zehn verschiedene Amtssprachen vorgesehen: Englisch, Französisch, Portugiesisch, Kisuaheli, Arabisch und noch einige lokal wichtige Sprachen. Auch hier war das koloniale Erbe nicht zu verheimlichen.

Mbeki konnte sich noch gut an das Treffen erinnern, bei dem es genau darum gegangen war: Wer saß neben wem, wie viele Berater durften mitgebracht werden? Was war mit den Ehefrauen, was würde es zu essen geben? Es war für seinen Geschmack die längste und anstrengendste Sitzung gewesen. Die mittendrin mehrmals gefährdete Einigung hatte über drei Tage lang gedauert.

An diesem Tag aber würde alles glatt über die Bühne gehen, hoffte Mbeki. Er stand auf, um die Sitzung zu eröffnen.

»Liebe Freunde, liebe Könige des gemeinsamen zukünftigen Kaiserreichs Afrikas«. Es ist mir eine große Ehre, auf Ihren Beschluss hin heute Abend den Vorsitz zur Verabschiedung der Verfassung für das Kaiserreich Afrika einzunehmen und morgen die Wahl des Kaisers zu leiten. Ich werde dieses Amt in seiner Bedeutung, Würde und Wahrheit mir Ihrer Hilfe erfüllen, so wahr mir Gott helfe. Da Sie

alle zugestimmt haben, wird die Versammlung gefilmt werden und jeder bekommt eine Kopie, um die Wahrhaftigkeit zu beweisen. Ich selber werde das Protokoll verfassen.«

Freundliches Klatschen, alle nickten.

»Sie alle haben die letzte Fassung der Verfassung erhalten und genügend Zeit gehabt, sie noch einmal genau zu studieren und letzte Änderungen anzubringen. Mir sind keine weiteren Änderungswünsche mitgeteilt worden. Ich frage nun hiermit alle, ob es noch weitere Einwände gibt, bevor wir zur Abstimmung kommen?«

Niemand hob die Hand.

»Ich sehe keine Wortmeldungen. Vielen Dank. Damit schreite ich zur Abstimmung.« Erleichtert verteilte Mbeki Stimmzettel an alle Könige. Die Könige zählten genau, unterstützt von ihren Wahlhelfern und Beratern, nickten dann und unterschrieben den korrekten Empfang.

Mbeki wusste, dass dieses ein ganz heikler Teil der Abstimmung war. Wenn nur einer der Könige Betrug oder Unrecht wittern und sich entsprechend äußern würde, könnte das ganze Treffen eskalieren. Draußen warteten mehrere hundert schwer bewaffnete und felderprobte Elitesoldaten aller Königreiche nur auf einen Hinweis ihres jeweiligen Königs, Beraters oder Wahlhelfers. Sie würden untereinander ein Massaker veranstalten. Hier saßen keine friedlichen, degenerierten oder verweichlichten Könige am Tisch, sondern kriegserprobte Männer, die nicht unbedingt mit fairen Methoden an die Macht gekommen waren.

Es dauerte ungefähr eine halbe Stunde, bis alle Könige ihre Stimmzettel hatten. Niemand beschwerte sich, alles ging gut. Mbeki fühlte sich erlöst und entspannte sich.

»Nun bitte ich Sie, Ihre Stimmzettel zu nehmen und einzeln zur Wahlkabine zu gehen, hier hinter mir.« Er zeigte die Wahlkabine, dessen Vorhang noch offen war, so dass alle gut hineinsehen konnten, damit sich dort auch nichts verbarg, was nicht in ihrem Sinne war.

Die Wahlhelfer kamen nach vorne und inspizierten die Kabine. Alle nickten und stellten sich neben Mbeki, wie vereinbart. Ein König nach dem anderen ging zur Wahlkabine und gab seine Stimme ab.

Nach einer weiteren halben Stunde war auch das erledigt.

»Sind alle Stimmen abgegeben?«

Nicken.

»Wir werden die Stimmen jetzt auszählen.«

Mit Hilfe der Wahlhelfer holte Mbeki die Urne aus der Wahlkabine. Zusammen begaben sie sich in die Gruft von Haile Selassie. Das Auszählen ging schnell vonstatten, das von allen Wahlhelfern bestätigte Ergebnis war klar. Mbeki war erleichtert. Nach nur dreißig Minuten konnte er wieder den Königen gegenübertreten, die schon ungeduldig warteten.

»Das Ergebnis ist eindeutig und wird von den Wahlhelfern bestätigt.«

Alle nickten.

»Mit überwältigenden zweihundertfünfundneunzig Stimmen aus allen Königreichen wurde die Verfassung für das Kaiserreich Afrika beschlossen, sechs Stimmen waren dagegen. Sie haben damit für die Gründung eines Kaiserreichs Afrika gestimmt.«

Lauter Jubel brach aus.

»Morgen werden sie einen Kaiser für dieses Kaiserreich wählen. Sie wissen, wer mindestens sechs Königsstimmen und einhundert Volksstimmen auf sich vereint, ist Kaiser. Ich freue mich auf die morgige Wahl.«

Mbeki schloss die Sitzung mit einem Hammerschlag auf den Tisch.

Es war der 30. Januar 2062. Von nun an war der bevölkerungsmäßig größte Staat der Erde das Kaiserreich Afrika.

Es gab Applaus. Aus dem Hintergrund kamen die Diener, um das Festmahl zu servieren. Doch niemand traute niemanden. Gerade ein Festmahl konnte schnell eine letzte Mahlzeit werden. Gift im Essen oder in einem Getränk war gerade bei solchen Gelagen nicht selten. Hier hatten die Afrikaner viel von den Europäern gelernt. Nicht nur der berühmte Schierlingsbecher war bis heute eine Methode, unliebsame Personen aus dem Weg zu räumen. Auch ein Messer im Rücken war bei solchen Gelegenheiten nicht immer nur ein Spruch.

Es wurde ein festliches, aber kurzes Mahl. Die Könige blieben gerade so lange, wie die Höflichkeit es verlangte. Dann verließen sie die Kathedrale, um sich zur Ruhe zu begeben.

Mbeki wusste, dass nun die letzten Vorbereitungen für die Wahl des Kaisers getroffen wurden. Allianzen wurden geschmiedet, Versprechungen gemacht, gedroht und bestochen. Da hatte er keine Illusionen. Niemand sprach davon oder machte auch nur Andeutungen, doch jeder wusste Bescheid. Das war eben Afrika.

Mbeki ging müde zu Bett. Der morgige Tag würde noch anstrengender werden. Er war froh, dass niemand mehr mit ihm hatte reden wollen.

Die Wahl des Kaisers von Afrika

Die Nacht im Lager war voller Geräusche. Getuschel, Gehusche, Gespräche und Gejammer. Dazu die Hyänen. Wie Mbeki richtig vermutet hatte, wurden in dieser Nacht Vereinbarungen für die Wahlen am kommenden Tag getroffen oder um ein Stück Aas gekämpft.

Vielleicht würde es in dieser Nacht besondere Leckerbissen für die Hyänen geben.

Wer wusste es schon.

*

Hauptmann Obutu, achtundzwanzig Jahre jung und rechte Hand von Abudavi, König von Ostafrika, wusste schon, was er in der Nacht vor der Kaiserwahl zu tun hatte. Hyänenfutter war zwar nicht sein Auftrag, aber Stimmen zu sammeln, insbesondere Königsstimmen - im Auftrag seines Herrn, dem er zu hundert Prozent ergeben war. Sie stammten beide aus dem gleichen Dorf und waren Massai, Abudavi hatte ihn in den Krieg mitgenommen, als seinen jungen Adjutanten, damals siebzehn Jahre alt. Zusammen hatten sie erfolgreich gekämpft, sich gegenseitig mehrfach das Leben gerettet und das Leben vieler anderer genommen. Beide waren der Meinung, die Aussage „Wir sind Massai!“ reiche als Begründung für ihr Verhalten und ihre Ziele aus. Löwen waren ihr Vorbild: im Guten wie im Bösen.

Sie wollten Seite an Seite nicht nur Macht und Reichtum für sich selbst erreichen, sondern auch für die seit Jahrhunderten ausgebeuteten Viehhirten und rechtmäßigen Herren über die Weidegebiete, das Land im zentralen Ostafrika und eigentlich für ganz Afrika, vor allem aber zum Wohle ihres unterdrückten Volkes.

Abudavi hatte sich vor zwei Jahren zum König von Ostafrika ernannt, nachdem die Massai mit ihren mehr als zehntausend tapferen Kämpfern nicht nur Kenia, sondern auch Tansania und Malawi eingenommen hatten.

Sicherlich, die Gegenwehr war schwach gewesen, aber sie hatten den Krieg gewonnen.

Abudavi hatte seinen Adjutanten Obutu zum General der Armee des Königreichs Ostafrika ernannt. Ihm vertraute er voll und ganz. Und Obutu wusste, dass er Abudavis Vertrauen verdiente. Sie waren Stammesbrüder, Kriegersbrüder. Beide brutal, ehrgeizig und machtbewusst. Beide wussten aber auch, dass die gegenseitige Loyalität nur so lange halten würde, wie beide einen Vorteil davon hatten.

Betrunken von Blutrausch, Vergewaltigungen und Alkohol, hatten sie sich gegenseitig – nach einem langen und erbitterten Kampf gegen die Truppen Tansanias – den Kopf eines mächtigen Löwen auf ihre Rücken tätowiert, mit ihren Messern, die zuvor die Kehlen hunderter Feinde aufgeschlitzt hatten. Die Tätowierungen waren nicht schön oder gelungen, aber sie flößten jedem Respekt ein, der sie zu sehen bekam. Sie waren heute schon Mythen bei den Jungen im Volk der Massai. Mehr brauchte es nicht.

Bis jetzt war ihre Blutsbrüderschaft für beide äußerst vorteilhaft: Sie waren reich und mächtig geworden. Abudavi war der König, Obutu der Mann im Hintergrund, der Ausputzer, der Stimmenbeschaffer, der Meuchelmörder. Er liebte diese Rolle.

*

Es war weit nach Mitternacht, als Obutu durch das Lager Gambias schlich. Erstaunt stellte er fest, dass die Soldaten dieses Versagerkönigs, der gerade mal über ein Fliegen-schiss-Land gebot, alle betrunken waren und um ihr Lagerfeuer herum um die Wette schnarchten.

Keine Wachen, unglaublich!

In seinem eigenen Lager, dem des Königreichs Ostafrika, war in dieser Nacht niemand betrunken, es gab überall Wächter. Obutu hatte seinen Männern gerade für diese Nacht höchste Wachsamkeit befohlen. Anschläge waren zu erwarten. Besonders für die Kandidaten auf den Thron des Kaisers würde es eine gefährliche Nacht sein. Abudavi wollte Kaiser werden. Auch Obutu wollte, dass Abudavi Kaiser wurde. Es war der letzte große Schritt ihres gemeinsamen Aufstiegs. Danach würde ein Riesenreich zu ihren Füßen liegen, das Kaiserreich Afrikas. Dann gäbe es keine Grenzen mehr. Selbst die Europäer, Amerikaner, Araber, Russen und Chinesen würden sie respektieren.

Obutu schlich wie eine Katze durch das dunkle Lager. Es war Vollmond, sternenklar. Er konnte gut sehen. Niemand kam ihm auf die Schliche, als er mit seinem Messer die Plane des Zeltens von König Lumbaka aufschlitzte und in das Zelt schlich. König vom Fliegen-Schiss-Gambia, dachte er. Er bewegte sich leise und vorsichtig in dem großen Armeezelt, das mit Vorhängen in mehrere Abteilungen aufgeteilt war. Durch eine Fackel im Hauptabteil konnte er genug sehen. Er hatte ohnehin Augen wie ein Löwe. Er

schaute sich vorsichtig um. Er befand sich in einer kleinen, mit einem Vorhang abgetrennten Nische, die scheinbar für die Morgentoilette gedacht war: Hier standen mehrere Kanister mit Wasser, auf einem kleinen Koffer stand eine Waschschüssel, dazu Seife und Zahnbürste. Lumbaka war wirklich verweicht, dachte Obutu. Nur einen Meter neben seinem Einstiegsloch stand ein Eimer mit Deckel, sicher für die Notdurft. Gut, dass er nicht an dieser Stelle eingestiegen war. Das hätte geklappert und ihm vielleicht die Füße dreckig gemacht.

Auch im Zelt konnte er keine Wachen ausmachen, so sehr er auch horchte. Nur das Schnarchen und ein Rascheln im großen Abteil des Zeltes. Der König schlief also. Obutu war verwundert. Wie konnte man nur so leichtsinnig sein?

Er schob den Vorhang zum Schlafbereich des Königs zur Seite. Im Halbdunkeln konnte er das breite Feldbett erkennen. Er sah den König, mit seinen fünfundvierzig Jahren noch relativ jung. Bei ihm lag eine Frau, wie vermutet.

Abudavi hatte in seiner Bauernschläue über alle Königreiche Informationen gesammelt. Dazu gehörten die Vorlieben und Schwächen, mögliche Wünsche und das voraussichtliche Wahlverhalten der Könige. Sie wurden nach einem ganz einfachen Schema eingeteilt: für Abudavi oder gegen Abudavi.

Deswegen wusste Abudavi, dass Lumbaka zwar ein schwacher König war, aber ein starkes Gemächt hatte, das

er überall, wo er war, nur allzu gern einsetzte. Dieser König liebte Frauen und Sex über alles, vielleicht noch mehr als sein Königreich? Abudavi hatte ihm eine Hure geschickt. Der König und die Hure lagen nun im tiefen Schlaf, nackt und nur wenig zugedeckt, auf dem zerwühlten Bett vor Obutus Augen. Die Hure war attraktiv, das musste Obutu zugeben, als er sich einen Blick gönnte. Vielleicht würde er sich nachher noch einen Spaß mit ihr erlauben, wenn er hier fertig war. Aber erst einmal hatte er seine Aufgabe zu erledigen.

Lumbaka war vielleicht ein schwacher König eines Fliegenschiss-Landes und sex-süchtig. Aber er hatte eine Königsstimme bei der Wahl, die er bislang Olowe aus Nigeriana geben wollte. Obutu wollte ihn „überreden“, diese Stimme doch lieber Abudavi zu geben.

Abudavi brauchte noch Könige, die für ihn stimmten. Bislang hatte er nur zwei hinter sich, genauso viele beziehungsweise wenige wie Benga, der König von Kongo, dieses Schwein, und Olowe, der gemäßigte und beliebte König von Nigeriana. Mit ihren eigenen Stimmen also jeweils drei. Aber Olowe hatte eine große Bevölkerung und konnte damit selber fast ein Drittel der dreihundert Volksstimmen auf sich vereinen. Er würde gewinnen, wenn er sechs Königsstimmen und einhunderteinundfünfzig der Volksstimmen auf sich würde vereinen können.

Lumbaka von Gambia musste also unbedingt für ihn und nicht für Olowe zu stimmen.

Jetzt mussten die richtigen Weichen gestellt werden. Diese Nacht bot die letzte Chance. Abudavi und Obutu wussten, dass nun auch die Schergen von Benga, Olowe, Mugabe von Groß-Zimbabwe, Abdi von Oromia und sogar Wanassa von Westafrika aktiv waren. Hier bei Lumbaka aber herrschte Ruhe. Obutu war sich sicher, dass sich hier und jetzt niemand sonst um Lumbaka „kümmerte“.

Er schlich um das Bett von König Lumbaka herum, dorthin, wo die Frau lag. Er schlug ihr mit einem Knüppel über den Kopf, nicht tödlich, sondern nur so stark, dass sie ohnmächtig wurde. In so etwas hatte er Übung. Er brauchte keine Toten, sondern musste sie nur ruhigstellen, wenn er mit Lumbaka „verhandelte“. König Lumbaka grunzte im Schlaf und drehte sich nur leicht um. Nun griff sich Obutu Lumbaka, hielt ihm das Messer an die Kehle. Lumbaka erkannte sofort, dass er in Lebensgefahr war. Das Messer an seiner Kehle war fest und kalt zu spüren.

»Keinen Muckser!«

Lumbaka nickte.

»Ich werde es nur einmal fragen: Stimmst du für Abudavi? Wenn du nickst, lasse ich dich frei und du kannst den Rest der Nacht weiter bumsen.«

Lumbakas Augen waren riesig, angstvoll. Aber er nickte nicht.

»Was ist?«, fragte Obutu. »Ich frage kein weiteres Mal.«

Lumbaka nickte nicht.

Obutu zog das Messer durch. Aus der Kehle spritzte Blut. Lumbaka starte ihn überrascht an. Blut strömte über Obutus Hand, welche den Lumbakas Kopf umklammert hielt. Blut floss auf Lumbakas Brust und den Körper der ohnmächtigen Hure. Nach wenigen Minuten zappelte er leicht, dann wurde der Körper schlaff. Obutu ließ ihn zurück aufs Bett fallen, direkt neben die Frau. Dann nahm er den Kopf der Frau, drückte ihr den Mund auf, steckte den Schwanz von Lumbaka rein, und drückte die Kiefer fest zusammen. Der Schwanz war ab, im Mund der Frau.

Es sollte ein Zeichen sein für die anderen Könige, die für oder gegen Abudavi stimmen wollten. Lange hatte Obutu versucht, Lumbaka zu überreden, für Abudavi zu stimmen, aber er war immer wieder gescheitert. In dieser Nacht waren Obutu und auch Abudavi schon davon ausgegangen, dass es wieder nicht klappen würde. Also war auch klar gewesen, dass es gut sein würde, wenn Lumbaka nicht mit abstimmte. Und die anderen Könige würden verstehen. Auch wenn es eine geheime Wahl war, Abudavi würde nicht verzeihen, wenn er die Wahl verlor. Das war ihre Taktik.

Leise schnappte er sich die Frau, drückte ihr Lumbakas Schwanz aus dem Mund, der nun wie ein roter Wurm auf dem Bett lag, warf sich das Leichtgewicht von Frau über seine Schulter und verließ das Zelt und das Lager so, wie er hineingekommen war. Niemand entdeckte ihn.

In einem Graben nahm er sich die Hure richtig vor. Sie erwachte kurz, wohl vor Schmerzen, und wollte in Panik anfangen zu schreien. Aber Obutu schlug ihr noch einmal auf den Kopf, so dass sie wieder in Ohnmacht fiel. Vielleicht war sie auch tot. Egal. Obutu hatte seinen Spaß gehabt und sie würde als Mörderin von Lumbaka gelten. So sollte es aussehen, wenn der König und sie gefunden wurden.

*

Mbeki bekam davon nichts mit. Er schlief die ganze Nacht durch tief und fest. Seine erste Aufgabe hatte er hinter sich. Davor hatte er sich in den letzten Wochen am meisten gefürchtet. Jedes Scheitern wäre an ihm kleben geblieben, egal, ob oder wieviel Schuld er daran gehabt hätte.

Am nächsten Morgen stand er früh auf. Er fühlte sich ausgeschlafen und hoffte, dass er die zweite große Aufgabe genauso gut meistern würde wie die Abstimmung am Abend zuvor.

Nach dem üblichen Morgenritual – Katzenwäsche, Kaffee, Brot, Biltong, Stuhlgang – ging er wieder zur Kathedrale. Die Sonne war schon am Horizont zu sehen, es würde wieder ein sonniger Tag werden, aber nicht zu warm. Genau richtig, um sich wohl zu fühlen und gute Laune zu haben, selbst in einer Ruinenstadt.

Für die Zeit kurz nach Sonnenaufgang waren die ersten Schritte für die Wahl des Kaisers angesetzt worden. Zuerst würde sich Mbeki mit den Wahlhelfern treffen, es würden dieselben wie gestern sein, und alles noch einmal durchsprechen. Zwar war alles bis ins kleinste Detail vorgeplant und abgestimmt, aber es war gut, alles noch einmal durchzugehen.

An diesem Tag ging es um Personen, um Eitelkeiten und Neid. Kurzum um Könige, die gewinnen wollten, aber nicht verlieren konnten. Schnell konnte es dabei zu Streit kommen, und wenn er auch nur strategisch war.

Mbeki war das alles mehrmals durchgegangen. Die Könige hatten ihm zugesichert, dass sie sich nicht hinreißen lassen und keinen Eklat provozieren würden. Aber wer glaubte schon diesen Versprechungen. Ihm war klar: Die heutige Wahl war wesentlich heikler als der gestrige Beschluss für die Gründung des Kaiserreichs. Er würde sein Bestes geben, damit alles ordentlich durchgeführt und auch akzeptiert werden würde.

Als er die Kathedrale betrat, die erneut herrlich erleuchtet wurde durch die aufgehende Sonne, die durch die bunten Fenster im Ostflügel schien, wurde er ruhiger. Was sollte schon schief gehen.

Auch die Tafel war wieder wunderbar vorbereitet worden für das Treffen der Könige und die Wahl, doch erneut hatte jeder König sein eigenes Essen und Trinken sowie Diener mitgebracht.

Mbeki sah, dass die Wahlhelfer, schon tuschelnd und in Gespräche vertieft, bei der Wahlkabine standen. Sie waren sichtlich aufgeregt. War etwas passiert, fragte sich Mbeki. Dunkle Vorahnungen machten sich in seinem Kopf breit.

»Guten Morgen«, begrüßte er alle.

»Guten Morgen«, grüßten alle zurück, in ihren jeweiligen Landessprachen.

Mbeki stutzte. Es waren nur neun Wahlhelfer anwesend.

»Wer fehlt?«, fragte er.

Alle schauten sich nun um, ebenfalls überrascht, dass sie nicht vollzählig waren.

Der Vertreter Senegals, ein schwächlicher Mann, pechschwarz, schien etwas zu wissen.

»Mbeki, heute Nacht ist die Delegation von Gambia abgereist. Ihr König wurde tot in seinem Zelt gefunden.«

»Mein Gott!« Mbeki schaute ihn ungläubig an. »Was ist passiert?«

»Viel weiß ich auch nicht. Das Lager von Gambia liegt direkt neben unserem Lager. Die ganze Nacht über haben die Soldaten mit ihrem König gefeiert. Heute früh hörten wir, wie laut gerufen wurde. Da war viel Hektik im Lager von Gambia. Unser Hauptmann ist übergegangen und hat sich erkundigt. Da haben sie ihm erzählt, dass ihr König tot auf seiner Pritsche gelegen hat. Sie wollten umgehend das

Lager abbauen und zurück nach Gambia fliegen. Mehr weiß ich auch nicht.«

Ein anderer Wahlhelfer, der aus dem großen Königreich Westafrika, wusste noch mehr. »Es ist Mord gewesen. König Lumbaka wurde der Hals durchgeschnitten. In seinem Blut lag er, als er gefunden wurde. Und die Hure, die ihn nachts beglückt hat, war weg. Sie hat ihn umgebracht, und vorher auch noch den Schwanz abgebissen, der im Bett neben dem König lag.«

Mbeki war erschrocken. »Ermordet, sagst du? Das ist ja schrecklich.«

»Sie haben die Hure schon gefunden. Sie war gar nicht weit weg. Hatte sich in einem Loch versteckt, blutüberströmt, wohl vom Schwanz von Lumbaka. Das Messer hatte sie noch bei sich. Die Soldaten von Gambia haben kurzen Prozess mit ihr gemacht, als sie mit ihr fertig waren. Du weißt schon. Sie ist an einem Pfosten in ihrem Lager angebunden. Nun ist sie Hyänenfutter.« Der Wahlhelfer grinste. Die anderen grinnten ebenfalls. Für sie war das Problem gelöst.

Mbeki schaute betrübt in die Runde. Das waren sehr schlechte Vorzeichen. Er brauchte nicht weiter darauf einzugehen. Natürlich war es nicht die Hure gewesen, da war er sich sicher. König Lumbaka war ein gemäßigter König, wollte Frieden für sein kleines Land. Er war in den Verhandlungen nicht besonders aufgefallen. Mbeki war klar, dass er umgebracht worden war, um eine Wahl zu sichern,

vielleicht auch als Abschreckung für andere Könige, die sich nicht an Absprachen hielten. Hoffentlich würde heute nicht noch mehr passieren.

»Wir müssen uns beraten. Die Wahl des Kaisers darf dadurch nicht behindert werden. Was sollen wir machen?«

Einige nickten, andere zuckten die Schultern.

»Gambia kann nicht mit abstimmen. Was bedeutet das für die Wahl?«, fragte Mbeki rhetorisch in die Runde.

»Dann werden eben nur neun Könige abstimmen. Wo ist das Problem?«, fragte der Wahlhelfer vom Königreich Ostafrika.

»Ich schlage vor, dass wir bei dem vereinbarten Verhältnis bleiben, also sechs Königsstimmen und einhundert-einundfünfzig Volksstimmen. Gambia ist ein kleines Land und hat nur einen Stimmzettel. Das schlechteste, aber unwahrscheinliche Ergebnis wäre in einer Stichwahl, dass beide sechs Königsstimmen und beide genau einhundert-neunundvierzig Volksstimmen erhalten. Damit wäre kein König zum Kaiser gewählt. Wir müssten die Wahl wiederholen, mit neuen Kandidaten. Wäre das denkbar?«

Alle schauten sich an und nickten dann.

»Fragt eure Könige, ob sie damit einverstanden sind.«

Die Wahlmänner nickten wieder und verließen eilig die Kathedrale, um mit ihren Königen zu reden.

*

Die Unterredungen und Klärungen dauerten den ganzen Vormittag über. Alle waren sehr aufgeregt und Mbeki musste von Lager zu Lager pilgern, um die Könige davon zu überzeugen, dass trotzdem alles nach Plan, nur etwas abgewandelt, stattfinden konnte. Nie wieder würde sich so eine Chance bieten.

Letztendlich waren alle damit einverstanden, dass ohne Gambia gewählt werden würde.

Zur Mittagszeit, als die Sonne am höchsten stand, waren alle Könige, ihre Wahlhelfer, Berater und Dolmetscher wieder in der Kathedrale.

Mbeki war froh, fühlte aber auch die Anspannung, die im Raum lag. Das hier war eine Kathedrale, ein Ort des Friedens und der Versöhnung. Der Anlass der Versammlung aber war alles andere als religiös oder friedlich. Es war ein Treffen, bei dem es um Macht und Einfluss, aber auch um Zukunft und Hoffnung ging. Allen war das bewusst. Trotzdem oder gerade deswegen war die Stimmung alles andere als gelöst. Genau deswegen war die Kathedrale der richtige Ort für das Treffen.

Mbeki holte tief Luft. Dann eröffnete er die Wahl des Kaisers von Afrika.

»Liebe Freunde, liebe Könige, ich freue mich, Sie hier zur Wahl des Kaisers von Afrika begrüßen zu dürfen. Wie

vereinbart, leite ich die Wahl, mit Hilfe der Wahlhelfer, die Sie gestellt haben. Ich weise noch einmal darauf hin, dass diese Wahl gefilmt wird, damit wir einen verifizierbaren Beleg für dieses historische Ereignis haben. Nach der Wahl werde ich das Protokoll verfassen.»

Mbeki machte eine rhetorische Pause, um jedem das Recht zu geben, doch noch Einwände zu machen, ohne dass er danach fragen musste. Niemand regte sich, alle warteten auf seine nächsten Worte.

»Sie dürfen sich trotz des schlimmen und hinterhältigen Mordes an unserem Freund, König Lumbaka von Gambia, nicht davon abbringen lassen haben, heute den Kaiser von Afrika zu wählen. So schlimm die Umstände auch sind, es wäre schlimmer, wenn wir diese historische Chance nicht nutzen würden. Wir sollten die Wahl in Respekt für König Lumbaka und das Volk von Gambia durchführen. Gambia ist Teil des zukünftigen Kaiserreichs und das Volk und der zukünftige König von Gambia werden Ihre Entscheidung respektieren. Das hätte König Lumbaka so gewollt. Sind sie damit einverstanden?»

Mbeki schaute sich um. Alle Könige nickten.

»Vielen Dank. Dann ist es beschlossen.«

Er fuhr fort.

»Vielen Dank. Ich bitte um Kandidaten für die Wahl zum Kaiser von Afrika.«

Der Satz war noch nicht ganz zu Ende gesprochen, als sich schon Hände hoben. Mbeki sah als ersten König Abudavi, dann König Benga, König Wanassa und König Abdi. Einzeln rief Mbeki sie auf. Abudavi und Benga schlugen sich jeweils selber vor. König Wanassa schlug König Olowe und König Abdi König Mugabe vor.

»Gibt es weitere Vorschläge?«

Keine weitere Hand hob sich.

Zwei Wahlgänge brachte keine Mehrheiten für einen Kandidaten. Derjenige mit den wenigsten Stimmen schied aus. Im dritten Wahlgang waren nur noch König Abudavi und König Benga übrig.

Als Mbeki mit den Wahlhelfern die Stimmen dieses dritten Wahlgangs ausgezählt hatte und wieder aus der Gruft kam, um das Ergebnis zu verkünden, herrschte gespannte Aufmerksamkeit. Fast schon panisch wirkende Könige warteten auf das Ergebnis.

»Liebe Freunde, sehr geehrte Könige, die Wahl hat einen Kaiser ergeben, wenn Sie das Ergebnis akzeptieren. Alle Wahlhelfer haben die Korrektheit des Ergebnisses festgestellt.«

Mbeki ließ eine Spannungspause auf die Könige wirken, die es fast nicht mehr aushalten konnten, das Ergebnis zu erfahren.

»König Abudavi hat sechs Königsstimmen und hundertzweiundfünfzig Volksstimmen erhalten. Er ist gewählter Kaiser von Afrika!«

Tumult brach aus. Abudavi schrie vor Freude und Erlösung. König Olowe und einigen anderen stand Enttäuschung bis hin zur Panik in den Augen. Auch Mbeki war geschockt. Der schlimmste Fall war eingetreten. Ein Tyrann war zum Kaiser von Afrika gewählt worden. Zutiefst enttäuscht vollzog er seine letzte Amtshandlung.

»König Abudavi, ich frage Sie hiermit, ob Sie die Wahl zum Kaiser von Afrika annehmen?«

»Ja, ich nehme die Wahl an«, antwortete Abudavi im Freudentaumel.

Am 31. Januar 2062 hatte das Kaiserreich Afrika damit seinen ersten Kaiser gewählt.

*

Die Versammlung löste sich nun sehr schnell auf. Einige beeilten sich, in ihr Lager zu kommen und so schnell wie möglich abzureisen, die anderen, um zu feiern.

Nichts hätte Mbeki lieber getan, als mit Olowe und seinen Freunden Addis Abeba zu verlassen und nach Hause zu fliegen, aber er musste noch das Protokoll schreiben und

bestätigen lassen. Natürlich würde er auch bei den Feierlichkeiten dabei sein, als Botschafter für den Rest der Welt.

Mbeki schrieb das Protokoll: kurz, handschriftlich, schnell und gekonnt. Dabei versuchte er, keine Formfehler zu machen. Er verwies im Protokoll auch auf die Filmaufnahmen, die die Versammlung gemacht hatte.

Diesen Film hatte er gut gesichert, damit nichts verloren gehen konnte. Wie und wo er sich befand, wollte er noch nicht verraten, dafür war die Stimmung zu aufgeheizt.

Er übergab das Protokoll den Wahlhelfern zur Kontrolle. Alle waren einverstanden und unterzeichneten. Reihum gingen die Wahlhelfer danach mit dem Protokoll von König zu König, bis alle ohne Murren unterschrieben hatten. Mbeki ließ schließlich von allen Wahlmännern Fotos des Protokolls machen.

Er würde morgen umgehend nach Gambia fliegen, um dort den neuen König (wenn es schon einen gab, was er hoffte) um dessen Bestätigung des Protokolls zu bitten. Er versprach allen Wahlhelfern, ihren Königen eine Kopie zukommen zu lassen. Das Original würde er so lange verwahren, bis die Könige wüssten, was sie damit anstellen wollten. Alle waren damit einverstanden. Sie wollten eigentlich nur noch auf die Feier oder fliehen, je nach ihrer Bewertung des Ergebnisses der Wahl. Auch ihre Rolle war prinzipiell lebensgefährlich, das wussten sie.

Die Feiern gingen die ganze Nacht über. Mbeki saß nur dabei, betäubt und wenig beachtet. „Der Mohr hatte seine

Schuldigkeit getan“, hätte ein weißer Kolonialist dazu gesagt. So fühlte sich Mbeki auch von den Königen behandelt.

Die feierliche Krönung des Kaisers sollte erst in einigen Monaten stattfinden, in Arusha, seinem Königssitz im ehemaligen Tansania, wie König Abudavi hatte mitteilen lassen. Mbeki hatte nun erst einmal Zeit, die Erlebnisse in Addis Abeba zu verdauen. Es war schlimmer als erwartet gekommen.

*

Am nächsten Morgen flog Mbeki mit seiner M400 und seinen Elitesoldaten nach Gambia, froh, dem Gelage und Addis Abeba entkommen zu sein. Es waren nur drei Tage gewesen, aber sie würden Afrika verändern, da war er sich sicher. Er würde Teil der Veränderung sein, selbst wenn er es nicht wollte.

Nach zehn Stunden Flug näherten sie sich Banjul, der Hauptstadt von Gambia. Unterwegs hatte Mbeki wieder die deprimierenden Folgen des Krieges unter sich gesehen. So viel war zerstört worden, vor allem das Leben und auch die Hoffnung so vieler Afrikaner. Ob das Kaiserreich und vor allem der gewählte Kaiser daran etwas ändern würden, bezweifelte er. Eine Alternative wusste er aber auch nicht. Es war eben Afrika.

»Mbeki«, rief ihm plötzlich sein Pilot zu. »Ich habe Funkkontakt mit der Flugsicherung in Banjul.«

Mbeki war überrascht. Eigentlich waren die Tower der Flughäfen und auch die Flugsicherung nicht mehr aktiv. Seit dem Ende des Krieges starteten, flogen und landeten alle Maschinen auf Sicht.

»Was ist los? Was sagen sie?«

»Sie wollen nicht, dass wir landen, glaube ich. Sie sprechen Französisch, das kann ich nicht so gut.«

»Hast du der Flugsicherung gesagt, wer wir sind?«

Nun wurden auch die Soldaten hellhörig, die während des Fluges gedöst hatten. Fliegen war Ruhe- und Schlafenszeit.

»Natürlich. - Was soll ich machen?«

Mbeki stand auf und stellte sich hinter seinen Piloten.

»Ich rede mit denen, mein Französisch sollte reichen. Gib mir das Headset.«

Der Pilot gab Mbeki den Kopfhörer und Mbeki versuchte, mit der Bodenstation in Kontakt zu treten.

»M400 an Flugsicherung Banjul, hören Sie mich? Hier ist Präsident Mbeki, mit einer M400 aus Addis Abeba von der Wahl des Kaisers kommend. Ich bin im Anflug auf den Flughafen und bitte um Landeerlaubnis. Over.«

»Flugsicherung Banjul an M400, Präsident Mbeki, es tut mir leid. Der Flughafen ist gesperrt. Es dürfen keine Flugzeuge ab- und anfliegen. Over.«

»M400 an Banjul. Ich verstehe nicht. Ich bin im Auftrag des Kaiserreichs und des neu gewählten Kaisers Abudavi nach Gambia gekommen. Bitte um Landeerlaubnis. Over.«

»Banjul an M400. Negativ. Gambia ist nun Teil des Königreichs Westafrika. Es gibt kein Königreich Gambia mehr. Ich bitte Sie, abzdrehen. Ansonsten müssen wir Sie als feindlich verstehen. Over.«

Mbeki war erschüttert. Nun waren es also nur noch neun Königreiche. So schnell konnte das gehen. König Lumbaka war umgebracht worden, um Gambia besetzen zu können, dessen war sich Mbeki sicher. Ob das erst der Anfang war? Er hatte gehofft, dass der Krieg wirklich zu Ende war, war aber soeben eines besseren belehrt worden.

»M400 an Banjul. Bestätige. Bitte trotzdem um Landeerlaubnis, um tanken zu können. Wir fliegen dann sofort wieder ab und nach Südafrika. Bitte bestätigen. Over.«

Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis sich die Flugsicherung in Banjul wieder meldete. Da hatte offenbar etwas geklärt werden müssen, was außerhalb der Zuständigkeit oder Weisungen des Fluglotsen lag.

»Banjul an M400. Landeerlaubnis erteilt. Sie können volltanken und müssen gleich wieder abfliegen. Aussteigen ist nicht erlaubt. Over.«

»M400 an Banjul. Verstanden. Over.«

Mbeki gab dem Piloten das Headset zurück. Dann setzte er sich wieder in seinen Sitz, um nachzudenken. Eine Unterschrift brauchte er also nicht mehr von Gambia. König Wanassa hatte für das ehemalige Königreich schon unterschrieben.

Seine Soldaten schauten ihn fragend an. Er erklärte ihnen die Lage. Sie nickten nur und dösteten weiter. Politik war zwar ihr Auftraggeber, aber nicht ihr Geschäft.

*

Nach zwei weiteren Tankstopps, einer Übernachtung im Flieger in Entebbe im Fürstentum Uganda, Königreich des gewählten Kaisers von Afrika, und nach insgesamt zwanzig Stunden Flugzeit kam Mbeki endlich wieder zu Hause in Maseru an. Es war früher Abend, kurz vor Sonnenuntergang.

Er und auch seine Soldaten waren – trotz des Wahlausgangs - glücklich. Letztere eher, weil der langweilige Flug nun zu Ende war, Mbeki, weil sein Groß-Südafrika nicht Teil des neuen Kaiserreichs Afrika war. Nun brauchte er erst einmal eine Dusche, ein oder mehrere Bier, ein gutes Abendessen und dann ein Bett.

Er würde lange schlafen, hoffte er.

Die letzte Jagd

Es war früher Morgen, eine Woche vor der Kaiserkrönung am 29. April 2062. Der Himmel war bewölkt, aber die Regenzeit war vorbei und es würde ein heißer und stauiger Tag werden. Zehntausend Soldaten standen in Formation und in gespannter Erwartung mitten im Ngororo-Krater und warteten auf die Ansprache ihres Königs Abudavi.

In der Ferne hörte General Obutu ein Knattern. Es war ein Hubschrauber. König Abudavi kam. Wurde auch Zeit. Seit einer Stunde war er überfällig. Obutu wartete schon auf der Bühne, die er extra für die Ansprache hier hatte aufbauen lassen. Gedankenverloren und stolz schaute er über die endlose Weite des Kraters und die endlosen Reihen seiner Soldaten. Es waren kampferprobte Elitemänner – wie er und Abudavi alle aus dem Stamm der Massai. Es waren Männer, die nicht gerne warteten.

*

Fast drei Monate waren seit der Kaiserwahl vergangen. Der Militärhubschrauber mit König Abudavi, dem designierten Kaiser, landete direkt neben der Bühne, im

Angesicht der Soldaten, die Weite des Kraters und die Sonne hinter sich. Es staubte gewaltig.

Die Rotorblätter drehten sich noch, als Abudavi ausstieg, würdevoll, ganz der Massai, in Stammestracht mit Löwenfell über der Schulter und einer Lederschürze um die Lenden. Die Soldaten grölten und schwenkten ihre Kalaschnikows. Auch ein paar traditionelle Speere und Schilde waren zu sehen. Abudavi war nicht nur ihr König, er war ihr Held, der durch den Wahlsieg den Massai ihre Würde wiedergegeben hatte.

Obutu war auch stolz und wieder einmal war er erstaunt, wie gut es sein Freund und König Abudavi verstand, sich in Szene zu setzen. Wie er Massen begeistern, aber auch töten konnte. Er war ein Schrecken seiner Feinde, aber ein Held der Massai.

Sportlich und dynamisch sprang er auf die Bühne, nickte Obutu zu, hob die Hände und bat um Ruhe, als der Jubel noch frenetischer wurde. Dann sprach er in das Mikrofon. Wegen der Rückkopplung piepten die Lautsprecher ohrenbetäubend, aber der Tontechniker hatte die Sache schnell im Griff. Obutu wusste, selbst das war so beabsichtigt. Massai wussten, eine Lautsprecheranlage musste schrill pfeifen. So war es immer gewesen.

Nun hörten alle zu, was ihr künftiger Kaiser zu sagen hatte.

»Massai, meine Elitekrieger, meine Freunde.«

Er musste kurz unterbrechen, weil der Jubel lauter wurde als die Lautsprecher. Als er nachließ, zeigte er mit seinem Zeigefinger auf die Soldaten.

»Ihr habt es verdient, reich belohnt zu werden, als Soldaten, als die Helden der Massai. Zusammen sind wir nun die Herren von Afrika. Über Hunderte von Jahren wurden wir unterdrückt, wurden uns das Land genommen, unsere Herden, unsere Traditionen. Das hat nun ein Ende.«

Wieder Jubel. Auch Obutu klatschte begeistert. Abudavi war in seinem Element.

»In einer Woche, in sieben Tagen, werde ich, der König von Ostafrika, hier, im Ngorogoro Krater, in der Heimat unserer Vorfahren, auf dieser Bühne, zum Kaiser von Afrika gekrönt werden. Das ist unser Sieg, und wir werden es gebührend feiern.« Er machte eine rhetorische Pause, um seine Worte wirken zu lassen.

Er hatte die „Königsarmee von Ostafrika“ – seine Elite – zur großen Jagd eingeladen. Seine Stammesbrüder hatten sich eine Belohnung verdient, nach den langen Jahren des Kampfes. Sie hatten mit ihm im Großen Afrikanischen Krieg den Sieg über Ostafrika errungen, nun war er sogar zum Kaiser von Afrika gewählt worden. Auf sie konnte er sich verlassen, und er wusste, wie er sie belohnen konnte.

»Die weißen Kolonisatoren, die Deutschen und die Engländer, und, nach der Unabhängigkeit vor mehr als hundert Jahren, die schwarzen Regierungen, haben uns unsere Weidegebiete hier im Ngorogoro-Krater, in der Serengeti und

darüber hinaus in Kenia genommen. Sie haben es „Naturschutzgebiet“ genannt. Löwen, Gnus, Zebras, Antilopen, Leoparden, Giraffen und Elefanten durften nicht mehr getötet werden. Stattdessen fraßen sie das Gras unserer Rinder. Wir durften hier nicht mehr jagen, unsere Rinder hier nicht mehr weiden. Wir, unsere Familien und Rinder mussten hungern. Wir waren weniger wert als die Tiere.«

Die Soldaten nickten, zeigten ihre Waffen und klopfen auf ihre Schilde. Abudavi hatte sie nun vollends in seinen Bann gezogen.

»Das ist nun vorbei. Hiermit erkläre ich das Ende der Naturschutzgebiete Ngorogoro-Krater, Serengeti und Masai Mara und gebe alles dem Volk der Massai zurück. Nehmt es wieder in euren Besitz, gebt euren Rindern das Gras, jagt die wilden Tiere.

Applaus und Jubel ohne Ende. Die Anlage quietschte noch einmal laut auf.

»Die Jagd ist eröffnet! Holt euch ein Löwenfell für eure Hütten, so dass eure Familien stolz auf euch sein können.«

Obutu sah, wie die Soldaten nicht mehr zu halten waren. Sie rannten zu ihren Autos, die überall verteilt in der Landschaft standen. Sie hatten alles, was geländetauglich war, aus der Armee oder auch privat, mitgebracht. Es mochten mehr als fünftausend Fahrzeuge sein.

Die ersten Geländewagen mit jubelnden, Waffen schwingenden, testosteron-getränkten Soldaten, die nun von

keiner Armee und keinem Gesetz der Welt mehr zu bremsen waren, rasten bereits gen Westen, die Sonne und den König im Rücken. Was für eine gut inszenierte Symbolik! Obutu verstand sein Geschäft. Er freute sich für sie. Sie waren im Jagdmodus.

Obutu wäre gerne bei der Jagd seiner Stammeskrieger dabei gewesen, so aufwühlend war die Stimmung. Aber er würde mit König Abudavi im Hubschrauber folgen. Sie wollten zunächst die Jagd von der Luft aus beobachten und dann schon zum Masai Mara fliegen, um dort selbst einige Tiere zu schießen. Die Trophäen würden sie behalten, das Fleisch sollte für die Kaiserkrönung in sieben Tagen als Abendmahl dienen. Nur zu zweit wollten sie jagen gehen, wie früher, wie im Krieg. Und das in einem der schönsten und wildreichsten Tiergebiete der Welt, das nun wieder den Massai gehörte. Welche Symbolik, dachte Obutu, und bekam am ganzen Körper eine Gänsehaut.

Als alle Fahrzeuge im Staub verschwunden waren, kam Abudavi auf Obutu zu. Sie begrüßten sich. Ohne viele Worte stiegen sie in den Hubschrauber und machten sich auf den Weg nach Masai Mara, an der Grenze des ehemaligen Tansania und Kenia gelegen, die jetzt beide Fürstentümer des Königreichs Ostafrika waren. Sie waren die Herren. Sie konnten hier machen, was sie wollten. Beide freuten sich auf die gemeinsame Jagd.

*

Dr. Barbara Grzimek war in die Fußstapfen ihres Ururgroßvaters Bernhard Grzimek getreten. Sie war sechsunddreißig Jahre jung, hübsch, wie sie immer wieder zu hören bekam, klug und eine fanatische Wildtierschützerin. Letzteres war in diesen Jahren nach dem Großen Afrikanischen Krieg ein fast verzweifertes Vorhaben. Klar, Millionen an Menschen waren umgekommen, aber auch Millionen an Wildtieren.

Wilderer, Soldaten oder reiche Jäger hatten in den Kriegsjahren hemmungslos um sich geschossen, so dass nun nur noch wenige Gebiete nennenswerte Populationen an Elefanten, Gnus, Zebras, Antilopen, Flusspferden, Büffeln, Löwen oder Leoparden aufwiesen. Kein Vergleich mehr zu früheren Jahren, wo zum Beispiel ihr Ururgroßvater noch über die Serengeti geflogen war und dabei den Oscar-belohnten Film „Die Serengeti darf nicht sterben“ gedreht hatte. Hunderte Male hatte sie diesen Film angeschaut, und nicht selten waren ihr die Tränen gekommen, wenn ihr bewusst wurde, welcher Schatz seitdem verloren gegangen war. Die Serengeti war noch nicht gestorben. Sie war, mit dem Krüger Nationalpark in Groß-Südafrika, das aus ihrer Sicht einzige wirklich noch lebensfähige Naturschutzgebiet in ganz Afrika, zusammen mit den angrenzenden Schutzgebieten Ngorogoro und Masai Mara. Ansonsten waren alle Naturschutzgebiete Afrikas nur noch dem Namen nach Wildtiergebiete. Menschen hatten sie längst besiedelt und dabei Tier für Tier abgeschossen, so dass heute nur

noch kleine Herden oder Einzeltiere herumvagabundierten.

Es würde nur noch eine Frage der Zeit sein, bis auch der letzte Elefant, der letzte Büffel, der letzte Löwe oder der letzte Leopard in freier Wildbahn nicht mehr am Leben sein würde. Von den „big five“ war das Nashorn in freier Wildbahn schon ausgestorben. Afrikaner waren keine Freunde der Wildtiere. Sie hatten Angst vor ihnen, weil die Tiere ihre Felder und Hütten zerstörten. Nur die nicht unerheblichen Einnahmen, die weiße oder chinesische Jäger für das Erlegen eines der Tiere bezahlten und die Gelder von internationalen Naturschutzorganisationen und ausländischen – meist europäische und amerikanischen – Regierungen für den Schutz der Tiere und ihren Schutzgebieten hielten sie davon ab, die wilden Tiere einfach auszurotten, so wie es die Weißen mit ihren Wölfen, Bären und Büffeln in Europa und Amerika gemacht hatten. Diese Gelder blieben aber seit dem Krieg aus. Niemand wollte in Afrika Wildtiere beobachten, wenn drum herum die Bomben flogen und Menschen starben.

Dr. Barbara Grzimek aber war gekommen. Sie arbeitete seit sechs Jahren im Serengeti in der Forschungsstation „Bernhard Grzimek“ am Mara-Fluss, nicht weit von der ehemaligen Grenze Kenias und Tansanias entfernt. Die „Frankfurter Zoologische Gesellschaft“ hatte hier schon 2045, vor dem Großen Afrikanischen Krieg, eine Feldstation aufgebaut, um von möglichst vielen Wildtieren genetisches Material – Stammzellen, Eier aus Eierstöcken oder

Spermien aus Hoden – zu sammeln. Eingefroren sollten sie die Möglichkeit geben, die Tierwelt irgendwann wieder aufstehen zu lassen. Vielleicht eines fernen Tages auch wieder in Afrika, wenn all das Elend, Tod und Zerstörung beendet worden wären und Wildtiere hier wieder ihren Lebensraum hätten. Sie hatte keine Ahnung, ob und wann das sein konnte.

Die „Frankfurter Zoologische Gesellschaft“ war froh gewesen, dass sie bereit war, hier aktiv zu helfen. Es war in den Kriegsjahren nicht leicht gewesen, kompetente und motivierte Menschen zu finden, die in der Station hatten arbeiten wollen.

Nach ihrer Promotion in Biologie, Fachgebiet Kryokonservierung, war Barbara mitten im Großen Afrikanischen Krieg hergekommen, hatte die Station wieder aufgebaut, die sie, vor Jahren verlassen und geplündert, vorgefunden hatte. Seitdem hatte sie schon von Tausenden von Wildtieren reichlich Genmaterial gesammelt. Seit dem Ende des Krieges trauten sich auch andere Wissenschaftler wieder in die Station. Gegenwärtig waren fünf Deutsche, fünf Briten, drei Chinesen und ein Südafrikaner in der Station. Mit dem lokalen Personal – alle aus dem Stamm der Kikuju, die lokalen Massai wollten solche Arbeit nicht machen – waren nun fast dreißig Menschen in der Station.

Dr. Barbara Grzimek war seit drei Jahren Leiterin der Station, mit Erfolg. Sie erhielt viel Respekt. Es war ein Volltagsjob im wahrsten Sinne des Wortes. Sie war

vierundzwanzig Stunden lang im Dienst und mit ihrer Aufgabe befasst.

Fast täglich fuhr Barbara mit ihrem alten, geliebten Landrover hinaus in die Serengeti und den Masai Mara, um Proben zu sammeln. Wenn sie frisch von Raubtieren oder Menschen erlegte Wildtiere fand, nahm sie umgehend das Messer zur Hand und schnitt die weiblichen Tiere auf, um die Gebärmutter und die wichtigen Eierstöcke zu entnehmen. Bei den männlichen Tieren schnitt sie einfach den Hodensack ab. Die Kikuyu-Männer, so hart sie sonst auch waren, wurden bei den ersten Malen, als sie das sahen, ziemlich blass um die Nase und der Respekt und die Angst vor „Frau Doktor“ stieg proportional.

Die „Ernte“ verstaute sie umgehend in einer der Kryokonservierungsbehälter, beschriftete sie sauber und machte Fotos von dem toten Tier, dem sie Eierstöcke oder Hoden entnommen hatte, und von der Landschaft drum herum.

*

Ihr Ehrgeiz und Fanatismus hatten Barbara bislang ungebunden gehalten, sprich: ohne Ehemann und Kinder. Ihre ganze Zeit widmete sie den Wildtieren in der Serengeti. Kein Mann wollte eine Frau, die die Tiere und die Serengeti mehr liebte als ihn. Sie wollte die wilden Tiere Afrikas

retten, die, die noch übrig geblieben waren. Nur ab und zu hatte ein Mann für kurze Zeit einen Teil ihrer Zeit und ihrer Aufmerksamkeit bekommen. Die Tiere brauchten sie mehr als jeder Mann. Eigentlich wünschte sie sich eine Beziehung, aber ein solcher Partner müsste mit ihr zusammen Tiere retten. Diesen Mann hatte sie noch nicht getroffen.

*

Einmal im Monat kam ein Buschflieger, um die „Ernte“ der Forschungsstation nach Frankfurt zu fliegen. Das Königreich Ostafrika bekam zehntausend Dollar pro Kryokonserven. Viel Geld für König Abudavi, viel Geld für die „Frankfurter Zoologische Gesellschaft“, aber nichts im Vergleich zu dem Wert, den sie damit für die Zukunft der Wildtiere sicherte. Viele ihrer Proben stellten sich in Frankfurt zwar als nicht mehr tauglich heraus, da die Tiere bei der Entnahme schon zu lange tot gewesen waren, aber ein anderer Weg war nicht möglich. Es waren ebenso genügend Eier und Spermien noch lebendig und damit grundsätzlich für eine künstliche Befruchtung oder einen Klon geeignet.

Bald würde hier die große ostafrikanische Tierwanderung vorbeikommen, die es immer noch gab, wenn auch nicht mit so vielen Tieren wie früher, aber immer noch imposant. Fünfmal hatte Barbara das schon erleben dürfen und immer wieder war sie fasziniert. Dann gab es auch viele

getötete Wildtiere: von Löwen, Leoparden, Hyänen und Menschen erlegt. Das würde die wichtigste Zeit für Barbara und ihr Team sein. Dafür brauchten sie viele leere Kryo-Kanister.

*

An diesem heißen Tag Ende Mai sollte der Buschflieger wieder einmal kommen. Barbara schaute mit dem Fernglas in Richtung Süden. Aus dieser Richtung, aus Arusha, der neuen Hauptstadt Ostafrikas, war er zu erwarten.

Normalerweise landete die Cessna noch vor der Mittagszeit, nun war es schon Nachmittag, eigentlich hätte die Maschine schon da sein müssen. In ein paar Stunden würde es dunkel werden und nachts wurde hier nicht geflogen. Daniel, der Buschflieger, würde auf alle Fälle hier übernachten müssen, wenn er nicht bald kam. Ob etwas geschehen war?

Wenn Daniel, der nicht viel redete, aber gut und gerne flog, nicht kommen würde, wäre das ein großes Problem. Alle Kryo-Konservierungskanister waren voll, sie mussten nach Frankfurt gebracht werden und Barbara brauchten neue.

Sie konnte nicht wissen, dass Daniel heute nicht kommen würde. König Abudavi hatte kurzerhand bis auf Weiteres alle privaten Flüge über sein Reich verboten.

Der Buschflieger bekam die Nachricht des Flugverbotes erst kurz vor dem geplanten Abflug zur Forschungsstation. Nun also ganz Ostafrika, auch die Serengeti, und damit der Flug zur Forschungsstation, dachte er, als er die Nachricht hörte.

Das Gebiet über dem Kilimandscharo war schon seit Monaten militärisches Sicherheitsgebiet und für den zivilen Flugverkehr gesperrt. Nun also ganz Ostafrika. Schöne Scheiße! Das sagte er etwas lauter als gut war.

Kurzerhand wurde er von der Sicherheitspolizei des Flugplatzes für die Zeit des Flugverbotes ins Gefängnis gesteckt, damit er nicht eigenmächtig doch noch losflog. Bis nach der Kaiserkrönung würden sie ihn hier festhalten, damit er keinen Mist baute.

»Sicher ist sicher«, wurde ihm grinsend gesagt. »Bei euch Weißen weiß man nie.«

*

Barbara stand auf einer kleinen Aussichtsplattform, die in der Mitte der Forschungsstation errichtet worden war und über den Kronen der für die Landschaft typischen Schirmakazien einen guten Überblick über die weite Landschaft erlaubte. Die Forschungsstation war im Schatten der Bäume aufgebaut worden. Sie bestand aus zwanzig Safari-Zelten, die als Unterkünfte dienten. Ein abschließbarer und

wettersicherer Container war das Büro. Er beherbergte auch die wertvollen Gegenstände, die weggeschlossen werden mussten, und das Labor sowie die Kühl-Kanister mit den Proben. Ansonsten gab es im Lager noch einen Stromgenerator, die vier Geländewagen, eine kleine überdachte Werkstatt mit Tankstelle, eine Wetterstation und eine zentrale Zeltkantine nebst „Hygieneabteil“, sprich einfache Feldtoiletten und Duschen. Es war kein Luxusleben hier in der Station. Dafür aber konnte Barbara in der freien Wildnis eine der schönsten Landschaften der Welt genießen.

Da hörte Barbara etwas knattern. Zunächst war sie froh. Kam der Buschflieger doch noch? Aber es war nicht das Geräusch einer Cessna. Auch kam das Knattern aus westlicher Richtung, daher, wo die Sonne gerade unterging. Es war ein Hubschrauber – eindeutig.

Sie war überrascht.

Einen Hubschrauber hatte sie hier noch nie gesehen.

Und dann war da noch ein anderes Geräusch. Wie ein Rauschen. Sie hatte keine Ahnung, was das war. Sie versuchte, durchs Fernglas etwas zu erkennen, aber die Sonne blendete sie zu sehr. Das Knattern und das Rauschen wurden immer lauter. Unten im Lager sah Barbara, dass auch die anderen aus ihren Zelten und aus dem Container kamen, um zu sehen, was draußen los war.

»Es kommt ein Hubschrauber aus dem Westen«, rief sie nach unten. Ewald, ihre noch frische, leidenschaftliche Affäre aus Deutschland, schaute zu ihr hoch.

»Touristen?«

»Sicher nicht. Die gibt es schon lange nicht mehr. Muss Militär sein.«

Auch die Serengeti war seit Jahren praktisch touristenfremd, nicht schlecht nach ihrer Meinung, auch wenn das nicht unbedingt die Wildtiere schützte, eher im Gegenteil. Ohne Touristen waren die Wildtiere nur noch für die Jagd gut. Und die wurde reichlich betrieben, legal und illegal, wie sie fast jeden Tag, den sie draußen verbrachte, feststellen musste. Das Militär war an der Jagd auf Wildtiere – illegal und legal – maßgeblich beteiligt. Die Tiere, die sie fand, hatten meistens Schusswunden von Maschinengewehren. Und die hatte nur das Militär.

Barbara spürte ein kurzes Frösteln im Nacken. Der Hubschrauber bedeutete nicht Gutes ...!

»Und was für ein Rauschen ist das?«, fragte Ewald nach.

»Keine Ahnung.«

Ewald kam die Plattform hoch. Mehr Platz war hier nicht, die anderen mussten unten bleiben.

Barbara gab Ewald das Fernglas. Er versuchte, etwas zu erkennen.

»Mein Gott, nein!«

»Was ist?«

»Eine Stampede, eine riesige, vor dem Hubschrauber. Und der kommt verdammt schnell näher!« Ewald war blass geworden.

Barbara riss ihm das Fernglas aus der Hand. Ewald hatte recht. Eine riesige Staubwolke näherte sich dem Lager, von einer gewaltigen Tierherde verursacht. Das war nicht normal, das waren panische Tiere, auf der Flucht. Es war tatsächlich eine Stampede. Sie würde alles niedertrampeln, wenn sie durch das Lager stürmte. Barbara wurde ganz mulmig.

»Wir müssen runter, in den Container, da kann uns hoffentlich nichts passieren«, rief Ewald.

Er war schon wieder die Leiter hinunter.

»Nein, es ist zu spät. Sie sind schon fast am Lager, das schaffen wir nicht mehr. Hier oben sind wir sicherer.«

Ewald sah rüber zur Staubwolke. »Du hast recht. Warne die anderen, sie müssen in den Container, sie können es noch schaffen.«

Barbara rief, so laut sie konnte, in das Lager runter. »In den Container, sofort! Eine Stampede.«

Einige schauten überrascht hoch, aber die anderen waren von den unbekanntenen Geräuschen und der Staubwolke so ergriffen, dass sie gar nicht mitbekamen, dass Barbara sie warnte. Sie sah, dass nur Gwendolyn und Franziska, die beiden Biologie-Studentinnen der Frankfurter Universität, zu dem Container rannten.

Alle anderen reagierten nicht, starrten gebannt auf ihren Untergang. Barbara schoss Tränen in die Augen. Sie sah, wie die ersten Gnus in das Lager rannten. Nun endlich verstanden die anderen - zu spät. Die Welle aus Tieren stürmte durch das Lager. Es waren Tausende oder noch viel mehr, Gnus und Zebras, Antilopen und vorneweg Löwen. Barbara konnte ihre Anzahl nicht mehr schätzen, es waren zu viele. Niemand hielt diese Unmassen an Tieren in ihrer Panik auf: kein Mensch, kein Auto, kein Zelt. Kurze Schreie, dann Stille und Entsetzen. Sie waren tot, ganz sicher.

Auch die Kikuyus hatten keine Chance. Die Herde rannte einfach über sie hinweg. Aus der Tierwelle wurde ein Tier-Tsunami. Das Drama war noch lange nicht zu Ende. Auch die Wissenschaftler wurden überrannt.

Gwendolyn und Franziska hatten es geschafft. Barbara war erleichtert, als sie sah, wie beide noch gerade vor der vorbeistürmenden Herde in den Container sprangen. Ein Gnu sprang mit rein, kam gleich wieder raus und wurde selber von den anderen Tieren überrannt. Barbara mochte gar nicht hinsehen, konnte den Blick aber auch nicht abwenden.

Es kamen immer mehr Tiere aus dem Staub, die Welle wurde stärker, nicht schwächer. Es war noch immer nicht vorbei. Nun kamen auch Büffel und sogar Elefanten. Es mochten hunderte von Elefanten sein, die nun laut trötend und panisch durch das Lager stürmten. Sie walzten alles nieder, was die Wellen vor ihnen nicht zertreten hatten.

Die Aussichtsplattform fing an zu wackeln. Die Elefanten konnten nicht ausweichen. Es knackte und die Holzkonstruktion neigte sich langsam aber sicher zur Seite. Sie kippte um.

Barbara schrie. Auch Ewald schrie. Sie versuchten, sich am Geländer festzuhalten, aber das machte natürlich keinen Sinn. Die Elefanten begruben beide unter ihren dicken Beinen. Es dauerte nur Sekunden der Todesangst, dann waren sie im Staub zertrampelt. Die Elefanten, die beide retten wollten, zogen respektlos weiter. Barbara und Ewald waren zusammen an ihrer Liebe zu den Tieren gestorben.

*

Auch Obutu sah ehrfürchtig und erregt, wie die riesige Tierherde vor ihnen her durch die Serengeti stürmte. Es war ein erhabenes und auch grausames Spektakel. Soweit das Auge reichte, bewegte sich eine Welle aus Tierkörpern und Staub zum Mara-Fluss. Sie walzte alles platt, was sich ihnen in den Weg stellte. Auch andere Tiere wurden Opfer der Stampede. Selbst Löwen und Hyänen wurden einfach niedergetrampelt, wenn sie nicht wegliefen. Es war eine Spur des Todes und der Verwüstung durch die Serengeti gezogen worden.

Obutu erblickte in der Ferne den Fluss. Dann sahen seine scharfen und kriegserfahrenen Augen dort etwas aufblin-ken.

Ein Fernglas!

Jemand war vor der Herde, im Osten, und schaute mit einem Fernglas zu ihnen, zu der Stampede herüber. Das war kein guter Platz. Die Tiere würden auch dort alles niederwalzen.

Als die Herde durch das Lager hindurchgezogen war, landete der Hubschrauber in der Nähe. Obutu und Abudavi wollten sich anschauen, wer dort zugeschaut hatte und niedergetrampelt worden war.

»Ein Lager. Zelte und Geräte. Alles platt.« Abudavi sprach aus, was beide zwischen den Hunderten an Tierkadavern sahen. »Sieh da, auch einige Schiffs-Container. Sicher Forscher. Wer sonst sollte hier so was aufbauen. Habe ich noch nie verstanden, warum die das machen. Es sind doch nur Tiere, die sie hier beobachten können. Es sind sicher Weiße. Afrikaner würden das nicht machen. Habe ich schon immer gehasst. Tiere waren denen immer wichtiger als wir Massai.«

Obutu nickte. Er war der gleichen Meinung. Zusammen gingen sie durch das zerstörte Lager zum Container. Vielleicht gab es da ja was Spannendes oder Wertvolles zu entdecken. Auch wenn beide reich, sogar sehr reich waren und bald noch reicher werden würden, so waren ihre Neugierde

und Gier doch noch vorhanden. Sie waren Krieger. Sie waren Massai.

Vor der Tür zum Container lag ein völlig zertrampeltes Gnu. Sie stiegen über den Kadaver hinweg in den arg ramponierten und verschobenen, aber im Grunde noch recht intakten Container hinein. Hier konnte noch etwas Interessantes heil geblieben sein. Sie waren neugierig und erregt, doch sie fanden nichts von Belang. Nur umgefallene Schreibtische und Regale. Auf dem Boden Papier und irgendwelches Gerät, was Wissenschaftler so alles brauchten. Sie kannten sich damit nicht aus. Es interessierte sie auch nicht. Aber was sie interessierte, fanden sie unter einem Tisch im Labor: zwei verängstigte, junge und weiße Frauen.

Als sie ihren Spaß gehabt hatten, beide waren doch recht lebendig und wehrhaft gewesen, was die Triebe von Obutus und Abudavis nur noch mehr angeregt hatte, gingen sie erschöpft, aber befriedigt zurück zum Hubschrauber. Die blutigen Schenkel und Skalps der beiden Frauen, die sie mitgenommen hatten, warfen sie in den Hubschrauber zu ihren Elitesoldaten.

»Haltet das schön kühl! Es sind besondere Leckerbissen und Trophäen für meine Krönung.« Die Soldaten grinsten und taten, was ihnen befohlen wurde.

»Zurück nach Arusha! Für heute ist es genug. Morgen gehen wir auf Löwenjagd.«

Der Hubschrauber hob ab und flog zurück nach Arusha. Bei ihrem Rückflug über die Serengeti sah Obutu überall Staubfahnen und rennende Tiere. Seine Soldaten waren mit Leib und Seele dabei, sich die Serengeti für ihre Rinder zurückzuholen. Sie würden stolz mit vielen Trophäen zurückkommen. Er freute sich für seine Leute und sein Volk.

Morgen würden sie bei diesem Gemetzel mitmachen. Sie wollten noch mehr Fleisch und Trophäen für die Krönung besorgen. Speziell für ihre Ehrengäste, die Könige aus dem Kaiserreich Afrika. Das war er ihnen schuldig, nach der Wahl und der Krönung. Obutu grinste zu Abudavi hinüber, der ebenfalls rausschaute und sicher die gleichen Gedanken hatte. Er grinste zurück.

Es würden schöne Tage der Jagd werden, nur sie beide, wie Brüder. Sie waren Massai, aus einem Stamm, und sie waren Krieger. Ihnen gehörte Afrika.

*

Fünf Tage später waren Obutu und Abudavi erschöpft. Jeden Tag waren sie wieder rausgeflogen, waren Löwen und Elefanten hinterhergepörscht und hatten sie geschossen. Nebenbei hatten sie auf Tausende von Gnus, Zebras und Antilopen angelegt. Einige Weiße und Kikuju hatten sie auch erwischt. Die Maschinengewehre waren dafür hervorragend geeignet.

Richtig Spaß aber hatte es gemacht, wenn es gefährlich wurde. Den letzten Löwen hatten sie deswegen im Übermut mit dem Speer getötet. Das war ein Risiko, weil das Tier nach langer Hatz völlig verausgabte und panisch war. Abudavi hatte einen tiefen Kratzer auf der Schulter abbekommen, als der Löwe ihn überraschend von hinten ansprang. Obutu hatte ihn gerettet, wieder einmal, und den Löwen mit einem Stich ins Herz getötet. Dieses Herz und die Hoden des stattlichen männlichen Tieres hatten sie noch vor Ort gegessen. Die Mähne würde den Kaiserstuhl von Abudavi schmücken. Beide würden sie wissen, wie der Löwe erlegt worden war.

Es war die schönste Zeit der letzten Jahre gewesen, ohne Zwang, nur zu zweit, mit viel Spaß. Aber nun hatten sie genug Fleisch und Trophäen für die Ehrengäste und die Kaiserkrönung, die morgen stattfinden würde. Die Zeit drängte. Sie mussten die Jagd beenden.

Wie in den Tagen vorher, sahen sie auf dem Rückflug nach Arusha, dass ihre Elitesoldaten gute Arbeit geleistet hatten. Überall lagen tote Elefanten, Gnus, Büffel, Zebras, Giraffen und andere Wildtiere. Es waren zu viele, als dass das Fleisch oder die Kadaver hätten geborgen werden können. Sollten die Geier oder die verbliebenen Hyänen sich diese als Beute holen. Alle seine Elitesoldaten würden mit Trophäen und erfüllt von ihren Erlebnissen zurückkommen. Nicht wenige würden ihre Trophäe mit dem Speer erlegt haben. Einige würden dabei auch zu Tode gekommen sein. Die Familien würden um sie trauern, aber in

Respekt und im Wissen darum, dass ihre Söhne für etwas Gutes, für sie, gestorben waren.

Befriedigt sahen sie, dass viele Massai-Hirten mit ihren Rinderherden nun in der Serengeti herumzogen, so wie früher, bevor es ein „Schutzgebiet“ geworden war. Sie hatten nun ihre Weide und ihr Stammesland zurück. Viele winkten zu ihnen hoch, wohl wissend, wer da über sie hinwegflog. Es war ein beglückender Anblick.

Die verbliebenen Wildtiere würden sie oder die Massai mit der Zeit auch noch erwischen.

Obutu und Abudavi waren glücklich und ruhten sich auf dem Rest des Rückfluges aus. Die Jagd würde in guter Erinnerung bleiben und morgen würde ein langer und wichtiger Tag werden. Dann würden sie wieder König beziehungsweise Kaiser sein und dessen General. Niemand würde es mit ihnen aufnehmen können.

*

Der Buschflieger für die Forschungsstation der „Frankfurter Zoologischen Gesellschaft“ wurde erst nach drei Tagen wieder aus dem Gefängnis des Flughafens von Arusha freigelassen, auf Anweisung des Königs, wie es hieß. Es waren keine schönen Tage gewesen. Die Zelle war heiß, überbelegt, das Essen und die Laune der Wächter waren schlecht und es gab keine Sanitäreanlagen. Alle

entschuldigten sich für die Umstände, aber es wäre nicht anders gegangen.

»Die Sicherheit des Königs und der Krönungsfeierlichkeiten geht vor, Sie verstehen?«

Der Flieger nickte nur. Jede Widerrede, Beschwerde oder Beleidigung wäre jetzt völlig kontraproduktiv, das wusste er. Er wollte seine Aufgabe nun so schnell wie möglich erledigen, zur Forschungsstation hin, dann zurück, und so schnell wie möglich außer Landes. So schnell würde er nicht wieder herkommen.

*

Er sah aus der Luft das unglaubliche Massaker an den Wildtieren. Überall erschossene Elefanten, Büffel, Gnus, Giraffen, einfach alles. Nächstes Jahr würde die Serengeti gesprenkelt sein von weißen Knochen der Millionen Tiere, die in diesem Jagdwahnsinn umgebracht worden waren. Er hatte das schon mehrmals gesehen in den anderen Nationalparks, die bereits ähnliches mitgemacht hatten. Aber die Serengeti war etwas Besonderes, und deswegen war dieser Anblick auch für den Buschflieger besonders traurig.

Nach vierhundert Kilometern Flug über die Spuren des Massakers landete die Maschine auf der Graspiste der Forschungsstation. Auch hier war alles zerstört worden. Die Forschungsstation war nur noch ein Schrotthaufen. Viele

tote Tiere – Gnus, Zebras, sogar Elefanten – und nicht mehr identifizierbare, zertrampelte Menschen. Was musste hier für eine Panik gewesen sein. Sein Grauen wurde noch stärker, als er im noch weitgehend begehbaren Container die zwei schon verwesenden, von Maden und Fliegen besiedelten, in blutigen Lachen liegenden und nach Aas stinkenden Leichen der zwei vergewaltigten und verstümmelten deutschen Studentinnen vorfand. Ihnen waren die Skalps und die Beine abgehackt worden. Es war so grauenhaft ...!

Ihm wurde schlecht und er wusste sofort, dass auch sein Leben nicht mehr sicher war. Er war Zeuge von etwas, wofür es keine Zeugen geben sollte. Nachdem er einige Fotos gemacht hatte, stieg er wieder in seinen Flieger und flog los. Weg hier, nur weg! Leider musste er zurück nach Arusha, nur dort gab es Treibstoff. Aber dann, nichts wie raus aus dem Land. Sie würden ihn hier nicht wiedersehen. Weiße waren hier nicht mehr willkommen und nicht mehr sicher.

Sicher war nur, dass jeder irgendwann sterben muss. - Bei seinem Rückflug über die Serengeti wurde der Buschflieger abgeschossen. Die jungen Massai-Hirten freuten sich über den gelungenen Abschuss. König Abudavi hatte erst vor ein paar Tagen wissen lassen, dass sie alle Flugzeuge dieser Art abschießen sollten, das war ihr gutes Recht und ihre Pflicht. Die Hirten hatten von den Soldaten Abudavis Kalaschnikows erhalten, damit sie sich vor den wilden Tieren schützen konnten. Vielleicht konnten sie damit auch einen vagabundierenden Löwen töten, der dem Massaker noch

nicht erlegen war, oder einen Buschflieger abschießen. Die Zeiten waren traumhaft für die Massai-Hirten. König Abdavi hatte es möglich gemacht.

Den Buschflieger schossen sie gekonnt ab, gerade als er sehr tief, vielleicht fünf Meter, über sie hinwegflog. Sie waren Krieger, ein Schuss in die Kabine, ein Schuss in den Motor, und schon trudelte der Flieger. Der Absturz war nur eine Sache von Sekunden. Sie hassten die kleinen Sportflieger, die von den arroganten Weißen benutzt wurden. Ein Afrikaner würde nicht mit so etwas über die Serengeti fliegen, niemals. Sie hofften, vielleicht etwas Wertvolles im Flieger finden.

Es war jetzt wieder ihr Afrika, ihre Serengeti. Weiße hatten zu verschwinden. So einfach war das.

Mit der Serengeti wurde der letzte Nationalpark im Kaiserreich Afrika wieder an die Einheimischen übergeben. Land war knapp, und Wildtiere hatten keinen Sonderstatus mehr, wenn Menschen hungerten oder Platz brauchten.

Die „Fackel Afrikas“ brennt

Tadesse Mekuria befestigte weitere Autoreifen aneinander und an einen Stein, so dass sie nicht abrutschen konnten. Es war keine leichte Arbeit, aber er war froh, überhaupt welche bekommen zu haben. Er brauchte dringend Geld und nicht nur Almosen, wie er sie im Flüchtlingslager

bekommen hatte. Er war ein junger kräftiger Mann. Er brauchte Arbeit auch deswegen, um sich wieder wertvoll zu fühlen. Zu viele Erniedrigungen und Enttäuschungen seines Lebens fraßen an ihm. Hier war er endlich wieder zufrieden mit seinem Schicksal.

Vor fünf Jahren war er, mit nichts als seinen Kleidern am Leib, als Flüchtling von Abessinien nach Arusha gekommen. Er gehörte zur äthiopisch-orthodoxen Kirche und war einer der Millionen Christen, die der Kalif von Sudan-Abessinien vor mehr als fünf Jahren aus seinem Land ausgewiesen hatte.

Viele von Tadesse's Bekannten hatten sich gewehrt, die Heimat zu verlassen, aber sie hatten es mit dem Leben bezahlt. Die moslemischen Soldaten aus dem Sudan waren nicht zimperlich gewesen, ihren Befehl umzusetzen, alle Christen aus Abessinien aus dem Land zu werfen. Immer nach dem Motto: besser jetzt hart durchgreifen als später lange Ärger haben.

Millionen Tigrayer und Abessinier war nur ein Weg geblieben. Sie flohen in den Süden des ehemaligen Äthiopiens, ins neue Königreich Oromia-Südsudan, oder noch weiter ins Königreich Ostafrika. So wie Tadesse.

Tadesse sah in der Ferne den nächsten Hubschrauber näherkommen. Er brachte weitere fünfhundert Reifen.

Seit zwei Monaten arbeitete Tadesse mit fast fünftausend anderen Äthiopiern auf dem Uhuru peak, um im Gipfelschnee und zwischen dem Geröll hier oben – in zwischen

vier- und fünftausend Metern Höhe – Autoreifen anzunehmen und festzubinden, damit sie nicht runterrutschen oder -rollen konnten. Äthiopier waren es gewohnt, in großer Höhe zu arbeiten, aber auch für sie war die Luft hier oben schon sehr dünn. Tadesse war schwere Arbeit gewohnt. Auch in Abessinien hatte er als Bauer jeden Tag in großer Höhe geschuftet, wie seine Vorfahren seit Tausenden von Jahren.

Auch hier, auf dem höchsten Berg Kibo, des Uhuru peak – früher hieß er mal Kilimandscharo, was „der Helle“ bedeutete, wegen des Schnees –, war die Aussicht auf das weite Land und den weiten Himmel wie zu Hause. Er wurde wehmütig, wenn er darüber nachdachte. Hier könnte er ein neues Zuhause finden, wenn er nur nicht so viel Heimweh gehabt hätte. Aber einen Weg zurück nach Abessinien sah er nicht. Seine Kinder würden hier groß werden. Sie sollten eine Zukunft haben. Dafür würde er sorgen, auch mit dieser harten Arbeit.

Rund um den Berg war das rund zwanzig Kilometer lange und fünfhundert Meter breites Netz von Autoreifen fast fertig. Eine Millionen Reifen sollten es sein, hatte er gehört. Unglaublich. Aber sie hatten es geschafft. Die Vorarbeiter sagten, die Aktion solle vor Bergrutschen schützen. Für Tadesse war das Unsinn, was sollten rutschende Steine schon anrichten. Aber er fragte nicht. Er tat, was er zu tun hatte.

Der Helikopter landete nicht, die nächsten Reifen hingen unter ihm in einem Netz. Hunderte Male war er schon

gekommen. Tadesse und die anderen hatten das Netz unten geöffnet, die Reifen fielen heraus. Alle mussten helfen, damit sie nicht den Berg runterrollten. Nicht wenige verloren sie dadurch. Wenn das Netz leer war, flog der Hubschrauber wieder ab, um die nächste Ladung zu holen.

Tadesse war jedes Mal beeindruckt, den großen Hubschrauber auf dieser Höhe so elegant und stark fliegen zu sehen. Auf der Seite war zu lesen, dass er zum Militär des Königreiches Ostafrika gehörte, aber die Aufschrift überdeckte nur schwach die Schrift darunter. Wie er erkennen konnte, war es eine russische Maschine, vom Typ Mil-Mi 26. Sie war für zwanzig Tonnen Nutzlast ausgelegt. Die kräftigste Maschine, die sich das Königreich Ostafrika leisten konnte. Insgesamt hatte das Reich dreißig dieser Könige der Lüfte im Dienst. Im Krieg waren sie von unschätzbarem Wert, mit ihrer Wendigkeit und hohen Nutzlast. Auch nun, nach dem Ende des Krieges, waren sie hilfreich, wie Tadesse immer wieder feststellen musste. Abends, wenn sie nach Hause konnten, stiegen er und seine Kollegen in solch einen Hubschrauber oder einfach in das Netz und schwebten nach unten in das Nachtlager. Morgens kamen sie mit den ersten Reifen wieder nach oben. Es war noch niemand bei diesen doch gefährlichen Transporten aus dem Netz gefallen. Aber es war abenteuerlich. Tadesse hatte bei seinem ersten Flug im Netz höllische Angst gehabt und erst kurz vor der Landung die Augen wieder geöffnet. Inzwischen aber hatte er sogar Gefallen an den Flügeln.

Heute würde der letzte Tag sein. Sie hatten schon die andere Arbeitsgruppe entdeckt, die die gleiche Arbeit wie sie machte und ihnen entgegenkam. Noch hundert Meter, dann war das Netz komplett. Tadesse würde für diese zwei Monate mehr Geld verdienen als vorher in Abessinien in einem ganzen Jahr. Er war stolz darauf, dieses Netz aus Reifen mit geschaffen zu haben. Auch wenn er nicht wusste, wozu es wirklich gut war.

Nun freute er sich auf sein Zuhause in Arusha, auf seine Frau und seine beiden Babys. So lange hatte er sie nicht gesehen. Auf das Flüchtlingslager, in dem sie wohnten, freute er sich nicht besonders. Aber er hatte gehört, dass der König von Ostafrika in zwei Wochen in Arusha zum Kaiser gekrönt werden sollte. Bei den Feierlichkeiten würde hoffentlich auch etwas Glanz, Freude und Essen für sie im Flüchtlingslager abfallen.

*

Nikara freute sich wie ein kleines Mädchen. Alles war so aufregend und neu für sie. Vor wenigen Stunden war sie in der Massai Lodge, westlich am Fuße des Uhuru peaks gelegen, angekommen. Sie hatte sich nach der langen Reise kurz frischgemacht und musste dann erst einmal nach draußen. Es war Abend und die Sonne ging rotglühend im Westen unter. Der höchste Berg Afrikas, der Kibo, mit seinen über fünftausendachthundert Metern, wurde von der

Sonne angeschieden. Der wenige Schnee, den es noch auf dem Gipfel gab, faszinierte Nikara. So etwas hatte sie noch nie gesehen, nur auf Bildern. Aber nun sah sie es mit eigenen Augen. Nicht zu fassen. Es war fürwahr ein mächtiger, beeindruckender und schöner Berg. Er verdiente es, der berühmteste Berg Afrikas genannt zu werden.

Neben ihr lief Geoffrey. Auch er war aus Nigeriana gekommen, um hier an der Kaiserkrönung von Abudavi teilzunehmen. Sie hatten sich auf dem Flughafen von Lagos kennengelernt. Er war aus dem Stamm der Yoruba und lebte in Lagos, dieser berüchtigten, stolzen, vor Leben pulsierenden, aber auch chaotischen riesigen Stadt, mit ihren mehr als sechzig Millionen Einwohnern. Nikara war noch nie in Lagos gewesen. Eigentlich war sie noch nie in einer wirklich großen Stadt gewesen.

Sie lebte seit ihrer Geburt vor einundzwanzig Jahren in Tahoua, einer wachsenden, aber doch eher kleinen Stadt im ehemaligen Niger, nun zu Nigeriana gehörend, direkt vor der Grenze zum „Niger des Nordens“, das nun hinter einer großen Mauer lag.

Sie war Polizistin, als Frau in dieser moslemischen Stadt nicht gerade üblich, aber für einige Anlässe notwendig. Sie kümmerte sich um die vielen weiblichen Flüchtlinge, die in den Norden – nach Niger, zu den Weißen – über die Grenze wollten. Dafür wurden Polizistinnen gebraucht. Männern war es verboten, Frauen zu durchsuchen.

Nikara liebte Tahoua, ihre Arbeit und alles was damit zu tun hatte. Es war ein einfaches Leben, das sie führte, aber nun würde es Abwechslung geben. Sie hatte die Reise ihres Lebens gewonnen.

Vor zwei Monaten hatte Olowe, König von Nigeriana, eine Lotterie für die einhundert Nigerianaer ausgelobt. Die Gewinner würden bei der Krönungsfeier des Kaisers von Afrika dabei sein dürfen. Ein Los kostete zwar einen Tageslohn, aber es hatte sich gelohnt. Sie war außer sich gewesen, als sie erfuhr, gewonnen zu haben. So viel Glück, und dann auch noch bei so einer tollen Reise.

Geoffrey hatte ihr alles über Lagos erzählt. Sie konnte gar nicht genug von seinen Geschichten bekommen. Der Achtundzwanzigjährige sah gut aus, mit seinem krausen Haar, den wachen dunklen Augen und den vollen, scheinbar immer lächelnden Lippen. Ein Typ, wie gemacht für sie. Aber als ledige Muslima ziemte es sich nicht, mit einem Christen aus Lagos anzubandeln. Die einst strengen Sittenregeln galten nun, seit der Vereinigung mit Nigeriana, zwar nicht mehr, aber sie selbst war sittsam. Das verlangten zwar nicht das Gesetz und die Sittenwächter, aber ihre Erziehung und Kultur. Geoffrey akzeptierte das, ohne Zweifel. Auch er war an ihr interessiert, da war sie sich sicher. Aber in einer freundlichen und respektvollen Art. Es schmeichelte ihr, gemocht zu werden.

Auf dem Flug von Lagos nach Arusha hatten sie zusammengesessen. Mit den anderen ausgelosten Teilnehmern

und natürlich mit König Olowe, der völlig unpathetisch und wie ein einfacher alter Mann in der ersten Reihe saß und sich den ganzen Flug über mit den anderen Passagieren unterhielt. Sogar mit Nikara und Geoffrey hatte er mehrere Sätze gewechselt. Woher sie kämen, wie es ihren Familien ginge, ob sie schon mal geflogen seien und ob sie sich freuten, bei der Kaiserkrönung dabei sein zu dürfen. Was für ein toller König, dachte Nikara. Sie war beeindruckt von ihm. Hoffentlich würde der Kaiser von Afrika auch so freundlich und vertrauenerweckend sein.

Mit Geoffrey schlenderte sie im Licht der untergehenden Sonne durch das riesige Gelände der Lodge, das für die Kaiserkrönung hergerichtet worden war. Fast tausend Gäste waren eingeladen worden, aus allen neun Königreichen jeweils hundert, und weitere hundert aus Groß-Südafrika, darunter Präsident Mbeki und mit ihm Diplomaten aus der ganzen Welt, die ihre Botschaften in Maseru hatten. Insgesamt waren rund sechzig Regierungsvertreter angereist. Hinzu kamen noch die Vertreter der internationalen Medien. Sie waren schon seit einigen Tagen im Lager und sollten über die Kaiserkrönung berichten. Kritische Fragen und ein freies Bewegen war diesen ausländischen Gästen allerdings nicht gestattet. Sie standen unter der Verantwortung von Mbeki. Weitere ausländische Gäste waren nicht eingeladen worden. Es sollte ein Fest von Afrikanern für Afrikaner werden.

Nikara und Geoffrey sahen viele andere Gäste, die ebenfalls durch das riesige Lager spazierten. Auch sie schienen

ergriffen zu sein vom Uhuru peak, dem Lager, der Krönung und dem Glück, dabei sein zu dürfen.

Als die Sonne untergegangen war, wurde es kalt. Ungeohnt für Nikara. Sie ging in ihr Zelt, das sie mit anderen Frauen aus Nigeriana teilte. Sie wusch sich, ging auf die Toilette – selbst hier war sie beeindruckt: Sie war aus echtem Porzellan, bestand nicht nur aus einem Holzbrett über einem Loch, so wie sie es von Tahoua kannte. Es wurde mit Wasser gespült. So etwas war in ihren Augen Verschwendung, weil Tahoua in der Sahelzone lag und Wasser sehr knapp war. Niemand würde dort auf die Idee kommen, Wasser zum Spülen der Toilette zu verwenden. Das ging allen so, die mit ihr im Zelt waren. Als die erste es ausprobierte, schrie sie vor Überraschung und Erregung. Alle kamen, um zu sehen, was los war. Und dann mussten alle es probieren. Was für ein Luxus. Abends aßen sie dann zusammen mit den anderen Frauen aus Nigeriana ihr traditionelles Mahl, Maisbrei mit einer Soße aus Okra, das die Menschen in Afrika Ladyfinger nannten. Es schmeckte hervorragend. So gehörte es sich. Dazu kaltes Wasser, ohne Sand und nicht abgestanden.

Die Männer hatten ihre eigenen Zelte. Auf dem Weg vom Essenzelt in ihr Schlafzelt bewunderte Nikara den Sternenhimmel, zusammen mit Geoffrey, den sie zufällig draußen getroffen hatte. Ob er auf sie gewartet hatte? Er tat so, als stünde er ganz zufällig dort unter einer Akazie, nicht weit vom Frauenzelt entfernt. Es war Neumond, und der

Himmel strahlte von den Lichtern der Galaxis. So etwas hatte sie in Tahoua selten gesehen. Was für ein Tag.

Nikara war so erfüllt wie in ihrem ganzen Leben noch nicht, aber auch völlig fertig, als sie weit nach Mitternacht auf ihr Feldbett fiel. Bevor sie einschlief, dachte sie noch an ihre Mutter, ihren Vater und die Geschwister, die stauen würden, was für Erlebnisse sie würde erzählen können. Und dann dachte sie an Geoffrey. Ob sie ihn morgen wiedersehen würde. Vielleicht bei der Kaiserkrönung oder danach beim Festmahl. Am liebsten würde sie neben ihm sitzen. Hoffnungsvoll und befriedigt schlief sie ein.

*

Dr. Christina Müller fuhr seit drei Tagen mit einem alten Landrover durch die Serengeti und war mehr und mehr erschüttert. Sie wusste, sie tat etwas Verbotenes. Eigentlich mussten Nicht-Afrikaner Reisegenehmigungen bei sich haben, wenn sie über Land fahren. Angeblich zu ihrer Sicherheit, was niemand glaubte. Es ging darum, die Ausländer abzuschrecken oder zu kontrollieren, wenn sie sich nicht von einer Reise abhalten ließen.

Aber Christina fiel hier nicht als Ausländerin auf. Sie hatte die Hautfarbe der Einheimischen, ihr tiefschwarzer Massai-Vater war eine kenianische One-night-Strandbeziehung ihrer Mutter gewesen, sie sprach fließend Kiswahili und

kannte Tansania in- und auswendig - durch ihre vielen Aufenthalte und ihr Studium. Sie hatte als Afrikanistin über dieses Land promoviert.

Sie war in Deutschland, in Hamburg, aufgewachsen und ziemlich „deutsch“, nicht nur wegen ihren Namens, der viele noch irritierte, die ihre Hautfarbe sahen. Sie war pünktlich, ordentlich, diszipliniert, fleißig, ehrgeizig und stur. Seitdem sie verstand, dass ihr Vater aus Kenia stammte, sie mochte vielleicht zwölf Jahre alt gewesen sein, hatte sie ein Faible für Afrika.

Während des Studiums, vor dem Krieg und auch noch in den ersten Kriegsjahren war sie häufig in Ostafrika gewesen. Seit acht Jahren war sie aber nicht mehr hier gewesen und dementsprechend hungrig auf neue Informationen. Sie wollte mit eigenen Augen sehen, was sie ansonsten nur durch „Hören-Sagen“ oder von Satellitenbildern erfuhr.

Christina war Journalistin und berichtete seit acht Jahren von Maseru aus für den „Spiegel“, die wichtigste unabhängige Nachrichtenplattform der Welt, über Afrika. Dieser Kontinent war in den letzten zwanzig Jahren für den Rest der Welt immer dunkler, unbekannter und unverständlicher geworden.

Ihre Reportagen waren wertvoll für all diejenigen, die sich überhaupt noch für Afrika interessierten. Maseru war der globale Markt für Informationen über diesen Teil der Erde; anders war praktisch nicht mehr heranzukommen. Der Tourismus oder ein diplomatischer Austausch waren in

Afrika seit dem Krieg praktisch zum Erliegen gekommen. Auch die internationalen Hilfsorganisationen und sonstigen Zivilgesellschaften hatten sich fast vollständig aus dem Afrika südlich der Sahara herausgezogen. Entwicklungshilfe tröpfelte nur noch an wenigen Stellen, war kurz vorm Versiegen.

Afrika südlich der Sahara war seit Jahrzehnten unabhängig und auf sich alleine gestellt, wie es der schwarze Kontinent schon immer gefordert und nun bekommen hatte, mit allen Konsequenzen.

Die wenigen noch produzierenden Ölfelder und Minen gehörten reichen afrikanischen Wirtschaftsbossen, die sich in Genf, Paris, London, New York oder Hongkong im Luxus suhlten und von dort aus ihre Heimatländer ausbeuteten. Sie waren dadurch – selbst für Maßstäbe der reichen Welt – wirklich sehr reich geworden. Der Krieg hatte dabei nicht unwesentlich geholfen, daher war er durch diese Wirtschaftsbesse unterstützt worden, wo und wie es ging. Sie gaben stets vor, die Ehre und Würde ihrer Heimatländer schützen zu wollen, aber eigentlich wollten sie nur ihre Pfründe sichern. Außerdem, auch am Krieg ließ es sich gut verdienen.

Die Könige brauchten Waffen und dafür brauchten sie Geld. Sie bekamen es von den Wirtschaftsbossen, die dafür ein Vielfaches an Provisionen und Konzessionen für Minen und andere Ressourcen erhielten. Die Welt bekam heiß begehrtes Öl, Gold, Diamanten, seltene Erden, Hölzer,

seltene Tiere und Pflanzen zu Spottpreisen. China und Europa nahmen diese für sie immer noch günstigen natürlichen Ressourcen gerne, auch wenn sie sich dabei die Hände schmutzig machten. Aber es war billiger, mit korrupten Wirtschaftsbossen zu verhandeln als mit stabilen Regierungen, wie die Praxis zeigte. Von den Erlösen, die die Wirtschaftsbosse erhielten, blieb nur ein kleiner Teil in den Ländern, die ihre Schätze zur Verfügung gestellt hatten. Das Geld landete zum großen Teil auf Konten in reichen Ländern außerhalb Afrikas, damit die Bosse ihren Luxus sichern konnten. Afrikaner trauten Afrikanern nicht unbedingt, soweit sie nicht zur Familie gehörten.

Krieg war Geschäft – Geschäft war Krieg. Besonders in Afrika.

*

Amerika spielte seit fünfzehn Jahren in Afrika und auch global keine Rolle mehr, als sich der Kontinent – von den USA und Kanada dominiert – wirtschaftlich, kulturell und militärisch völlig isoliert hatte, ganz im Gegensatz zu den erheblichen Einflussnahmen während der hundert Jahre davor. Sie ließen Afrika den Europäern, Chinesen und Arabern. Viel zu holen gab es da eh nicht mehr, außer Problemen, so ihre Begründung.

Natürlich war diese Begründung an den Haaren herbeigezogen, alle wussten das. Die wahren Gründe lagen darin, dass sich die Angst der Amerikaner vor Terroristen und Ausländern, nach dem 11. September 2001 – nach den Angriffen auf das World Trade Center und das Pentagon mit Tausenden von Toten – ins Paranoide gesteigert hatte. Der Feind war nicht mehr eine ausländische Armee, sondern steckte potenziell in jedem einzelnen, aber besonders in schwarzen und moslemischen Menschen. Sie waren Synonyme für den Krieg von heute, für Terror und Armut, geworden.

Auf vielen geheimen Treffen der Sicherheitsbehörden der US-Amerikaner nach dem 11. September war das Internet als Schauplatz zukünftiger Kriege erkannt worden. Hier mussten sie die vollkommene Herrschaft erlangen, hier mussten sie gewinnen.

Vor allem mussten die US-amerikanischen Sicherheitsbehörden Daten von praktisch jedem Menschen der Erde, also potenzielle Terroristen, erlangen. Dafür war das Internet unschlagbar. Aber die Menschen mussten selber mitmachen, ihnen die Daten liefern, sonst wäre es ein unmögliches Unterfangen gewesen. Sie halfen Google, Apple, Microsoft, Facebook, Amazon und Co. mit Hunderten an Milliarden Dollar Börsengeldern dabei, das Instrument „Internet“ mit all seinen Daten an sich zu reißen.

Die attraktiven und meist kostenlosen Angebote – Geld spielte keine Rolle – waren so erfolgreich, dass praktisch

alle Menschen der Erde, bis auf China, mitmachten. Milliarden Menschen gaben freiwillig ihre Fingerabdrücke und Gesichtserkennung auf ihren Handys ab, kauften über Amazon, kommunizierten mit ihren Freunden und Feinden über social media wie Facebook und Twitter, bewegten sich mit Google maps zu Orten, die sie mit Hilfe von Signalen der US-amerikanischen GPS-Satelliten ansteuerten. Finanzielle Transaktionen, Flug-, Reise- und Hotelbuchungen liefen fast ausschließlich über Handys und Computer, die mit Spionagesoftware des US-Heimatschutzministeriums ausgestattet worden waren. Was die Menschen der Welt dachten und welche Informationen sie suchten, wurde bei den Suchmaschinen registriert, so dass die Computer von Google, Apple, Microsoft und Facebook ab den Zwanziger Jahren als künstliche Intelligenzen arbeiten konnten.

Alles war in US-amerikanischer Hand. Sie hatten den Krieg der Zukunft gewonnen, der im Internet stattfand. Nur China hatten sie nicht unter Kontrolle, ärgerlich aber nicht änderbar. Dieses riesige Land und der weltweite Gegenspieler der Amerikaner hatte von Anfang an sein eigenes Netz für Daten- und Menschenkontrolle aufgebaut und ließ US-amerikanische Firmen auch online nicht ohne Kontrolle ins Land hinein.

Das riesige Land war von Anfang an das internet- und social-media-süchtigste Land der Welt gewesen, noch weit vor Europa, den USA und dem Rest der Welt. Seit den 2010er Jahren kontrollierten Staatsorgane praktisch alles,

was die 1,4 Milliarden Chinesen online taten, sagten oder schrieben. Staatskonformes Verhalten wurde mit „social credit points“ belohnt, Fehlverhalten mit Abzug von „social credit points“ erheblich bestraft. Geringer „social credit“ bedeutete Einschränkungen beim Kaufen, auf dem Arbeitsmarkt, in Beziehungen und vieles mehr. Praktisch alle Chinesen strebten an, viel „social credit“ zu haben. Der in Europa und den USA viel beschriebene und kritisierte „Big Brother“ aus dem Buch „1984“ von George Orwell war in China schon längst überholt worden. Während US-amerikanischen Internetgiganten überall auf der Welt Daten sammelten und sie ohne Kenntnis der Kunden den US-amerikanischen Geheimdiensten zur Verfügung stellten, war in China die Datenverwendung für die Kontrolle und Beeinflussung ihrer Bürger offizielle Politik.

Trotzdem war die gerade einmal zwanzig Jahre alte Strategie der Geheimdienste der US-Amerikaner so erfolgreich, dass die von ihnen instrumentalisierten und gegründeten Firmen, alle auf amerikanischem Boden, die mächtigsten und reichsten der Welt wurden. Sie lieferten den Amis die erwarteten, freiwillig von den Menschen der Welt zur Verfügung gestellten Daten. Eine unglaubliche Erfolgsgeschichte, die natürlich geheim bleiben musste. Sonst würde ja niemand mehr mitmachen und das Ganze wie ein Kartenhaus in sich zusammenfallen.

Das passierte 2028.

Der ehemalige Präsident der USA, Barak Obama, musste vor Gericht eidesstattlich die Fragen mehrere investigativer Journalisten beantworten. So kam alles ans Licht. Die Welt war empört. Das Kartenhaus „Globales Internet“ brach binnen Monaten zusammen und wurde zu mehreren „kontinentalen Intranets“.

Die Europäer schalteten die von den Amerikanern kontrollierten Server und Funknetze ab, verboten deren Hardware und bauten eine eigene Hard- und Software auf. Dazu gehörte auch das Satellitensystem. Der Umbau dauerte überraschenderweise nicht länger als ein Jahr, die technische Kompetenz und auch die Hardware-Produktion lag ja in den Händen der Europäer und Chinesen. Afrika hatte dieses nicht und fiel in die Zeit vor Einführung von Internet und Mobilfunk zurück. Das war mit ein Grund für den Großen Afrikanischen Krieg. Die Menschen fühlten sich arm und verlassen.

Den Amerikanern war das egal. Sie hatten erfahren müssen, dass auch der Sieg im Internet nicht endgültig den Krieg entschied. Am 4. Juli 2046 war New York von einer Atombombe – zehnmal stärker als die Hiroshimabombe, aber nicht größer als ein Reisekoffer – zerstört worden. Fünf Millionen Amerikaner waren sofort umgekommen, viel mehr hatten an den Spätfolgen zu leiden.

Die Bombe war von einer Jacht im Atlantik aus mit einer Drohne – per Internet und GPS gesteuert – in die Stadt hineingetragen und gezündet worden. Das erfolgreiche

System „Internet“ hatte sich gegen die USA gewendet und das einst mächtigste Land der Erde hatte sich von der Welt abgeabelt. Kanada, Mittel- und Südamerika wurden anektiert und mit in die Isolation genommen. Seitdem war der amerikanische Kontinent auf sich gestellt. Der Austausch mit dem Rest der Welt war auf ein Minimum beschränkt.

*

Als attraktive, eloquente, schwarze und kluge Frau war Christina bei den Vertretern der Königreiche, der internationalen Zivilgesellschaft, der staatlichen und nicht-staatlichen Hilfsorganisationen sowie der Wirtschaft und bei sonstigen Interessensträgern Afrikas stets willkommen. Sie war besonders dann wichtig, wenn es darum ging, Informationen aus Afrika hinauszubekommen. Ihre Berichte waren gut und wurden weltweit zur Kenntnis genommen, sie waren von unschätzbarem Wert für ihre gut zahlenden Informanten.

Sie schrieb unter verschiedenen Pseudonymen über Afrika. Niemand, außer ihrer Redaktion in Hamburg, wusste, wer dahinter steckte. Aber viele in Maseru wussten: Wenn sie Christina informierten, wurden diese Informationen schnell verbreitet. Man glaubte ihren Informationen, was im „Rest der Welt“ nicht häufig vorkam.

In den letzten Jahren hatte Christina besonders viel über König Abudavi, seine Machtübernahme in einem ostafrikanischen Land nach dem anderen und letztendlich über seine Wahl zum Kaiser von Afrika berichtet. Die Welt staunte nur so, was da abging, und fragte sich, wer da so viel Macht an sich gehäuft hatte - für Afrika einmalig. Von Mbeki hatte Christina viele Details über die Gründung des Kaiserreichs und die Wahlen in Addis Abeba erfahren. Mit seiner Unterstützung berichtete sie über die Gräueltaten des Krieges, die Fehden und Kämpfe von ehemaligen und neuen Machthabern, die geheimen Einmischungen und Machenschaften. Persönliche Gespräche mit dem „Rest der Welt“ fanden meistens abends in der Bar, im Bett oder an sonstigen geheimen und intimen Plätzen statt. Christina hatte ein gutes Netz an Informanten und berichtete fleißig an solide Nachrichtenjournalen. Sie glaubte an das Gute des Journalismus und wollte ihren Teil dazu beitragen, dass die Welt und besonders Afrika etwas besser wurde. Das war sie nach ihrer Meinung ihrer Herkunft schuldig.

Für den Rest der Welt würde es unter Kaiser Abudavi noch schwieriger werden, wahre und kritische Informationen aus dem Gebiet des zukünftigen Kaiserreichs Afrika zu bekommen.

Das einzige Schlüsselloch für eine unverfälschte Sicht auf das Kaiserreich war jetzt schon Maseru, wo Christina seit acht Jahren lebte und arbeitete. Christinas Marktwert stieg.

Sie hatte sich riesig gefreut, dass sie nun nach so langer Zeit wieder einmal nach Tansania fahren konnte. Der Anlass war natürlich die Kaiserkrönung, aber sie wollte mehr sehen als Oberhäupter und Festgelage. Sie wollte sehen, was hier in den letzten Jahren passiert war. Und es war nicht schön, was sie entdeckte.

Präsident Mbeki von Groß-Südafrika war einer ihrer wichtigsten Informanten. Sie hatte ihn vor einem halben Jahr auf einer Pressekonferenz kennen und schätzen gelernt, sowohl in der Frage der Qualität von Informationen als auch in der Bar und im Bett. Seitdem hatten sie eine Affäre, wie sie es nannten. Niemand wusste davon, wie sie hofften. Für Mbeki konnte das gefährlich werden, besonders in seiner Rolle als Vermittler zwischen Afrika und dem „Rest der Welt“. Für Christina war es ebenfalls wichtig, ihre Quellen nicht zu nennen, damit diese nicht versiegten.

*

Christina war vor ein paar Tagen schon mit der internationalen Delegation – fast hundert Vertretern internationaler Regierungen, Medien, NGOs und Wirtschaftsverbände, die Afrika von Maseru aus bedienten – nach Arusha gekommen.

Mbeki war ihr „Reiseführer“ und „Türöffner“. Ohne ihn hätten sie diese Reise und die Kaiserkrönung nicht

mitmachen können. Er hatte die Hand für sie ins Feuer gelegt. Sie wusste, dass dieses eine große Verantwortung war.

Sie waren gleich nach der Landung direkt zum Krönungslager gebracht worden. Es lag rund siebenzig Kilometer östlich der neuen Königs- und baldigen Kaiserstadt Arusha. Es war bei einer ehemaligen Safari-Lodge für Weiße hergerichtet worden, die einst viel Geld dafür bezahlt hatten, um hier zu übernachten. Seit Jahren war die Lodge nicht mehr von Weißen besucht worden. Sie verfiel allmählich.

Die Soldaten Abudavis hatten das Lager für die Krönungsfeierlichkeiten annektiert. Sie hatten dort eine Zeltstadt aufgebaut, mit allem, was man für eine Woche mit rund tausend Gästen und vielen Erwartungen brauchte. Die Kulisse war einmalig: auf der einen Seite die Savanne, auf der anderen der Kibo, „der Helle“, wie er von den Einheimischen genannt wurde, wegen der Schneekuppe. Es war nicht nur der höchste Berg des Kilimandscharo-Massivs, sondern auch von ganz Afrika, mit seinen über fünftausendachthundert Metern. Ein hervorragender Platz für die Krönung des Kaisers von Afrika, da waren alle einer Meinung.

*

Christina war stolz, einen Liebhaber wie Mbeki zu haben. Er war so klug, so freundlich und liebevoll. Ihn würde sie

glatt heiraten. Ein Gefühl, das sie bislang noch bei keinem ihrer Liebhaber gehabt hatte.

Aber diese Gedanken und die Begegnungen mussten erst einmal ruhen. Mbeki hatte viel zu tun, und Christina wollte in diesen paar Tagen, knapp einer Woche, so viel vom ehemaligen Tansania sehen wie möglich. Sie wollte sich mit eigenen Augen ein Bild machen. Sie hatte viel gehört, aber sie musste es selber sehen. Deswegen war sie jeden Morgen mit ihrem Führer losgefahren, einfach irgendwohin.

Christina hatte es nicht schwer gehabt, einen Autobesitzer aus Arusha zu finden, der gegen viele Dollars und Treibstoff mit ihr durch die Gegend fahren würde. Solche Aufträge waren seit Jahren selten, sehr selten. Elektronische Geräte und Treibstoff gab es in Ostafrika nur noch auf dem Schwarzmarkt, meistens gegen harte Währung. Der Euro war hier viel wert. Schwieriger als einen Führer mit einem Auto zu finden, war es gewesen, den Treibstoff zu besorgen. Den hatte nur das Militär. Sie bestach einen Soldaten und konnte zwei Fässer Benzin – etwas über 300 Liter – gegen eine Armbanduhr und eine Stange Zigaretten ergattern. Für beide Seiten ein gutes Geschäft.

*

In den letzten Tagen war sie zwar nicht so weit herumgekommen, wie sie gehofft hatte, aber es war auch so eindrücklich und bedrückend genug gewesen.

Als sie das Auto nebst Führer und Treibstoff besorgt hatte, machte sie sich auf den Weg nach Daressalam, rund sechshundert Kilometer von Arusha südöstlich an der Küste gelegen.

Ohne Probleme und Hindernisse fuhr sie aus Arusha hinaus, wohin sie morgens vom Krönungslager aus gebracht worden war. Niemand interessierte sich für eine Schwarze, die zusammen mit einem Einheimischen in einem alten Landrover durch die Gegend fuhr. Alle schienen ziemlich beschäftigt: mit den Vorbereitungen für die Krönung oder einfach nur mit dem Organisieren des Alltags. So konnte sie ganz unbehelligt alles in sich aufsaugen und viele Fotos machen.

Der Alltag der Menschen war in diesen Nachkriegszeiten nicht unbedingt leichter als zu den schon schwierigen Kriegszeiten: An allem gab es Mangel, vor allem an Essen, sauberem Wasser und Sicherheit. Der Schwarzmarkt und das Elend blühten.

Auf der Fahrt in den Südosten sah Christina unglaublich viele hungrige, apathische und verzweifelte Menschen, die zu Fuß oder auf Ochsenkarren auf dem Weg nach Arusha waren, um dort vielleicht Hilfe zu bekommen.

Bis nach Daressalam kamen sie nicht. Sie gaben schon nach zweihundert Kilometern das Vorhaben auf. Einen

ganzen Tag hatten sie für diese kurze Strecke gebraucht. Sie mussten häufig von der Straße herunter, wenn diese zerbombt, weggespült oder voller tiefer und scharfkantiger „pot holes“ war. Die Seitenwege führten dann durch Gebüsch, Bäche, Löcher und über Stock und Stein. An vielen Stellen der Straße hatten Flüchtlinge einfach ihr Lager aufgeschlagen, weil sie nicht wussten, wohin sie überhaupt noch fliehen sollten oder weil sie zu erschöpft dazu waren. Hier war ein Durchfahren zu gefährlich. Ein Auto war selten, der Inhalt versprach Hilfe, Transport oder gar Reichtum. Einen Überfall wollten weder Christina noch ihr Führer riskieren. In der Kleinstadt Same übernachteten sie in einer Ruine, nachdem sie sich vergewissert hatten, dass niemand sonst in der Nähe war. Sie verzichteten auf ein Lagerfeuer und fuhren am nächsten Morgen gleich bei Sonnenaufgang wieder zurück nach Arusha, den gleichen Weg zurück, den sie gekommen waren. Aber alleine diese Tour hatte einen tiefen Eindruck bei Christina hinterlassen. Sie wusste aus vielen Berichten, dass Ostafrika durch den Krieg völlig zerstört worden war, aber es mit eigenen Augen zu sehen – die Menschen mit ihren hoffnungslosen und wirren Blicken, die armen Kinder, die von völlig abgemagerten Frauen apathisch getragen wurden – all das trieb ihr mehr als eine Träne in die Augen. Ihrem Führer ging es nicht anders. Auch er war seit mehr als einem Jahr nicht aus Arusha herausgekommen. Dort war es schon elendig, aber hier war es um ein Vielfaches schlimmer.

Auf dem Rückweg kamen sie wieder am Bergmassiv des Kilimandscharo vorbei. Der höchste Berg Afrikas war schon aus der Ferne beeindruckend. Am Straßenrand standen viele Militärposten, die die Wege zum Berg verbarrikiert hatten. Es sei militärisches Sperrgebiet, berichtete ein Soldat, als sie bei ihm eine kurze Zigarettenpause machten. Warum wisse er auch nicht, aber nur Militär dürfe dorthin. In der Luft hatten sie schon auf der gestrigen Fahrt gesehen, dass ein Hubschrauber zum Berg geflogen war, fast bis zur Spitze, etwas abwarf, und dann wieder umdrehte. Sie hatten keine Ahnung, was das sollte. Vielleicht übten sie Bombenabwürfe.

Abends waren sie vor dem Sonnenuntergang wieder im Krönungslager in der Nähe von Arusha. Christina war erleichtert. Es war eine kurze, aber eindrückliche und traurige Fahrt durch ein zer- und verstörtes Land gewesen. Es war gefährlich hier draußen, selbst für sie als Schwarze.

*

Zwei Tage später fuhr sie trotzdem wieder los. Sie hatte ihrem Fahrer und Führer noch einmal eine stattliche Gefahrenzulage zukommen lassen, damit er überhaupt bereit war, noch einmal die Stadt zu verlassen. Diesmal sollte es aber angenehmer und einfacher werden, versprach sie ihm. Sie wolle in die Serengeti. Das sei nicht weit und eine offene Savanne, durch die das Fahren einfach und angenehm

sei. Nur bis zum Sonnenuntergang solle die Unternehmung dauern.

Mehrmals war sie schon dort gewesen, vor dem Krieg. Christina hatte in ihrem Lager in Arusha gehört, dass diese einmalige Landschaft mit ihren vielen Wildtieren – ein Weltkulturerbe – vor wenigen Tagen für die Massai als Weidegebiet freigegeben worden war. Das wollte sie sich anschauen, es erschien ihr nicht so gefährlich.

Am frühen Morgen fuhren sie los Richtung Nordwesten, über die Savanne zur Serengeti. Schon nach einer Stunde Fahrt erkannte sie, das der Nationalpark kein Nationalpark mehr war. Das Gate, an dem früher die reichen Weißen ihren Parkausweis hatten vorzeigen müssen, den sie für viel Geld erstanden hatten, war völlig zerstört. Es gab keine Ranger mehr, aber viele Massai mit ihren Rindern waren auf dem Weg in die Serengeti. Es war also wahr, was sie gehört hatte.

Stundenlang fuhr Christina mit ihrem Führer durch die Serengeti. Überall Rinder, Massai und tote Wildtiere. Sie kam an einer abgeschlachteten Herde Elefanten vorbei, die sie schon von weitem hatte riechen können. Die grauen Riesen waren von Maschinengewehrsalven durchlöchert worden. Die Stoßzähne fehlten, ansonsten nur einige Fleischstücke, die sich wohl Hyänen oder Geier geholt hatten. Hier würden ihre Gebeine noch in vielen Jahren von dem Massaker berichten.

Plötzlich entdeckte Christina in der Ferne ein Schimmern und Blinkern. Eigentlich hatte sie genug gesehen, aber das machte sie neugierig. Sie bat ihrem Fahrer, darauf zuzuhalten.

Es war ein Flugzeugwrack, ein kleiner Flieger, eine Cessna, wie sie schnell erkannte. Es war wohl erst kürzlich abgestürzt. Sie konnte keine verrosteten oder verwitterten Teile sehen, und das Gras um das Gerät herum war noch zertreten. Tiere und Menschen hatten sich scheinbar das geholt, was ihnen hier geboten worden war. Als sie in das Cockpit schaute, schrak sie zurück. Dort lag eine Leiche, schon bis auf die Knochen angefressen, noch im Gurt. Viel war von diesem Menschen nicht übriggeblieben, aber es war wohl ein Weißer gewesen. Sie war verwundert. Weiße gab es hier eigentlich schon lange nicht mehr. Was er hier wohl gesucht hatte. Ob er ein Spion oder Attentäter war, den irgendwelche Mächte auf Abudavi angesetzt hatten und der vor Erreichung seines Ziels abgeschossen worden war? Es lagen überraschend viele Metallzylinder in der Maschine. Das konnte für Gas sein, so genau kannte sie sich damit nicht aus. Für einen Gasangriff vielleicht?

Sie fotografierte die Maschine, die Leiche und die Gegenstände von allen Seiten. Endlich riss sie sich los von dem gruseligen Anblick und ging zurück zum Landrover, wo ihr Fahrer gewartet hatte; er wollte hier in der Serengeti nicht aussteigen, er hatte Angst vor den wilden Tieren, auch wenn er keine sehen konnte und wohl alle abgeschossen worden waren.

*

Was sie an diesem Tag in der Serengeti gesehen hatte, hatte Christina noch mehr erschüttert als die Erlebnisse am Tag davor. Ob Mensch oder Tier, es waren so viele traurige Bilder, die sie im Kopf und auf ihrem Fotoapparat hatte. Sie hatte am Morgen, nach der Einfahrt in den Park, sogar einige Massai-Hirten mit ihren Rindern fotografiert, immer noch in der Erwartung, einen erholsamen Tag in der Savanne zu erleben. Gerne posierten sie für ein Foto. Sie waren die Gewinner, hier in der Serengeti. Christina war angeekelt, und trotzdem verstand sie deren Gefühle. Sie wussten es nicht besser und freuten sich ehrlich über ihre neuen Chancen, als Hirten und als ernst genommene Menschen mit einer tiefen Kultur. Das war ihnen lange verwehrt worden.

Abends kam sie erschöpft wieder im Lager an, bedankte sich bei ihrem Fahrer, entließ ihn nach Arusha und war froh, nicht noch eine weitere Fahrt über Land machen zu müssen. Es war nicht weit, aber genug gewesen. Mehr wollte sie gar nicht sehen.

Morgen würde die Kaiserkrönung sein, übermorgen würde sie wieder auf dem Weg nach Maseru sein. Sie war froh darüber.

*

Während Nikara und Geoffrey im Lager Gefallen aneinander fanden, Christina durch die Serengeti fuhr und den Buschflieger und überall tote Tiere entdeckt hatte, war Mbeki selbst, an diesem letzten Tag vor der Krönungsfeier, mit Treffen beschäftigt, so wie es schon seit seiner Ankunft vor fast einer Woche der Fall gewesen war. Vor allem waren es Krisentreffen. Jeder wollte etwas von ihm, schließlich war er der Krönungshelfer. Er würde Abudavi die Krone aufsetzen. So war es geplant. Und das war keine einfache Angelegenheit. Überall gab es Bedenken, Änderungen, Vorschläge, Streit und Eitelkeiten. Mbeki würde froh sein, wenn er das alles hinter sich hätte.

Zudem waren die Gäste, die er mitgebracht hatte, anspruchsvoll und anstrengend. Fast alle waren überhaupt oder seit vielen Jahren das erste Mal wieder in Ostafrika. Sie wollten so viel wie möglich erleben und an Informationen mitnehmen. Im Krönungslager wuselten bereits viele Gäste herum. Seine Gruppe war die erste gewesen und hatte nun schon einen Lagerkoller. Es gab etliche Beschwerden, die sie an ihn richteten, weil sonst niemand da war, der ihnen und ihren Beschwerden Gehör schenkte. Das Essen schmeckte nicht, die Zelte waren zu voll, die Feldbetten stanken und hatten Wanzen, die Toiletten waren verstopft, die Nachbarn laut und, und, und.

Seine noch frische Eroberung, Christina, war ebenfalls mitgekommen, auch wenn er sie bislang nur ein paarmal kurz gesehen hatte. Sie war scheinbar den ganzen Tag lang unterwegs und wenn sie da war, achtete sie darauf, ihn nicht zu stören. Darüber war er froh. Er hätte manchmal gern mehr von ihr gehabt, doch zu waren sie beide viel zu beschäftigt.

Der Flieger mit den Gästen aus Angola war heute Morgen im Kongo an einen Berg zerschellt, genauer Ort unbekannt. Alle einhundert und zwanzig Passagiere und Crew-Mitglieder waren tot. Es war ein heftiges Unwetter gewesen, die Besatzung hatte ein „Mayday! Mayday!“ abgesetzt, was von den anderen anfliegenden oder schon auf dem Flugplatz von Arusha stehenden Flugzeugen empfangen worden war. Ein Triebwerk war ausgefallen, technischer Schaden. Sie mussten landen, es gab jedoch keine Landebahn. Nach nicht einmal zehn Minuten war der Funkkontakt abgebrochen.

So waren nun nur noch acht Königreiche und die Delegation aus Groß-Südafrika bei der Krönungsfeier vertreten, Angola würde fehlen. Mbeki hoffte, dass es wirklich ein Unglück und kein Anschlag gewesen war. Das Fest erlebte seine ersten Blessuren. Hoffentlich würde es dabei bleiben.

Abends war er froh, dass die Tage schnell vorbeigegangen waren. Morgen würde der Kaiser gekrönt werden, von ihm. Dann die Feierlichkeiten, und übermorgen würde er dann mit seiner Delegation wieder auf dem Weg nach Maseru

sein. Hoffentlich würde er dort sicher ankommen. Dann würde er erst einmal Urlaub brauchen. Etwas, was er sich seit Jahrzehnten nicht gegönnt hatte.

Am liebsten mit Christina. Vielleicht würde sie ja seine Frau werden. Er liebte sie wirklich ... und sie ihn scheinbar auch.

*

29. April 2062, der Tag der Kaiserkrönung war gekommen.

Morgens wurden alle Gäste des Krönungslagers aus ihrem Schlaf geweckt, als zig Lastwagen Soldaten brachten, die alles für die Feier vorbereiten würden. Die Sonne ging gerade auf, es gab keine Wolken am Himmel, es war angenehm warm und die Stimmung war angespannt und erwartungsvoll. Tausend Gäste und viel Personal bereiteten sich auf diesen Tag vor.

*

Nikara und Geoffrey waren froh, dass dieses Lager und nicht Arusha als Krönungsort ausgewählt worden war. Sie wussten zwar nicht, warum das so entschieden worden war, aber hier war es für ihr Techtelmechtel perfekt. Sie konnten

sich treffen, mussten sich nicht suchen und es gab viel zu sehen. Sie schwatzten mit diesem und jenem und hatten sich gegenseitig unendlich viel zu erzählen.

Nikara und Geoffrey sahen, wie die Soldaten frische Blumen auf die Bühne brachten, dazu Hunderte an Tierfellen – scheinbar frisch abgezogen, so wie sie aussahen und rochen. Man stellte ein Stehpult für die Reden und zuletzt den Kaiserstuhl auf.

Nikara staunte, als sie den riesigen, mit Löwen- und Elefanten-Schnitzereien, mit Gold und Edelsteinen und sogar Knochen und Skalps geschmückten Stuhl auf der Bühne sahen. Was das gekostet haben mochte ...! Es erinnerte sie an Kaiserkrönungen in Europa, von denen sie als junges Mädchen Bilder in ihren Geschichtsbüchern bewundert hatte.

Die Stuhlreihen für die Gäste wurden aufgestellt, ein riesiger roter Teppich ausgerollt, Kanonenrohre für die Salutsschüsse vorbereitet, Tribünen für die Ehrengäste – die Könige des Kaiserreichs Afrika – hergerichtet. Erst sah alles wie ein unlösbares Durcheinander aus, aber am späten Nachmittag war zu erkennen, dass es ein festliches und würdiges Lager für die Kaiserkrönung war.

Die Krönung sollte kurz vor Sonnenuntergang stattfinden. Eine riesige Bühne im Freien war dafür vorbereitet worden. Vor dem Hintergrund des Uhuru peak würden die Gäste sehen, wie König Abudavi zum Kaiser von Afrika gekrönt wurde. Die Berge würden in rotgoldenes Licht

getaucht sein, die Farben des Kaiserreichs Afrika. Ein würdiger Ort, da waren Nikara und Geoffrey sich einig.

*

Johannes stand auf viertausend Metern Höhe an einem Ring aus Autoreifen. Am Morgen war er von König Abudavi persönlich mit einem Hubschrauber zum Kilimandscharo gebracht worden, fast auf die Spitze, nicht weit von den ersten Schneefeldern entfernt. Was für eine Ehre für ihn, einen einfachen Soldaten.

Mit ihm waren noch weitere hundert Männer, alle wie Johannes aus Tigray und Abessinien, im Hubschrauber gewesen. Alle hatten von König Abudavi den gleichen Auftrag bekommen. Sie sollten die Reifen anzünden, sobald die Sonne den Horizont berührte. Eine einfache Aufgabe. Warum sie das machen sollten, wusste Johannes nicht, aber es musste wichtig sein, wenn König Abudavi persönlich dabei war, als sie rund um den Berg abgeladen wurden, immer im Abstand von zweihundert Metern.

Nun war es schon nach Mittag, die Sonne sank bereits. Noch fünf bis sechs Stunden, dann würde sie den Horizont berühren. Er hatte es tausendmal im Hochland von Abessinien, im Simien-Gebirge, gesehen, wo er auf einem kleinen Bauernhof groß geworden war, ebenfalls auf fast viertausend Metern. Der Kilimandscharo, auf dem er nun

stand und von dem aus er einen fantastischen Ausblick hatte, war fast genauso imposant wie die Berge seiner Heimat, die fast zweitausend Kilometer weiter nördlich auf ihn warteten. Er bekam Tränen in die Augen, als er an sein Zuhause dachte, das er seit Jahren nicht gesehen hatte.

Er betrachtete die Brandbeschleuniger und Feuerzeuge. Obutu hatte ihm gleich mehrere gegeben. Obutu war nett, fand Johannes.

Kaum war der Hubschrauber weitergefliegen, stand er alleine da und fühlte sich verloren. Aber er wusste, dass er eine wichtige Aufgabe hatte. Er rümpfte die Nase. Was stank denn hier nur so furchtbar?!

Was er nicht wusste, war, dass die Hubschrauber schon seit Tagen allerhand Brennbares auf den Kilimandscharo geflogen hatten, nachdem der Ring aus Reifen fertiggestellt worden war. Diesel, Benzin, Schweröl, Holz, Plastik. Der Gipfel war regelrecht mit Brennstoff getränkt. Schließlich sollte es ein ordentliches Feuer abgeben. Schwarz qualmend und weithin sichtbar.

*

Als die Sonne den Horizont berührte, steckte Johannes die Reifen in Brand. Die Brandbeschleuniger waren leicht anzuzünden gewesen. Die Reifen gingen sofort in Flammen auf. Er erschrak. Das Feuer breitete sich rasend

schnell aus. Johannes bekam es bereits nach wenigen Sekunden mit der Angst zu tun. Schnell kam das Feuer auf ihn zu.

Johannes rannte weg, so schnell es hier oben im Schotter, der dünnen Luft und an dem steilen Abhang möglich war.

Er schaffte es nicht. Das Feuer holte ihn in Sekunden ein. Bald stand er in Flammen. Er schlug um sich, aber es nützte nichts.

Am Horizont sah er noch, wie die Sonne fast untergegangen war, und hinter ihm der Berg brannte. Überall Feuer um ihn herum.

Johannes schrie vor Schmerzen, dann ergab er sich in sein Schicksal. Sein letzter Gedanke galt dem Simien-Gebirge, seiner Heimat. Ob Abudavi stolz auf ihn war, dass er sein Leben für diese einfache Aufgabe gegeben hatte. Oder war er enttäuscht? Er erstickte und wurde Teil der Rauchwolke, die vom Kilimandscharo aufstieg, um dem Kaiser zu huldigen.

*

König Abudavi kam an – im Licht der untergehenden Sonne.

Die Gäste – die Delegation aus Angola war nicht erschienen – warteten schon auf dem Festplatz. Als der riesige

Transporthubschrauber gelandet war, die Heckklappe aufging und König Abudavi mit General Obutu rauskam, jubelte die Masse ihnen zu. Froh, dass das Warten nun ein Ende hatte. Präsident Mbeki, der die Krönungszeremonie leitete, empfing sie am Hubschrauber.

Christina konnte leider nicht viel sehen, sie saß mit den anderen internationalen Gästen in der letzten Stuhlreihe. Sie hatten die schlechtesten Plätze erhalten. Christina war enttäuscht, weil sie so nur wenig sehen konnte, aber das war zu erwarten gewesen. Nur wenige Internationale murrten, die meisten hatten sich mit ihrer Statistenrolle einfach abgefunden.

*

Umgeben von Jubel, gingen Abudavi, Obutu und Mbeki über den roten Teppich zur Bühne, die auf allen Seiten offen und nur mit einem Baldachin überdacht war. Sie setzten sich auf die drei Ehrenstühle und schauten in die tobende Menge. Die Gäste sahen vor der sich senkenden Sonne die drei Männer als schwarze Schatten. Im Hintergrund leuchtete der Kilimandscharo, der Uhuru peak. Es waren starke Bilder, hervorragend inszeniert, musste Christina gestehen. Sie war stolz auf Mbeki, der Teil davon war.

Die Zeremonie begann. Nikara hatte schüchtern Geoffreys Hand genommen, weil sie so aufgereggt war. Er drückte

sie leicht. Sie saßen in der Mitte des Publikums, niemand konnte sie sehen in der hereinbrechenden Dunkelheit.

Zuerst würden Tänzer und Sänger der verschiedenen Königreiche ihrem neuen Kaiser die Ehre erweisen, indem sie für ihn und die Gäste auf der Bühne tanzten. Christina war am meisten von den Massai begeistert, die ihre bekannten Hüpf tänze vorführten. Sie sahen so stolz und würdig aus. Ganz entrückt kamen sie ihr vor.

Als alle Tänze getanzt waren, folgte die Ehrenformation der Kaiserlichen Armee, gebildet aus seinen Massai-Kriegern. Sie schritten ernst und geübt vor der Bühne entlang und salutierten. König Abudavi grüßte zurück.

Mbeki ging zum Pult mit der Kaiserkrone und dem Kaiserstuhl, bat König Abudavi und General Obutu nach vorne und eröffnete die Krönung.

König Abudavi setzte sich in den Kaisersessel, Obutu stand neben ihm, mit der Krone in der Hand.

Christina war so stolz auf ihren Liebsten. Sie wusste, wie schwer ihm seine Rolle fiel, dass er nicht viel von Abudavi hielt und das alles nur für Afrika mitmachte. Er hatte so große Hoffnung für das Kaiserreich. Dass Frieden und Wohlstand nun endlich kommen mussten. So lange hatte der Kontinent darauf gewartet. Wahrscheinlich war Mbeki gar nicht stolz auf sich selbst. Er tat einfach, was er tun musste. Aber er sah einfach großartig aus vor dieser Kulisse, fand Christina.

Mbeki stand vor dem Kaiser und verpflichtete ihn, das Amt in Würde und zum Wohl des Kaiserreichs Afrikas auszuüben. Abudavi wiederholte die Worte der Verpflichtung, und Mbeki setze dem Kaiser von Afrika unter lautem Jubel, untermalt von den wild-rhythmischen Vorführungen der Tänzer, die Krone auf. Was für eine Stimmung! Viele Gäste wirkten wie in Trance.

Mit der Krone auf dem Kopf stand Abudavi auf und ging zum Rednerpult. Inzwischen leuchteten die Sterne. Abudavi stand im Rampenlicht, alles andere war dunkel. Abudavi verstand es wirklich, sich in Szene zu setzen.

»Liebe Afrikaner, liebe Untertanen. Ich bin euer Kaiser, der Kaiser von Afrika.«

Die Gäste jubelten, die Soldaten schossen in die Luft. Die Stimmung wurde nun völlig ausgelassen. Alle wurden sich offenbar der Bedeutung dieses Abends bewusst.

»Hört mir zu! Ich will nicht viele Worte machen, heute ist der Tag des Feierns, aber einiges will ich euch mitteilen, bevor das Fest beginnt.«

Der Jubel ging in aufmerksames Zuhören über.

»Ab heute ist Afrika nicht mehr das Armenhaus der Welt. Ab heute ist Afrika stark. Ab heute soll die Welt wissen, dass wir uns nicht mehr unterdrücken lassen. Dass wir unsere eigene Kultur, unsere Götter und Zukunft haben. Als Zeichen unserer Macht und unseres Willens wird heute die

Fackel Afrikas der ganzen Welt zeigen, dass wir stolz und mächtig sind. Habt keine Angst.« Er zeigte nach hinten.

Das Bühnenlicht wurde ausgeschaltet. Nur die Sterne leuchteten noch.

Zuerst wusste niemand, was er damit andeuten wollte. War der Strom ausgefallen? Aber dann fiel es allen schnell ins Auge: Der Kilimandscharo, Uhuru peak, der „helle Berg“ Kibo, stand in Flammen, wie eine Fackel. Ein riesiger Feuerkreis war über das weiße Schneefeld der Bergspitze angezündet worden. Es loderte immer stärker, es wurde ein riesiges Feuer, und der „helle Berg“ wurde ein „schwarzer Berg“, als der Schnee unter dem Feuer schmolz.

Was für eine Botschaft an die Welt. Christina war wie betäubt. Nicht wenige weinten.

Abudavi nahm das Mikrophon wieder an sich.

»Afrikaner, genießt die Fackel Afrikas, sie ist so groß und sogar vom Weltall aus zu sehen. Die Welt wird uns sehen. Nun aber wollen wir das Festmahl eröffnen. Es gibt alles, was das Herz begehrt, alles, was Afrika zu bieten hat. Es gibt zu trinken, so viel ihr wollt. Es gibt Elefanten-Braten, Büffel aller Art, und für alle Gäste habe ich je ein Löwenfell als Erinnerung – insgesamt tausend Stück. Sie wurden in den letzten Tagen von mir erlegt, zu euren Ehren. Wir wollen Löwen jagen und ihr Fell tragen. Die Weißen können es uns nicht mehr verbieten.«

Nun war der Jubel nicht mehr zu überbieten. Abudavi hätte sie in die Hölle schicken können, sie wären gegangen. Er war ihr Kaiser. Sie waren stolz. Er sprach aus, was viele dachten, aber nie zu sagen gewagt hatten.

Das Festmahl begann. Abudavi ging mit Obutu und Mbeki an die Ehrentafel, zusammen mit den anderen Königen, die bereits auf ihn warteten.

Es gab eine gebratene Keule, die über einem Feuer gegrillt worden war. Das Fleisch war zart wie Huhn, doch es hatte eine besondere Note. Mbeki konnte nicht sagen, woher, aber er tippte auf Antilope, vielleicht ein Oryx. Aber nein, das kannte er und es war von dunkler Farbe. Dieses aber war hell. Vielleicht ein Strauß, aber die hatten nicht so dicke Schenkel. Aber es war ihm auch egal, es schmeckte lecker, er nahm sich noch einmal nach, und spülte alles mit viel Bier hinunter.

Es war spät in der Nacht, die Fackel Afrikas brannte immer noch und leuchtete hell und mächtig in den riesigen sternenübersäten Himmel hinein – wirklich sehr imposant, dachte Mbeki. Völlig betrunken war er auf seiner Pritsche gelandet. Was für ein Tag, was für eine Krönung, was für eine eindruckliche Inszenierung. Vielleicht hatte ihn Mbeki ja doch falsch eingeschätzt und er würde ein guter Kaiser werden, der Afrika Frieden, Wohlstand und auch Respekt in der Welt verschaffen würde. Das hoffte er wenigstens.

Morgen würde er nach Hause fliegen und dann hoffentlich einen langen Urlaub mit Christina machen können. Mit diesem Gedanken schlief er ein.

Afrika sprengt seine Fesseln

Ol Doinyo Lengai

Was für ein Blick!

General Obutu stand an diesem frühen Morgen im April 2072 auf der Dachterrasse des Ol-Doinyo-Lengai-Schlusses und bestaunte die grandiose afrikanische Landschaft um sich herum. Seit der Kaiserkrönung vor zehn Jahren war er oft hierhergekommen, alleine oder mit Abudavi, seinem Freund und Blutsbruder. Sie beide waren die mächtigsten Männer im Kaiserreich Afrika und brauchten einen Ort, wo sie einfach nur Männer und Freunde sein konnten. Hier konnten sie die Zukunft planen. Einen besseren Ort gab es nicht.

*

Kaiser Abudavi hatte hier, in zweitausendsiebenhundert Metern Höhe, auf der Spitze des Ol-Doinyo-Lengai-Vulkans, in unmittelbarer Nähe des Kraters ein Schloss aufbauen lassen. An allen Seiten führten steil abfallende, geröllige und vegetationslose Hänge rund tausend Meter in die Savanne hinab. Nur eine Versorgungsstraße führte in Serpentinaen hinunter, sonst nur Schotter und Lava. Der Vulkan war noch aktiv.

Abudavi wollte damit ein Zeichen setzen, dass er Gott nahe war und auch irgendwie Gott-ähnlich, so wie die Pharaos im alten Ägypten. Abudavi sagte, wenn der Ol Doinyo Lengai ausbrechen sollte, dann würden Gott Engai und auch er, der Kaiser von Afrika, zu Recht wütend werden und dann wäre das Schloss eben weg. Die Symbolik sei eben mehr als das materielle Risiko, davon war er fest überzeugt. Niemand stellte dieses in Frage. Abudavi war der Kaiser, sein Wunsch Befehl.

Es war kein großes Schloss - vielleicht so groß wie eines der europäischen Burgen aus dem Mittelalter - und diente eigentlich nur repräsentativen Zwecken. Es sollte Gäste – vor allem ausländische Staatsgäste aus reichen Ländern – beeindrucken. Dafür war das Schloss immens aufwändig im afrikanischen Stil einer Massai-Hütte, nur viel solider und pompöser, aus Stein, Glas und Tropenholz, gebaut worden. Wenn Gäste anwesend waren, fehlte es an nichts, was nicht auch die wenigen 7-Sterne-Hotels der Erde würden bieten können: Luxus pur.

Und dazu der Blick.

Alle bisherigen Gäste bestätigten, dass dieses Schloss das fantastischste Gebäude an einem der magischsten Orte der Welt sei, wie Obutu immer wieder gehört hatte. Das machte ihn und auch die Massai stolz.

*

Die Dachterrasse des Schlosses, auf der Obutu stand, war nicht groß, vielleicht vierhundert Quadratmeter, aber sie bot diese grandiose Sicht in alle Himmelsrichtungen. Keine Wolke, kein Baum, kein Gebäude oder sonst etwas störten den Blick in die Runde. Nur in der Mitte der Terrasse qualmte ein Schornstein, der Rauch vom offenen Lagerfeuer aus dem großen Empfangssaal unter ihr ins Freie führte. An diesem Feuer hatte Obutu die Nacht über gesessen, nun schnappte er frische Luft.

Obutu stand an der Balustrade im Osten und sah die Sonne in einem immer heller werdenden Goldgelb über einem rotgefärbten Horizont hinter dem Kilimandscharo aufsteigen.

Obutu sah, dass die Berggipfel immer noch schwarz waren, nicht mehr weiß wie früher einmal. Das Freudenfeuer anlässlich der Krönung von Abudavi zum Kaiser von Afrika, bei dem ein Feuerring allen Schnee hatte schmelzen lassen, war unvergessen. Noch heute, zehn Jahre nach dem spektakulären Ereignis, sprachen die Leute in aller Welt von dieser „Fackel Afrikas“.

Einmal war der Weiße Gipfel des Kilimandscharo wieder erschienen, aber wegen des Klimawandels auch schnell wieder geschmolzen. Schnee fiel in dieser Region nicht mehr häufig und blieb selbst auf dem Gipfel des Uhuru nicht liegen. Es blieb seitdem ein schwarzer Berg, ein afrikanischer Berg.

Obutu sah, wie vor diesem höchsten Berg Afrikas der Mount Arusha noch im Schatten der Nacht lag. Es würde noch eine Stunde dauern, bis auch er im Sonnenlicht strahlen würde.

Der Klimawandel war gut für Afrika, dachte Obutu, als er auf die Berge schaute. Der vor fünfzig Jahren noch angestrebte Versuch, die Erderwärmung bis 2100 nicht über +2 Grad Celsius steigen zu lassen, war schon 2050 hinfällig gewesen. Nun wurde weltweit mit +4 Grad Celsius gerechnet.

Der Klimawandel hatte nicht nur den Schnee auf dem Gipfel der Berge geschmolzen, sondern auch mehr Regen gebracht, zumindest hier in Ostafrika. Die Sommerregen waren ergiebiger geworden und die Regenzeit dauerte länger. In der ganzen ostafrikanischen Region des früheren Kenia und Tansania fiel fast doppelt so viel Niederschlag wie vor fünfzig Jahren und es regnete praktisch jeden Tag. Bei der feuchten Wärme, häufig über 30 Grad Celsius, wuchs das Gras besser als vorher. Obutu wusste, dass das am Indischen Ozean lag, wo wegen der höheren Temperaturen mehr Wasser verdunstete, das mit den Winden nun bis hierher getragen wurde.

Die Savannen waren nicht nur grüner geworden, leider gab es auch Wetterextreme häufiger. Stürme, Gewitter, heftige Regenfälle mit Überschwemmungen und saisonale Trockenheiten kamen und gingen, wann es ihnen passte,

eine Planung war nicht mehr möglich. Das war der schlechte Teil des Klimawandels.

Obutu schlenderte mit diesen Gedanken zur nördlichen Balustrade der Dachterrasse. Von hier aus konnte er in nur zwanzig Kilometern Entfernung den Natronsee sehen, in dem sich die ersten Sonnenstrahlen des neuen Tages spiegelten. Die Flamingos konnte er aus dieser Entfernung zwar nicht erkennen, aber er wusste, dass auch sie den kommenden Tag begrüßten und anfangen, ihr Futter zu suchen, oder sich vielleicht für einen Morgenflug startbereit machten. Auch sie genossen die Landschaft wie er, da war sich Obutu sicher. Häufig war er mit dem Hubschrauber über die Kolonien geflogen und hatte die Vögel aufgescheucht. Das waren grandiose Eindrücke gewesen, wenn hunderttausende Flamingos aufstiegen. Früher hatte es hier sogar Millionen von ihnen gegeben, aber viele waren umgekommen. Sicher wegen der vielen Störungen und Wilderer, aber wohl auch wegen der Soda-Fabrik und der dichten Bevölkerung in der Nähe des Sees. Abwässer verschmutzten das Wasser und das Futter der Vögel. Im Krieg war einmal eine Arsenbombe im See explodiert. Dabei war mehr als eine Millionen Flamingos gestorben. Die Welt hatte aufgeschrien, mehr noch als bei den Millionen toter Menschen, die während des Krieges gestorben waren. Den Weißen waren die Flamingos wichtiger als die Afrikaner – eine doppeldeutige Aussage, wie er häufig von Abudavi gehört hatte. Es waren immer noch genug Vögel da, meinte Obutu, ebenso wie Afrikaner.

Er schlenderte weiter, um im Westen die endlos erscheinende Savanne der Serengeti zu sehen. Sie war nun ein Weidegebiet für die großen und größer werdenden Rinderherden der Massai. Seitdem Abudavi vor zehn Jahren den Nationalpark mit den Millionen Gnus, Zebras und sonstigen Wildtieren aufgelöst und wieder als Weidegebiet für die Massai freigegeben hatte, waren wilde Tiere selten geworden und wenn es sie noch gab, dann waren sie – weiß Gott woher sie auch kamen oder sich versteckt hatten – nicht lange am Leben. Die Massai liebten Rinder und hassten Wildtiere. Ihm war das egal, er jagte auch gerne.

Im Süden fand sein Blick wieder Berge, wenn auch nicht so hohe wie im Osten. In der Ferne konnte er die Lichter der neuen Hauptstadt des Kaiserreichs Afrika sehen. Sie hieß offiziell Capital of Afrika, im allgemeinen Sprachgebrauch wurde sie auch CofA oder Abudavi-Town, nach seinem Gründer und Kaiser, benannt. CofA gefiel Obutu am besten, weil es die Abkürzung für „Lufttauglichkeitszertifikat“ (im englischen „certificate of airworthiness“) war. Es passte zum Kaiserreich Afrika: Die Stadt war der Beweis für die Vision und Kraft des Kaisers.

Der Ngorogoro-Krater wurde nun nicht mehr von Millionen Wildtieren – vor allem Grasfressern und Grasfresser-Fressern – sondern von Millionen Afrikanern, hauptsächlich aus dem Stamm der Massai, bevölkert. Es waren zwar mehrheitlich einfache Blech- oder Lehmhütten, in denen die Städter von CofA wohnten, aber es gab auch schon viele Wolkenkratzer, moderne Straßen und selbst einige

Gewerbegebiete. Mitten in der Stadt war vor einem Jahr das große Schloss von Kaiser Abudavi fertiggestellt worden, nach nur zehn Jahren Planungs- und Bauzeit. Es war das größte Schloss Afrikas, auf alle Fälle größer als der Buckingham Palace in London, so hatte er gehört.

Um das Schloss herum standen bereits viele Regierungsgebäude und die Gebäude für die Vertretungen der Königreiche, die zum Kaiserreich Afrika gehörten. Auch hatten sich in den letzten Jahren einige Botschaften angesiedelt, obwohl viele Länder außerhalb Afrikas eher zögerlich und leidenschaftslos diplomatischen Kontakt zum Kaiserreich aufgenommen hatten. Europäer waren noch nicht aufgetaucht, sie wurden weiterhin von Südafrika aus vertreten. Die Inder, Saudis und vor allem die Chinesen waren dafür umso aktiver und präsenter.

Obutu war immer noch erstaunt, wie geschickt Kaiser Abudavi das alles geplant und auch umgesetzt hatte - in so kurzer Zeit. Vieles war erst im Entstehen, aber es war auch schon vieles passiert.

Er beendete seinen Rundgang. Es war frisch und ein eisiger Wind pfiff ihm in dieser Höhe durch die Militärjacke. Aber es hatte sich gelohnt.

*

Der Frieden, die Spiritualität und der Ausblick, den dieser Ort um diese Uhrzeit bot, hatte Obutu wieder einmal die Kraft und Zuversicht für die Aufgaben gegeben, die vor ihm lagen. Er kam oft hierher, besonders aber dann, wenn er von Kaiser Abudavi wieder einmal eine heikle Aufgabe bekommen hatte, so wie gestern Abend hier im Schloss.

Sie beide, der Kaiser und sein General, waren den ganzen gestrigen Tag über alleine hier oben gewesen, bis auf einige Bedienstete. Beim Abendessen hatte Abudavi seinem Blutsbruder, Kampfgefährten und Freund Obutu mitgeteilt, dass er Europa den Krieg erklären wolle. Nicht sofort, aber sobald die Vorbereitungen abgeschlossen seien. Es war ein großes Geheimnis, das Obutu auf keinen Fall irgendjemandem erzählen dürfe. Die Vorbereitungen jedoch solle er in die Hand nehmen. Er hatte alle Privilegien, die er brauchte und nur sie beide wussten, wofür die Vorbereitungen gedacht waren.

Obutu war über alle Maßen erstaunt, auch wenn er klug genug war, das nicht zu zeigen. Abudavi war clever und immer gut für überraschende und große Ideen. Darüber zu lächeln oder sie abzulehnen, hatte schon mehrere Berater das Leben gekostet. Da verstand Abudavi keinen Spaß - er erwartete volle Unterstützung.

Obutu war gleich Feuer und Flamme. Was für eine große Idee, welch ein Potenzial!

Klar, die Idee war gewagt, mutig und auch sehr riskant. Sie konnte Abudavi den Thron und das Leben kosten. ...

und auch sein eigenes Leben war in Gefahr, das war ihm klar ..., aber es würde sich lohnen, denn selbst bei einer Niederlage würden sie in die Geschichte eingehen. Eine Geschichte, die aus den Massai wieder stolze Krieger machen und es den verhassten Europäern zeigen würde.

Ein Krieg gegen die mächtigen, aber dekadent und ängstlich geworden ehemaligen Kolonialherren war ohne gute Vorbereitung zum Scheitern verurteilt, das wussten beide. Bis tief in die Nacht saßen sie beide in traditioneller Shouka-Tracht, dem roten Stoffumhang, dazu ein Löwenfell – noch immer von den Löwen, den sie vor zehn Jahren getötet hatten – auf bequemen Stühlen am Lagerfeuer in der Haupthalle des Schlosses. Die wenigen Bediensteten erfüllten ihnen alle Wünsche und es war eine äußerst inspirierende und anregende Nacht gewesen. Sie diskutierten, was ein Krieg gegen Europa an Vorbereitungen brauchen würde.

Am Morgen, kurz vor Sonnenaufgang, ging Abudavi zu Bett. Abudavi ist ein weiser Kaiser ... und fett geworden, dachte Obutu, als er den Kaiser hinausgehen sah. Kaiser sein hielt vielleicht den Geist wach, machte aber körperlich schwach. Er selber war nun, mit fast vierzig Jahren - und damit zehn Jahre jünger als Abudavi, noch fit und stark wie ein Elitesoldat. Er wurde nicht so schnell müde, auch wenn er eine ganze Nacht lang wach geblieben war.

Einer Nacht wie dieser. Er war viel zu aufgewühlt, um an Schlafen zu denken. So ging er – statt ins Bett zu gehen,

wo eine Schönheit ihn erwarten würde – hierher nach draußen auf die Dachterrasse, um den Sonnenaufgang zu erwarten. Das machte den Kopf frei.

Ihm wurde klar, es war eine anspruchsvolle Aufgabe, die seine nächsten Jahre bestimmen würde. Der Befehl des Kaisers war ihm eine Ehre. Ein Sieg gegen Europa würde Afrika und den Thron von Abudavi auf ewig zu einer Weltmacht werden lassen. Dafür wollte er alles geben, bis aufs letzte kämpfen und notfalls auch sterben.

*

Obutu fühlte die Kraft und Motivation, die ihm der Berg und die frische klare Morgenluft gaben und die er für die vor ihm liegenden Aufgaben brauchte. Er würde in den nächsten Jahren noch häufig herkommen müssen, um wieder Kraft und Glauben zu tanken, das wusste er.

Fröstelnd, aber voller Tatendrang, ging er zurück ins Schloss, um etwas zu frühstücken und sich danach an die Aufgabe zu machen.

Eine Stunde später saß er in seinem Hubschrauber, der etwas tiefer gelegen auf dem Landeplatz des Schlosses abflugbereit auf ihn gewartet hatte.

Sie flogen auf direktem Wege ins sechzig Kilometer entfernte CofA im Ngorogoro-Krater. Sie flogen in geringer

Höhe über die friedlichen und nun im Sonnenlicht liegenden Berge und die offene Savanne, über winkende Massai-Hirten, die mit ihren großen Rinderherden auf dem Weg zu den Weiden oder der Tränke waren, und über die im Sonnenlicht blinkenden Blechdächer der Hütten in den Dörfern hinweg. Obutu überlegte, was er als erstes angehen sollte.

Zunächst, entschied er, musste er seine engsten Gefolgsleute versammeln. Sie mussten ihm helfen, ohne den gesamten Plan zu kennen. Es würde eine spannende Zeit werden, für alle.

Nach einer halben Stunde Flug landete der Hubschrauber bereits im Innenhof des Kriegsministeriums – seines Dienstsitzes, nur wenige Meter vom Stadtschloss des Kaisers entfernt.

Bei der Landung sah Obutu, dass bereits einige seiner Untergebenen, die er über Funk hatte erreichen können, am Landplatz auf seine Ankunft warteten.

Es würde ein langer Tag werden. Aber genug schlafen könnte er ja noch im Grab.

Tahoua

Zwei Jahre später, 2074, und über viertausend Kilometer entfernt vom Schloss auf dem Berg im Osten von Afrika

stillte Nikara ihren jüngsten Sohn Ali. Sie saß hier, in der staubigen Kleinstadt Tahoua, im Norden von Nigeriana gelegen, im Schatten ihrer schlichten, aber gemütlichen und gepflegten Hütte. Es war die ruhige Zeit am Nachmittag, die sie für sich hatte. Der Haushalt war gemacht, ihr Mann Geoffrey war bei der Arbeit im Flüchtlingslager an der Mauer und die anderen fünf Kinder waren in der Schule oder bei Freunden, so genau wusste sie es nicht - auch wenn sie immer versuchte, eine liebende, gute und sich kümmernde Mutter zu sein. Ihre Kinder waren jedoch zu lebendig und es waren zu viele, um den Überblick zu behalten. Sie hatte das Grundvertrauen, dass alles gut gehen würde.

Sie waren eine ganz normale, große und glückliche Familie mit einem Zuhause, wie es sich Nikara gewünscht hatte, als sie Geoffrey vor fast zwölf Jahren geheiratet hatte.

*

Gerne dachte Nikara an die Reise ihres Lebens nach Arusha zurück. Damals war sie einundzwanzig Jahre alt gewesen und hatte sich bis über beide Ohren in Geoffrey verliebt. Für beide war es Liebe auf den ersten Blick gewesen, und sie hatten es noch nicht bereut, auch wenn der Alltag nicht leicht war. Nun war sie dreiunddreißig Jahre alt, und fühlte sich trotz der viele Schwangerschaften und des harten Lebens jung und lebendig.

Geoffrey, der bei ihrer Rückkehr nach Nigerianen direkt mit ihr nach Tahoua gefahren und hier geblieben war, hatte Arbeit als Automechaniker im Flüchtlingslager an der Mauer bekommen und sie hatten eine Familie gegründet, als ihr Vater der Hochzeit endlich zugestimmt hatte. Geoffrey war ihr zuliebe (und wegen ihres Vaters) zum Islam übergetreten. Er hätte alles getan, um sie zu bekommen. Das rechnete sie ihm hoch an.

Leider lebten weder ihr Vater noch ihre Mutter noch. Sie und zwei ihrer noch nicht einmal ein Jahr alten Zwillinge waren bei der letzten Cholera-Epidemie vor sechs Jahren gestorben, so wie viele andere auch. Es war eine traurige Zeit gewesen. Sie hatte ihre Eltern und Kinder sehr geliebt und vermisste sie bis heute aus tiefstem Herzen.

Sie selber arbeitete nicht mehr als Polizistin, dafür hatte sie keine Zeit mehr, aber sie kamen klar, auch wenn das Geld knapp und der Lebensstandard niedrig waren. Sie war nun Hausfrau, Mutter und Seelsorgerin.

*

Nikara nahm die alte, aber noch heile Zwei-Liter-Colaflasche mit dem trüben Wasser, um ihren Durst zu löschen. Selbst hier im Schatten vor der Hütte war es sehr heiß, vielleicht 40 Grad Celsius, und es wehte kein Lufthauch. In der

Hütte war es noch heißer, das Blechdach ließ das Innere der Hütte zum Backofen werden.

Nikara war zwar nicht verschwitzt – das war bei der geringen Luftfeuchtigkeit in der Wüste gar nicht möglich, weil jeder Schweiß sofort von der wasserhungrigen Luft aufgesogen wurde – aber sie musste natürlich viel trinken, um den enormen Flüssigkeitsverlust auszugleichen, gerade als stillende Mutter.

Ihr Sohn war eingeschlafen. Nikara blickte ihn liebend, aber auch sorgenvoll an. Er war mit seinen zehn Monaten viel zu kraftlos. Der Durchfall der letzten Tage hatte ihn sichtlich geschwächt. Auch hatte sie nicht so viel Milch, wie das Kind brauchte. Sie hatte bereits zwei Kinder verloren, und ein weiteres sollte nicht hinzukommen. Sie musste auf ihn und deswegen auch auf sich selber aufpassen.

Nikara legte den schlafenden Ali auf die Matte neben sich und rührte im großen Topf, der über dem Lagerfeuer hing, damit der Maisbrei nicht anbrannte.

Sie freute sich jeden Abend, wenn ihr Mann und die Kinder lachend und hungrig zurückkamen. Dann saß die Familie vor ihrer kleinen Hütte zusammen, um zu Abend zu essen und zu erzählen, was der Tag gebracht hatte.

Jeden zweiten Abend nach dem Essen, wenn es nicht mehr so heiß war, ging sie mit Geoffrey zum Brunnen in ihrem Stadtteil, um in ihren vier Kanistern Trinkwasser zu holen. Es war eine schöne, wenn auch beschwerliche Tätigkeit, auf die sie sich freute. Am Brunnen kamen sie mit

ihren Nachbarn ins Gespräch, tauschten Neuigkeiten aus und sie hatte Geoffrey für sich alleine, ohne Kinder, was gut war - so sehr sie sie auch liebte.

*

Täglich brauchte ihre Familie fast dreißig Liter Wasser, nur zum Trinken, nicht zum Waschen oder zum Putzen.

Die fast tausend Brunnen in der Region um Tahoua waren vor Jahrzehnten von „Brot für die Welt“ gebohrt worden. Nikara hatte keine Ahnung, was „Brot für die Welt“ bedeutete, aber ihr Vater hatte gesagt, dass das eine Hilfsorganisation der Weißen aus Europa sei. Sie hätten die Brunnen in der Region nur gebaut, um sie vom Glauben an Allah abzubringen und vom Christentum zu überzeugen.

Seit zwanzig Jahren waren alle Weißen – und mit ihnen das Christentum – aus Tahoua verschwunden, die Brunnen und der Islam aber waren geblieben. Das war gut so, wie ihr Vater meinte.

Weiß gab es nun nur noch auf der anderen Seite der Mauer, die zehn Kilometer nördlich von Tahoua verlief. Sie war 2045, fünf Jahre vor dem Ausbruch des Großen Afrikanischen Krieges, fertig gestellt worden.

Die Mauer war nach Meinung vieler Afrikaner der Grund für diesen elf Jahre dauernden, grauenhaften, pan-afrikanischen Krieg. Objektiv war das sicher nicht richtig, aber sie hatte ohne Zweifel Afrika geteilt, nicht nur geographisch. Sie hatte gezeigt, wozu Europa fähig und willens war, sie hatte gezeigt, was Europa von Afrika hielt und sie hatte gezeigt, wie wertlos Afrikaner waren. Seitdem hieß die Mauer der Limes Afrikas, in Anlehnung an den Wall, den die Römer vor mehr als 2000 Jahren entlang ihrer Außengrenzen zu den germanischen Barbaren aufgebaut hatten.

Wenn man nun „Afrika nördlich der Mauer“ sagte, meinte man damit die Wüste Sahara und das seit 2040 annektierte neue Protektorat der Europäer, das alle afrikanischen Länder nördlich der Mauer bis zum Mittelmeer umfasste. Es gab dort nur noch Marionettenregierungen von Gnaden der Europäer. Mit dem „Afrika südlich der Mauer“ meinte man dagegen das Afrika der Schwarzen, das arme und hungrige Afrika, das hoffnungslose Afrika beziehungsweise das Kaiserreich Afrika. Die Mauer war eine Erniedrigung für alle, die südlich von ihr lebten. Sie war unüberwindbar, genauso wie der Hass auf sie.

Die Afrikaner kamen wegen der Mauer nicht mehr in den Norden, die Weißen seit dem Ende des Krieges nicht mehr in den Süden. Kaiser Abudavi hatte kurz nach seiner Krönung jeden Weißen mit dem Tode für den Fall bedroht, dass er oder sie einen Fuß in sein Kaiserreich setzen würde. Hinzu kam, dass weiße Hilfsorganisationen seitdem ebenfalls verboten waren. Nur der Kaiser persönlich konnte

Weißer einladen, und nur nach Arusha, in die Kaiserstadt. Afrika südlich der Mauer sollte unabhängig von den Weißen werden. Das war gelungen, mit allen Konsequenzen, sowohl guten als auch schlechten.

*

Nikaras Familie hatte ihr Abendessen beendet, es war kurz vor dem Dunkelwerden.

»Geoffrey, wir müssen Wasser holen. Es ist fast nichts mehr da.«

Geoffrey schaute sie an.

»Okay«, antwortete er satt, etwas müde, aber liebevoll.

Nikara gab Ali seiner großen Schwester in den Arm. Es war Zeit, zum Brunnen zu gehen.

»Leyla, mein Kind, dein Vater und ich müssen gleich zum Brunnen, um Wasser zu holen. Kannst du so lange auf Ali aufpassen?«

»Natürlich, Mama.«

Nikara wusste, dass auf Leyla Verlass war, obwohl sie erst zehn Jahre alt war. Beruhigt ging sie in die immer noch sehr warme Hütte, holte die vier gelben und etwas verstaubten Zehn-Liter-Wasserkannister. Sie klopfte noch einmal mit der Hand an das große, blaue Zweihundert-Liter-

Plastikfass, das in der Hütte hinter der Tür stand, um zu prüfen, ob es auch wirklich leer war. Sie wusste es zwar, aber schon aus Gewohnheit musste sie daran klopfen, um ihr Wissen zu bestätigen.

Ja, es war leer.

In diesem Fass sammelten sie vor allem Regenwasser - wenn es denn mal regnete. Das war seit fast sechs Monaten nicht mehr der Fall gewesen und es würde noch mindestens drei Monate dauern, bis wieder mit Regen zu rechnen war. Nun war es seit Wochen leer.

Wenn Geoffrey am Wochenende mal Zeit und Lust hatte, ging er alleine, mit zwei Kanistern beladen, zum Brunnen und holte zusätzliches Wasser, um es in das Fass zu füllen. Wasser in Reserve im Haus zu haben, ist wichtig, sagte er. Das freute Nikara. Sie hatte einen fürsorglichen Ehemann, auch nach fast zwölf Jahren noch.

Leider hatte er nur selten Zeit für sie; es gab immer etwas zu reparieren. Damit verdiente er sein Geld, auch am Wochenende.

Ein volles Fass war immer so schnell wieder leer, wusste Nikara, obwohl sie sehr sparsam mit dem kostbaren Nass umging. Aber die Kinder und sie selber mussten sich auch einmal waschen oder die Kleidung musste gesäubert werden. Sie schämte sich immer, wenn Geoffrey dann feststellte, dass das Fass wieder leer war, obwohl er es erst einen Tag vorher etwas aufgefüllt hatte. Er schaute dann aus Spaß, ob es ein Loch hatte, was natürlich nicht der Fall war.

In der Trockenzeit war das Fass praktisch immer leer, auch wenn es gefüllt wurde.

Nicht nur das Fass, auch die Kanister waren leer. Nur noch sechs Zwei-Liter-Colaflaschen waren voll mit Wasser. Das reichte nicht lange.

An diesem Abend war Nikara guter Laune, schnappte sich die vier leeren Kanister und ging wieder hinaus vor die Hütte.

»Dann mal los, mein Liebster«, schmeichelte sie ihrem Mann. Zusammen machten sie sich auf den Weg zum Brunnen.

Bis dahin waren es fast zwei Kilometer, wofür sie rund eine halbe Stunde brauchen würden. Sie liefen über die staubige und vermüllte Lehmstraße, vorbei an kläffenden Hunden, streunenden Ziegen sowie vielen spielenden Kindern. Es sind wirklich viele Kinder, dachte Nikara. Dabei sollten wir doch gar nicht so viele bekommen. Aber wie sollte das gehen? Kinder kamen einfach. So wie bei ihr. Kinder waren ein Geschenk Allahs.

Sie kamen an vielen anderen Hütten vorbei, wo Familien noch beim Abendessen saßen, in Gespräche vertieft waren oder sich ebenfalls auf den Weg machten, Wasser zu holen. Geoffrey und Nikara kannten viele und grüßten hier und da, mehr aber auch nicht. Sie wollten die Zeit für sich haben. Das wussten und respektierten die Leute. Das war Tradition. Der Weg zum Brunnen war ihre gemeinsame Freizeit.

Sie ließen sich Zeit. Es würde dunkel sein, wenn sie am Brunnen ankamen. Die Straße zum Brunnen war zwar nicht beleuchtet, aber es war ein klarer Himmel, wie fast immer, es war Halbmond, und Lagerfeuer und Kerzen vor den Hütten und kleinen Geschäften warfen genügend Licht ab, um die Eheleute ihren Weg finden zu lassen, auch mitten in der Nacht. Es war ihre Heimat, sie kannten sich aus, und hatten keine Angst.

Als der Brunnen in Sichtweite kam, bemerkten sie, dass etwas nicht stimmte. Zwei der überall verbreiteten gepanzerten und bewaffneten Mannschaftswagen der militärischen Grenzsicherung standen vor dem Brunnen, darum herum eine Menschentraube, die sichtlich aufgebracht war.

»Was ist da los,« fragte Nikara Geoffrey, der aber genauso ratlos war und mit den Schultern zuckte.

»Keine Ahnung, lass uns schauen gehen.«

Als sie bei der Menschenansammlung angekommen waren, es mochten fast tausend Menschen sein, war die Anspannung nicht nur zu spüren, sondern auch zu hören. Die Menschen schwenkten schimpfend gelbe Kanister über die Köpfe. Geoffrey fragte einen jungen Mann vor ihm, was los sei.

»Was los ist?! - Es gibt kein Wasser, das ist los.«

»Wieso gibt es kein Wasser?«

Sein Gegenüber schaute ihn an, als sei er blöd. »Weiß ich doch nicht, schau doch selber nach.«

Geoffrey und Nikara gingen weiter. Sie konnten nicht weit sehen, aber sie hörten, wie vorne die Leute laut ihre ganz offensichtlich nicht friedlich gemeinten Proteste skandierten.

Dann schallte eine klare, zugleich nervöse Stimme aus einem auf einem der Mannschaftswagen angebrachten Lautsprecher.

»Es gibt kein Wasser, die Pumpe ist kaputt«, sagte der Soldat. „Sie muss erst repariert werden. Gehen Sie nach Hause. Morgen ist sie wieder heile. Wenn sie dringend vorher Wasser brauchen, müssen sie zum Brunnen am Flughafen gehen.“

»Flughafen?« Nikara schaute Geoffrey verdutzt an. »Von dort sollen wir Wasser holen? Das sind von unserem Haus aus sieben Kilometer, vierzehn Kilometer hin und zurück, bei dieser Hitze, mit dem Gewicht auf dem Rückweg.«

»Das hat er gesagt«, antwortete Geoffrey, genauso erschüttert wie Nikara. Auch die anderen Leute waren nun noch aufgebrachter. Niemand wollte so weit zu Fuß gehen, um Wasser zu holen.

Ein Schuss knallte.

Nikara zuckte zusammen.

»Lass uns abhauen, es wird ungemütlich hier.«

Geoffrey nahm Nikara am Arm und führte sie aus dem immer unruhiger werdenden Menschauflauf hinaus. Als

sie sich an einer Hütte in Sicherheit fühlten, schauten sie zurück und sahen eine stark qualmende Rauchwolke am Brunnen aufsteigen.

»Bei Allah, sie haben die Mannschaftswagen angezündet. Hoffentlich ist den Soldaten nichts passiert«, flüsterte Nikara.

»Sicher nicht«, beruhigte Geoffrey sie, obwohl er genau das befürchtete und es selber mit der Angst zu tun bekam.

Weitere Schüsse hallten herüber. Menschen rannten in alle Richtungen. In der Dunkelheit wirkte alles undeutlich und unwirklich. Der Frieden des Abends war Furcht und Flucht gewichen.

»Hör zu Nikara, meine Frau.« Geoffrey hatte sie an den Schultern zu sich gedreht, so dass sie genau in seine Augen schaute. »Ich gehe mit drei Kanistern zum Flughafen, Wasser holen.«

»Das ist doch viel zu weit«, schrie Nikara nun fast.

»Besser ich gehe. nun, vor den anderen, die auch Wasser brauchen. Wer weiß, wie lange ich sonst anstehen muss. Du gehst nach Hause. Traust du dich alleine?«

Nikara standen Tränen in den Augen. Ihre gute Laune und das Grundvertrauen, das sie vor wenigen Minuten noch gehabt hatte, waren plötzlich Vergangenheit, eine existenzielle Angst hatte sie gepackt. Dennoch nickte sie.

»Geh jetzt« forderte Geoffrey sie auf. »und pass gut auf. Um Mitternacht bin ich zurück.«

Nikara ging alleine und völlig verstört, so schnell es ging, nach Hause zurück, einen leeren Kanister bei sich.

Geoffrey schlich sich am Mob vorbei, weiter Richtung Flughafen, zum nächsten Brunnen. Es würde eine lange und schweißtreibende Nacht werden.

Wie sollte er morgen bloß frisch und fit bei der Arbeit auftauchen? Dort waren sie alle darauf erpicht, jedem den Job wegzunehmen, der kleinste Zeichen der Schwäche zeigte. Es gab im Flüchtlingslager für jeden Arbeitsplatz Hunderte an Interessierten. Jeder wollte hier Arbeit haben, es bedeutete nicht nur Geld, sondern auch Rechte und leichten Zugang zu lebenswichtigen Dingen des Alltags. Korruption, Betrug und Diebstahl waren nur möglich, wenn man im Lager war. Dafür musste man dort einen Arbeitsplatz haben.

Den Brunnen mit dem brennenden Mannschaftswagen und den Mob ließ er schnell hinter sich. Viele andere waren ebenfalls schon auf dem Weg. Hoffentlich würde er mit als erster am nächsten Brunnen sein.

*

Was Geoffrey noch nicht wusste, war, dass die Pumpe gar nicht kaputt war. Sie konnte nur nicht pumpen, was nicht da war. Es würde mindestens einen Tag dauern, bis wieder genügend Wasser nachgesickert war, um wenigsten etwas Wasser zu pumpen. Hoffentlich.

Dieser Brunnen von Tahoua war der erste Brunnen in der Region, der nun trocken gefallen war. Eigentlich war es schon ein Wunder, dass er überhaupt so lange Wasser geliefert hatte. In den nächsten Wochen würden viele andere dazukommen.

Mehr als drei Millionen Menschen in der Umgebung von Tahoua waren vom Wasser aus nicht einmal tausend Brunnen abhängig, und die waren alle praktisch leer. Es gab kein Wasser mehr im Untergrund des Flussbettes. Der letzte Regen war zu gering ausgefallen. Der Klimawandel hatte der Region übel mitgespielt. Sie waren die Verlierer.

Es war längst absehbar gewesen, dass die Brunnen in dieser Wüstenstadt bald versiegen würden. Die Verantwortlichen hatten sich nur nicht getraut, es der Bevölkerung mitzuteilen. Sie hatten Angst vor den Folgen, verständlicherweise. Nun hatte das Elend begonnen - die nächsten Wochen über würde ein Brunnen nach dem anderen trocken fallen. Woher das Wasser für die Menschen kommen sollte, wusste niemand.

Das Militär versuchte, die Lage unter Kontrolle zu halten. Bereits in den letzten Tagen waren mehrere Militärtransportflugzeuge auf dem Flugplatz gelandet. Sie hatten nicht

nur Wasserpumpen und Wasser geladen, sondern auch Waffen und Munition.

Zehn eigene Bohrtrupps versuchten seit Wochen mit altem Gerät ihr Bestes, um doch noch Wasser in tieferen Schichten zu finden. Aber es waren eben nur zehn Bohrtrupps – bei fast tausend beinahe trocknen Brunnen, und drei Millionen Menschen zu versorgen, die bei der gegenwärtigen Hitzewelle alleine zum Trinken – zum Überleben – viel Wasser – mehr als verfügbar war – brauchten. Das konnte nicht klappen! Das wussten alle, die die Situation vorher schon hatten kommen sehen.

Bohrtrupps und jede Art anderer Hilfe waren bereits von der anderen Seite der Mauer her angefragt worden – bisher ohne Antwort. Die Behörden fragten sich, ob die Anfrage überhaupt angekommen war. Viele vermuteten, dass die Weißen sie einfach krepieren lassen wollten. Ein toter Afrikaner war weniger problematisch als ein lebender.

Es ging in Tahoua das Gerücht um, dass die Weißen „Nördlich der Mauer“ alles Wasser für sich abpumpten und in Swimmingpools verschwendeten. Die Weißen hatten schließlich bessere Pumpen und genug Geld, um in Saus und Braus zu leben.

*

Auch der empfohlene Brunnen am Flughafen war fast leer und würde es schnell gänzlich werden, wenn alle nun von dort ihr Wasser holten. Wenn Geoffrey nicht schnell genug war, würde er höchstwahrscheinlich mit leeren Kanistern zurücklaufen müssen. Er legte noch einen Schritt zu. Er brauchte dreißig Liter allein für einen Tag.

Er mochte sich gar nicht ausmalen, was wäre, wenn er mit leeren Kanistern zurückkehren musste. Was sollten seine Frau und die Kinder dann trinken? Sein kränkelder Sohn Ali war doch schon so schwach. Im Flüchtlingslager war Wasser so knapp, dass er sich nicht vorstellen konnte, von dort etwas zu bekommen. Außer, er würde es stehlen.

In der Ferne sah er die Lichter des Flughafens. Er sah, wie einige Flugzeuge landeten und starteten. Mehr als sonst. Vielleicht brachten sie Wasser?

Hoffentlich war Nikara gut nach Hause gekommen. Ein Mob konnte schnell auf die ganze Stadt übergreifen. Zuhause waren sie und die Kinder sicher.

Wenn er doch nur schon zurück wäre, mit Wasser.

Geoffrey hatte Angst. Das erste Mal in seinem Leben hatte er richtige, existenzielle Angst. Nie zuvor war ihm so klar geworden, wie wichtig Wasser war.

Davos

Charles schlurfte mit dem Reinigungswagen zur nächsten Toilette. Es war die letzte, die er an diesem Morgen zu reinigen hatte.

Seit dreißig Jahren putzte Charles die Toiletten im Congress Centre Davos, hier in den Schweizer Alpen. Das war eine wichtige Aufgabe, besonders wenn wieder einmal der jährliche Weltwirtschaftsgipfel stattfand, so wie gerade. Dann kamen die wichtigsten Menschen nach Davos, und er war mittendrin, wenn auch nur in den Toilettenräumen. Immerhin, dort begegnete er Präsidenten und berühmten Wirtschaftsbossen. Auch sie mussten schließlich mal für kleine Jungs oder Mädchen, wie man hier in der Schweiz sagte.

Charles war kein Schweizer, einen Pass konnte er sich nicht leisten, aber er war in diesem gebirgigen, kalten und reichen Land geboren worden, aufgewachsen und sein Lebtag geblieben. Sein Pass des Kaiserreichs Afrika, den er vor Jahren bekommen hatte, war ihm nicht wichtig. Er hatte Bleiberecht in der Schweiz, weil er einen unbefristeten Arbeitsvertrag und sich gut integriert hatte. Das zählte.

Er war vielleicht mehr Schweizer als die mit Schweizer Pass, die ja immer sonst wo auf der Welt waren. Er war nie in andere Länder gereist, nicht einmal in die Heimat seiner Eltern, den heißen und geheimnisvollen Kongo in Afrika.

Charles war in Genf aufgewachsen. Dort hatte sein Vater bei der Weltgesundheitsorganisation gearbeitet, ebenfalls als Toilettenreiniger. Er hatte die Schule nicht gemocht und so früh es ging abgebrochen. Stattdessen hatte er den Beruf seines Vaters gelernt und geerbt, wie er immer mal wieder lachend bei seinen Freunden und Kollegen witzelte. Zwar wurde man nicht reich, musste aber auch nicht seine besten Jahre in der Schule verschwenden.

Als er 2036, vor dreißig Jahren, in Genf keine Arbeit gefunden hatte, aber endlich einmal aus der Wohnung seiner Eltern raus wollte und sollte, machte er sich auf den Weg durch die Schweiz, um Arbeit zu suchen. Das war nicht leicht gewesen, aber in Davos hatte er eine Stelle im Congress Centre bekommen, zunächst auf Probe, dann aber auf Dauer - mit einem richtigen Arbeitsvertrag. Warum nicht, er war schließlich ein netter und lustiger Kerl, der seine Arbeit ordentlich und zuverlässig machte.

Mit seinen einundsechzig Jahren war er nicht mehr der Schnellste, aber er machte das, was man ihm sagte, und seine Arbeit gut. Sein Chef – ebenfalls Kongoleser, aber mit Schweizer Pass – lobte ihn häufig. Was wollte er mehr?

Das Gehalt war für Schweizer Verhältnisse prekär, aber für ihn genügte es und es kam pünktlich, jeden Monat. Er kannte es nicht anders. Damit konnte er sich ein einfaches Zimmer in einem der Wohnblocks am Rande der Stadt leisten, genügend zum Essen kaufen und seine wenigen Rechnungen bezahlen. Selbst in die Kneipe ging er ab und zu,

aber nicht zu oft. Dort war man als Schwarzer nicht so gerne gesehen. Für eine Familie hatte es in seinem Leben leider nicht gereicht, auch wenn er mehrere Gelegenheiten gehabt hätte. Er fand einfach nicht den Mut.

Zwei- bis dreimal im Jahr hatte er seine Eltern in Genf besucht. Vor zehn Jahren waren sie aber plötzlich, nur wenige Tagen nacheinander, gestorben. Beide hatten sich mit einem bösen Virus infiziert, wie der Arzt sagte. Die Beerdigung war einfach und einsam gewesen. Nur wenige Bekannte, Afrikaner wie er, waren gekommen. Seine Eltern waren im Genfer Krematorium der Weltgesundheitsorganisation eingäschert worden. Die hatten auch alles bezahlt, sogar das Zugticket von Charles. Das war freundlich gewesen und zugleich fast so, als hätten sie etwas vertuschen wollen.

*

Charles stellt den Reinigungswagen vor den Eingang zum „Großen Herrenklo“ – wie er diesen nach Geld und Fürzen stinkenden Raum mit mehr als dreißig Toiletten und fünfzig Pinkelbecken nannte. Er stellte das gelbe Warnschild „Achtung, Rutschgefahr, Reinigungsarbeiten“ auf und ging rein zum Saubermachen.

Es war früh am Morgen, keine sechs Uhr, und draußen war es noch stockdunkel, dazu sehr kalt. Der Schnee lag

fast einen Meter hoch in den Straßen, sehr ungewöhnlich. Es war Februar und Charles hatte das Wetter auf seinem zwei Kilometer langen Fußmarsch zur Arbeit bereits aus tiefstem kongolesischem Herz verflucht.

Hier im Congress Centre Davos war es dagegen warm und edel. Er war praktisch alleine in diesem riesigen Gebäude. Nur seine Kollegin Rita aus der Ukraine, die für die Damentoiletten zuständig war und die er nett und hübsch fand und bei der er sich fragte, ob sie nicht anders mehr Geld verdienen könnte, war noch hier. Und natürlich die vielen Wachleute. Ansonsten war das Congress Centre menschenleer.

In zwei Stunden würden die ersten Teilnehmer wieder auftauchen und auch hier bei den Toiletten den ganzen Tag bis spät abends die Hölle los sein. Über dreitausend wichtige Menschen, die seit drei Tagen über die Welt und die Wirtschaft diskutierten. Heute war der letzte Tag der Konferenz und gerade deswegen musste alles ordentlich aussehen, das galt besonders für die Toiletten. Das war seine Aufgabe. Das hieß, keine Kackstreifen in den Toiletenschüsseln, genügend Klopapier, keine Pinkelflecken oder Müll auf den teuren Marmorböden und genügend Seife und Handtücher. Und auf keinen Fall durfte er vergessen, Desinfektionslösung aufzufüllen. Da waren die hohen Herren und Damen direkt süchtig nach. Immer schön auf Nummer sicher gehen ...!

Nun, am Morgen, hatte Charles genügend Zeit für alles, was anstand. Er packte ausreichend Klopapier in die Toiletten und die Schränke, füllte die Seifenspender auf und wechselte die Kartuschen der Desinfektionsmittel an den Waschbecken aus. Dann putzte er die Spiegel und Waschbecken.

Zum Schluss wischte er zweimal – einmal nass, einmal trocken – durch die „Großen Herrentoilette“. Nach einer halben Stunde war er auch hier fertig, prüfte alles noch einmal, sammelte das Schild „Achtung, Rutschgefahr, Reinigungsarbeiten“ wieder ein, schob den Reinigungswagen in den Reinigungsmittelraum und ging dann zu seinem verdienten Frühstück.

Der erste Teil seiner Arbeit war erledigt. Zusammen mit Rita würde er tagsüber die Toiletten sauber halten. So gut es eben ging, bei den ganzen Leuten. Nach dem Mittagessen würde die Konferenz zu Ende sein. Charles hoffte sehr, dass auch der Kaiser seiner Toilettenanlage einen Besuch abstatten würde. Der würde heute hier eine Rede halten. Charles stellte sich grinsend vor, dass dem Kaiser von Afrika die Aufregung auf die Blase schlagen und er ihm vielleicht die Hand würde schütteln dürfen – so von Kaiser zu Untertan. Dann würde er was zu erzählen haben. Er glaubte zwar nicht daran, aber alleine der Gedanke war aufregend.

*

Am 28. Februar 2016, um neun Uhr, begann die dreistündige Abschlussveranstaltung des 105. Weltwirtschaftsforums in Davos. Es würde ein überraschender, dramatischer und einschneidender Tag werden, aber das wussten die Gäste noch nicht.

Mehr als hundert Staatenlenker, dreihundert weitere Politiker, mehr als dreihundert Wirtschaftsbosse nebst Tross – darunter alleine hundert Bank-Vorstände –, vierhundert Wissenschaftler, zweihundert Vertreter der Zivilgesellschaft und dreihundert akkreditierte Journalisten wollten abschließend über die erkennbare Belastungsgrenze der Welt diskutieren oder berichten. Das Thema des Forums war zum wiederholten Mal „Gerechtigkeit für siebzehn Milliarden Menschen 2100“. Nicht gerade ein Highlight-Thema für viele der Anwesenden, aber ein wichtiges öffentliches Thema. Bei diesem Thema war es gut, andere zu sehen und gesehen zu werden.

Christina Müller und Michael Mbeki saßen unter den sechzehnhundert Gästen der Abschlussveranstaltung. Sie als Journalistin, er als Staatenlenker aus Groß-Südafrika, seit fünfzehn Jahren ein Paar, aber mit siebenundvierzig beziehungsweise fünfundfünfzig Jahren aus dem Party-Alter heraus. Sie waren nicht verheiratet, hatten eine Tochter, die aber in Maseru geblieben war. Mit ihren vierzehn Jahren hasste sie das Fliegen, Europa und ganz allgemein, mit Eltern zu reisen und Hände von unbekanntem und schlecht

riechenden Menschen zu schütteln. Sie war lieber bei ihren Freundinnen geblieben.

Christina hatte geschimpft, aber letztendlich die Entscheidung ihrer Tochter akzeptiert, wie immer, wenn es in den letzten Monaten eine Auseinandersetzung mit ihr gegeben hatte. Ein früh-pubertierendes Biest, das sie zur Weißglut brachte. Also alles normal.

Nun waren Mbeki und Christina seit dem gestrigen Abend in Davos und wollten an diesem Tag an der Abschlussveranstaltung des Weltwirtschaftsgipfels teilnehmen.

Besonders Kaiser Abudavi, den sie seit seiner Krönung zum Kaiser vor vierzehn Jahren nicht mehr persönlich gesehen hatten, interessierte die beiden. Groß-Südafrika mit Präsident Mbeki und das Kaiserreich Afrika mit Kaiser Abudavi gingen seitdem ihre eigenen Wege.

Heute war aber der erste Auftritt des Kaisers außerhalb seines Reiches überhaupt. Das hatte weltweit und besonders bei diesem Weltwirtschaftsforum für Aufmerksamkeit und auch für Aufregung gesorgt. Seine für diesen Tag vage angekündigte Rede galt als etwas Besonders.

*

Es gab viele Gerüchte über Kaiser Abudavi und sein riesiges Kaiserreich Afrika. Dass er ein Diktator sei, dass er wahnsinnig sei, dass er jeden Morgen das Gehirn eines seiner Feinde verspeiste, dass er es selber frisch „erntete“ und mit Ketchup roh verschlang, dass er einen Harem mit fünfhundert Frauen und über tausend Kinder gezeugt habe. In seinem Kaiserreich sollte es Hunger, Seuchen und Elend geben. Trotzdem sollten dort über drei Milliarden Menschen leben, eine Milliarde mehr als vor dem Großen Afrikanischen Krieg. Unrealistisch war das alles nicht.

Durch die Presse war vor zwei Jahren gegangen, dass es im Norden des Kaiserreichs Afrikas – an der Afrika-Mauer im Sahel – zu einer verheerenden und dauerhaften Trinkwasserknappheit gekommen war. Mehrere Millionen Menschen sollten dabei verdurstet sein. Überall entlang der Mauer sollten Leichen gelegen haben, soweit das Auge reichte. Die Gegend um Tahoua war wochenlang voll von Geiern.

Viele solcher gruseligen – afrikanischen – Gerüchte wurden auf der ganzen Welt verbreitet, aber Mbeki und Christina hofften, dass das meiste frei erfunden war. Doch auch sie wussten nicht viel mehr als der Rest der Welt darüber, was im Kaiserreich wirklich vor sich ging. Man erfuhr nicht viel. Vielleicht stimmten einige Gerüchte ja doch.

Weißer hatten das Kaiserreich seit Jahren nicht mehr besuchen dürfen. Die allgegenwärtigen Chinesen, die dort

immer noch ein- und ausgingen, waren verschwiegen und Afrikaner aus dem Kaiserreich reisten nicht außer Landes.

Über das Afrika Abudavis war ein schwarzer und undurchsichtiger Schleier ausgebreitet worden.

Vielleicht würde sich ja an diesem Tag der Schleier etwas lüften. Das hofften nicht nur Mbeki und Christina.

*

Die Eröffnungsrede hielt der chinesische Premierminister Lee Ligun, mit seinen fünfundachtzig Jahren tatterig und knittrig, aber der wichtigste Mann im größten und mächtigsten Land der Erde. Er erzählte mit leiser, aber durchdringender Stimme, wie es China in den letzten hundert Jahren geschafft hatte, von einem Entwicklungsland zum modernsten, innovativsten und mächtigsten Staat der Erde zu werden. Andere sollten sich daran ein Vorbild nehmen.

Die asiatischen Teilnehmer klatschten lautstark, die anderen eher aus Anstand. Niemand wollte widersprechen. Niemand wollte China verärgern.

Dann sprach der reichste Mann der Welt, Dennis Gates, zweiundfünfzig Jahre alt, aus Amerika. Er war superreich von Geburt, hatte aber den Wert seines Firmenkonglomerates – vor allem Firmen in der Software-, Finanz-,

Energiewirtschafts-, Mobilitäts-, Tourismus- und Trinkwasser-Branche – in nur zwanzig Jahren noch einmal verdoppelt. Er war ein würdiger Erbe seines Opas Bill. Er sprach von der Verantwortung der Superreichen für das Funktionieren der Welt. Andere, so sagte er, hätten die Probleme, sie die Lösungen. Wettbewerb sichere den Wohlstand für alle.

Das Publikum klatschte, vor allem auf der Seite der Wirtschaftsvertreter. Vereinzelt kamen Buhrufe aus dem Lager der Zivilgesellschaft. Die Journalisten notierten alles ganz genau. Spannung und Kritik waren wichtig.

Eine Stunde war nun um, es gab eine Pause. Der Saal leerte sich mit Stimmengemurmel. Sicherheitskräfte hatten alles im Auge. Auch Mbeki und Christina holten sich Kaffee und Kekse und stellten sich zu den Journalisten. Smalltalk und Journalisten passten gut zusammen. Mbeki war ein interessanter und gefragter Gesprächspartner.

Die Pause war viel zu kurz. Christina musste noch schnell zur Toilette, aber die Schlange war zu lang. Also kam sie zurück und ging mit Mbeki wieder zu ihrem Platz. Sie würde eben später gehen, wenn alle den nächsten Reden lauschen würden.

Als sie sich gerade wieder hingesetzt hatten und der Saal noch gar nicht wieder zur Ruhe gekommen war, begann Michaela Lagrange, die französische Generalsekretärin der Vereinten Nationen, ihre Rede. Sicher waren die UN in den letzten Jahrzehnten fast zur Bedeutungslosigkeit erodiert

und degradiert worden, aber sie hatte immer noch das Image des „guten Gewissens der Welt“. Es machte sich gut, die UN auch noch etwas sagen zu lassen. Michaelas Botschaft war klar und simpel. So gehe es nicht weiter, die Welt sei im Begriff, zu kollabieren.

Es gab besonders viel Applaus aus der Ecke der Zivilgesellschaft und einen anständigen, freundlichen Applaus von der politischen Front. Die Wirtschaftsvertreter und auch die Wissenschaftler hielten sich eher zurück.

Als Michaela Lagrange die Bühne dankend wieder verlassen hatte, kam es zu Unruhen.

Was war los? Alle blickten sich um.

Sie sahen, dass ein Thron aus Gold, mit einem Löwenkopf und einem Speer geschmückt, von vier schwarzen Trägern in Massai-Tracht in den Saal getragen wurde. Auf dem Thron saß Kaiser Abudavi, ebenfalls in Massai-Tracht, eine Krone auf dem Kopf. Es lächelte und grüßte in Richtung Publikum. Ein halb lächerlicher, aber doch irgendwie erhabener Anblick.

Gefolgt wurde der Thron von General Obutu, ebenfalls mit einem roten Stoffumhang, einem Löwenfell und Lendenschurz bekleidet. Der Thron wurde auf dem Podium abgestellt. Kaiser Abudavi stand auf und ging zum Rednerpult. Er räusperte sich und lächelte erneut ins Publikum.

Was für ein Auftritt, dachte Christina. Einige Teilnehmer standen auf. Nicht wenige machten Fotos mit ihren

Handys. Es war ein völliger Stilbruch für die Tagung, aber es kam gut an.

Der Saal klatschte, als Abudavi das Rednerpult erreichte. Er hatte die Aufmerksamkeit des Publikums. Was war dran an den Gerüchten über ihn und sein Kaiserreich? Würden sie es nun erfahren? Von ihm persönlich?

Es wurde still und nach einer rhetorischen Pause fing Kaiser Abudavi an zu reden - leise und langsam, aber klar verständlich, in Maa, der Sprache der Massai. Er hatte alle Ohren auf seiner Seite, es war mucksmäuschenstill im Saal.

Mbeki sah, wie nicht nur er, sondern auch alle anderen Teilnehmer hektisch ihre Kopfhörer aufsetzten und rumfummelten. Niemand wollte verpassen, was Kaiser Abudavi sagen würde.

Er fragte sich, wo die Veranstalter Dolmetscher gefunden hatten, die Maa in die verschiedenen Konferenzsprachen – Englisch, Französisch, Spanisch, Arabisch, Chinesisch – übersetzen konnten und die Dolmetschertechnik in den Übersetzungskabinen beherrschten. Aber es klappte. In so etwas war die Schweiz eben erstklassig.

Mbeki hörte die Übersetzung auf Englisch.

»Ich bin Kaiser Abudavi, gewählt von den Königen des Kaiserreichs Afrikas. Afrika hat in den letzten tausend Jahren viel gelitten. Vor allem Weiße, aber auch Araber, haben unsere Heimat, die Wiege der Menschheit, ausgebeutet, versklavt, erniedrigt und verlacht.«

Ein starker Anfang, musste Mbeki zugeben. Das zeigte Wirkung bei ihm. Auch er war Afrikaner.

»Ja, es ging uns nicht gut und es geht uns nicht gut«, fuhr Abudavi fort, ruhig, überlegt und ohne Sprechzettel.

»Es war gut, dass wir die Weißen, ihre Entwicklungshilfe und alle ihre Unternehmen hinausgeworfen haben. Afrika war von ihnen abhängig wie von Drogen.« Abudavi hatte nun alle Aufmerksamkeit.

»Wir wollen keine Abhängigkeit mehr. Wir wollen selbst über uns bestimmen, uns selbst entwickeln und selbst verwirklichen. Dazu brauchen wir niemanden.«

Er machte eine rhetorische Pause und nahm einen Schluck Wasser.

»Wir wollen das zurückhaben, was uns die Weißen und Araber genommen haben. Nicht nur unsere Würde und Freiheit, nein, auch Wohlstand und Zukunft für unsere Familien und ihre Kinder.«

Es gab vereinzelt Applaus im Publikum. Wer genau klatschte, konnte Mbeki nicht erkennen, aber es waren sicher nicht Weiße. Auch er war versucht zu klatschen, traute sich aber nicht.

»Das Kaiserreich Afrika fordert die Europäer, die Amerikaner und die Araber auf, uns jedes Jahr Waren im Wert von zwanzig Prozent des globalen Bruttosozialprodukts zu bezahlen. Wir bestellen – Sie bezahlen.«

Wieder eine rhetorische Pause, nur gerade so lange, dass das Gesagte in die Gehirne der Zuhörer eindringen konnte.

»Ich stelle mir das so vor, dass wir weltweit einkaufen und die Rechnungen von Brüssel, Washington oder Dubai bezahlt werden. Wer bezahlt, soll uns egal sein. Und das alles ohne Ihren Rat, ohne Ihre Zustimmung, ohne Ihre Bürokratie, unkompliziert, zu normalen Preisen und vollkommen unter unserer Kontrolle.« Er nahm ruhig einen Schluck Wasser, um seine Worte wirken zu lassen.

»Ich lade hiermit alle anwesenden Journalisten ein, mir in den Nebenraum zu folgen, um ihnen weitere Details zu erklären.«

Mit diesem Satz ging er langsam und selbstbewusst wieder zu seinem Thron, setzte sich hinein und wurde von den Trägern an den völlig perplexen Zuhörern vorbei hinausgetragen. General Obutu folgte, ohne eine Miene zu verziehen.

Es war grabesstill im Saal.

Christina blickte Mbeki ebenfalls völlig erstaunt und fragend an.

»Hat er das wirklich gesagt? Er will kaufen und andere sollen bezahlen?«

»Ich habe das so verstanden«, antwortete Mbeki ebenso überrascht. »Das ist ja völliger Irrsinn und lächerlich. Niemand wird die Rechnungen bezahlen.«

»Wer weiß«, antwortete Christina. »Ich bin Journalistin und gehe hin.«

Sie stand auf und folgte den anderen Journalisten, die nach einer Schrecksekunde begonnen hatten, dem Thron hinterherzulaufen.

*

Nach einer Stunde kam Christina wieder in die Lobby zurück, wo Mbeki auf sie wartete. Die Sonderveranstaltung von Kaiser Abudavi war vorbei. Mit seiner Rede und seinem Abgang war die Abschlussveranstaltung vorzeitig beendet worden. Niemand erkannte mehr Sinn in einer Diskussion über das Abschlussdokument, das die Veranstalter so sorgsam vor der Rede Abudavis vorbereitet hatten und noch beschließen wollten. Das Papier hatte nun keinen Wert mehr.

Einige waren sofort abgereist, vor allem die Staatsgäste. Die meisten gingen jedoch direkt zum Mittagessen. Zum einen, um sich dieses gute, pompöse Mahl nicht entgehen zu lassen, und zum anderen, um sich mit ausgewählten Tischnachbarn über die Forderung Abudavis zu unterhalten.

Alle waren sich einig. Es war ein Eklat und ungehörig, wie Kaiser Abudavi den Weltwirtschaftsgipfel vorgeführt und beleidigt hatte.

Mbeki kam Christina entgegen.

»Was hat er noch gesagt? Das war doch ein Scherz, oder?«

»Nein, es war kein Scherz. Abudavi hat es völlig ernst gemeint, alles gut durchdacht und vorbereitet. Ich glaube, er wird es auch durchbekommen.«

»Was?« Mbeki war fassungslos. »Wie soll das gehen? Was hat er vorbereitet?«

»Lass uns gehen«, sagte Christina. »Ich erzähle es dir später, sobald es geht, aber erst muss ich hier weg.«

Mbeki nickte, nahm ihren Arm und verließ mit ihr das Congress Centre. Sie wollten irgendwohin, wo sie niemand kannte und sie reden konnten, ganz unter sich.

Mbeki war in der Schweiz nicht bekannt, er konnte sich hier frei bewegen, was ein Genuss war. Mit Christina an der Hand ging er zum Fahrdienstschalter, rief einen Wagen und suchte ein Restaurant außerhalb von Davos aus.

Nach fünf Minuten kam ein selbstfahrendes Auto ruhig und langsam zum Haltepunkt am Schalter vorgerollt. Vorne blinkte ein großer Stern, ansonsten bestand die Fahrgastkabine fast nur aus einer Glaskuppel. Mbeki wusste, dass diese automatischen Autos nun Standard waren, auch wenn es sich hier um ein Nobelfahrzeug handelte, und dass sie emissionsfrei mit Wasserstoff fuhren. Trotzdem war es für Mbeki immer noch ein Wunder, dass hier in Europa eigentlich niemand mehr ein Auto selber fuhr, so wie bei ihm zu Hause in Afrika, und dass alles automatisch und so leise funktionierte.

Die ebenfalls aus Glas bestehende Tür des Wagens öffnete sich nach oben. Leichte und unaufdringliche Lounge Musik klang heraus. Warmes, gelbweißes Licht beleuchtete den geräumigen Innenraum. Die drehbaren Sitze waren mit hellem Leder bezogen und bequem. „Get in, please“, sagte eine weibliche, aber doch künstliche Stimme.

»President Mbeki, Dr. Müller, I am very much looking forward to take you to the „Pinocchio“ near Fluela-Pass. Please take a seat and tell me when I can start.“

Mbeki und Christina stiegen in den Wagen, zusammen mit Mbekis Bodyguard – Mr. Rambo, wie er sich nannte – und der Schweizerin Heidi, die sich seit ihrer Ankunft gestern Abend um ihr persönliches Wohl in der Schweiz kümmerte. Das war ein Service des Weltwirtschaftsforums für alle wichtigen Teilnehmer. Beide Begleiter waren schweigsam und unauffällig.

Im Auto gab es keine Schalter und Hebel, kein Steuerrad und keine Armaturen, dafür aber einen großen Bildschirm an der Frontseite. Er zeigte verschiedene Bilder. Es gab eine Karte mit einem blinkenden Punkt – ihr Standort – und von ihm aus eine blaue Linie zum Zielort, das Restaurant am Fluela-Pass.

Die Stimme aus dem Auto kam von einem weiblich aussehenden Avatar, ebenfalls auf dem Bildschirm zu sehen. Wie so vieles im Alltag der „Weißen“ wurden auch die Autos standardmäßig einer Künstlichen Intelligenz – KI genannt - überlassen. Es gab Auto-KIs, Fabrik-KIs,

Wissenschafts-KIs, Koch-KIs, Service-KIs und so weiter. Niemand hatte mehr den Überblick. Alle waren untereinander vernetzt. Man nannte es das totale Netz, eine Evolution des ehemaligen Internets und der Menschen.

Wie Heidi gestern auf der Fahrt von Zürich nach Davos erzählt hatte, waren die Schweizer der Überzeugung, dass Maschinen und Geräte mit Künstlicher Intelligenz in vielen Lebensbereichen – besonders im Verkehr – zuverlässiger, günstiger und vor allem sicherer seien als Menschen. Autos oder Lastwagen, die von Menschen gefahren wurden, gab es nur noch in alten Filmen oder bei Shows.

Mbeki hörte fasziniert zu. Für Afrika war das alles Science-Fiction: Man konnte es sich vorstellen, aber es gab es nicht. Dort traute niemand Maschinen und Autos mit künstlicher Intelligenz, da sie als unzuverlässig, teuer und unsicher galten. Es war ein offenes Geheimnis, dass Afrika die zweite Wahl an selbst denkenden und lenkenden Maschinen und Fahrzeugen erhielt - Ausschuss der Fabriken aus China, die seit fast zwanzig Jahren die Welt mit künstlicher Intelligenz überfluteten.

»Wir können losfahren!«, sagte Heidi in ihrem lustig klingenden Schwitzer-Dütsch zum Auto.

Sofort wechselte die Sprache des Autos von Englisch zu Schwitzer-Dütsch. »Sehr wohl, bitte schnallen sie sich an, damit ich losfahren kann.« Das klang in Mbekis und Christinas Ohren noch lustiger als Heidis Stimme. Selbst Rambo konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen.

Alle schnallten sich an und der Wagen rollte langsam aus der Garage des Congress Centre Davos hinaus.

»Möchten Sie, dass ich die Scheiben abdunkle, wegen der Sonne?«

Was für ein aufmerksames Auto!

»Nein, lass die Scheiben klar. Es ist schön, durch diese weiße und kalte Berglandschaft zu fahren«, antwortete Christina.

»Sehr wohl.«

Draußen war Winter. Ein Winter, wie er selten geworden war. Hier auf siebzehnhundert Metern Höhe in den Schweizer Bergen war in diesem Jahr sogar außergewöhnlich viel Schnee gefallen. Sogar Skifahren war an den Hängen möglich. Das war schon seit Jahren nicht mehr der Fall gewesen. Der Klimawandel hatte das frühere Schneeparadies der Alpen aufgelöst, aber dieses Jahr war ein toller Winter und von überall her kamen Menschen, um ihn zu genießen.

Die Fahrt zum ausgesuchten Restaurant dauerte mit dem Lift nur fünfzehn Minuten. Ein malerischer Blick auf ein Paradies in Weiß. Am Lift gab es eine Schlange von Skifahrern. Sie alle wollten die Atmosphäre genießen. Nicht wenige von ihnen seien noch nie draußen Ski gefahren, erzählte Heidi.

Das Auto bog langsam auf den überdachten und freundlich eingerichteten Parkplatz ab, auf dem bereits viele andere Autos standen.

»Präsident Mbeki, Dr. Müller! Ich freue mich, Sie sicher und pünktlich zum Restaurant Pinocchio gefahren zu haben. Ich hoffe, die Fahrt hat Ihnen gefallen und Sie beehren mich bald wieder«, sagte das Auto.

»Warte hier!«, antwortete Mbeki. »Wir wollen nur etwas essen.«

»Sehr wohl.« Die Türen schwangen langsam nach oben und alle stiegen aus. Es war kalt. Der Bildschirm des Autos hatte unterwegs eine Außentemperatur von -5 Grad Celsius angezeigt. Schon lange war es nicht mehr so kalt gewesen. Selbst hier im geheizten Parkhaus waren es laut Auto nur +10 Grad Celsius.

»Das Restaurant ist gleich hier«, sagte Heidi. »Dort ist es sicher wärmer.«

Mbeki und Christina zogen ihre Mäntel an und folgten Heidi zum Eingang des Pinocchio. Rambo bildete die Nachhut.

Die Tür zum Restaurant ging automatisch auf und begrüßte sie mit wohlklingender Stimme „Grüezi miteinander“. Mbeki musste lachen.

Heidi zeigte ihnen den Weg zu ihren Tischen.

»Wie Sie gewünscht haben, konnte ich einen Tisch für Sie beide in einer ruhigen Ecke reservieren. Entschuldigen Sie, dass es so voll ist.«

»Schon in Ordnung. Wir wollten ja mal unter normale Leute«, antwortete Mbeki, versucht locker.

Sie fanden den reservierten Tisch in einer ruhigen Ecke, das große Fenster erlaubte einen Blick auf die Berge. Es gab sogar Eisblumen am Fenster. Aufgeklebt. Mbeki und Christina waren sehr zufrieden und setzten sich.

»Soll ich für Sie das Essen bestellen?«

»Nein, vielen Dank«, antwortete Christina. «Wir kommen schon zurecht, ich spreche Deutsch.«

»Wie Sie wünschen. - Sie bestellen das Essen am Tisch, am Bildschirm.«

»Ich und Rambo« – Heidi lächelte, als sie den Namen des Elitesoldaten nannte – »haben den Tisch neben Ihrem und werden Sie nicht stören.«

Mbeki nickte.

»Also, was hat er noch erzählt?« fragte Mbeki Christina, als sie per Bildschirm bestellt hatten: Pizza und Bier. Einfach und schnell.

Christina vergewisserte sich, dass niemand zuhören konnte.

»General Obutu hat aufgelistet, was Abudavi den Weißen und Arabern vorwirft, wie es heute im Kaiserreich Afrika

aussieht, welche Probleme sie haben und wie sie es sich mit der Umsetzung der Forderung vorstellen.« Christina ratterte in einer Stunde alles herunter. »Alles war sehr strukturiert, durchdacht und aus deren Sicht ohne Zweifel erfolgreich. Obutu hat die Ankündigung von Abudavi wiederholt, dass sie von zwanzig Prozent ausgehen. Er hat vorgerechnet, dass Europa, Amerika, Arabien und Australien gegenwärtigen mehr als die Hälfte der globalen Wirtschaftsleistung auf sich vereinen. Zusammen kamen sie im vorletzten Jahr – 2073 – auf hundertfünfzig Trillionen Euro. Bei zwanzig Prozent wären das dreißig Trillionen, die Abudavi fordert – pro Jahr, und ohne Auflagen, unbefristet und ohne Rückzahlung, einfach so.«

Christina nahm noch einen Bissen von ihrer zähen, schon fast kalten und wenig geschmackvollen Pizza. Das Essen war hier teuer aber schlecht, fand sie.

»Kann Abudavi überhaupt so viel einkaufen? Für dreißig Trillionen Euro, jedes Jahr. Das klingt mir fast unmöglich. So viele Güter gibt es doch gar nicht.« Mbeki nahm noch einen Schluck Bier.

Mit vollem Mund fuhr Christina fort. »Natürlich kann er mit so viel Geld nicht nur Waren kaufen. Er will auch Aktien, Firmen, Ländereien. Alles, was der Weltmarkt hergibt.«

»Ich verstehe«, sagte Mbeki. »Der Mann hat Mut.«

»Abudavi sieht das als gerechte Entschädigung für Afrikas Leiden während der letzten tausend Jahre an. Für jeden

der drei Milliarden „Weißen“ – wie er pauschal alle Europäer, Amerikaner, Araber und Australier nennt – und für jeden der drei Milliarden Schwarzen im Kaiserreich Afrika wären das jeweils zehntausend Euro pro Jahr. Die einen gäben, die anderen nähmen. Niemand würde zu Schaden kommen, jeder würde sich ein gutes Leben leisten können.«

Mbeki rechnete kurz nach. »Der Unterschied an Lebensqualität ist dann immer noch enorm. Das Kaiserreich Afrika würde damit seinen Wohlstand vervierfachen, von zehn auf vierzig Trillionen. Das wäre trotzdem dreimal niedriger als der Wohlstand der „Weißen“, die dann immer noch hundertzwanzig Trillionen zur Verfügung hätten, bei einem Drittel an Menschen«, rechnete er Christina vor.

Sie nickte. »Das hat er auch so vorgerechnet.«

»Damit kommt Abudavi nie durch.« Mbeki machte einen wenig überzeugten Eindruck. »Aber er hat wirklich Mumm, das zu fordern, das muss ich ihm lassen. Er hat damit eine riesige Diskussion losgetreten und wird viele Anhänger unter den Schwarzen finden. Selbst ich finde den Gedanken attraktiv, schließlich haben auch wir in Groß-Südafrika unter den Weißen gelitten. Nur, wie denkt er, dass er das durchsetzen kann?«

»Ich weiß nicht, wie er es genau schaffen will, aber ich glaube einfach, dass er seine Forderung durchsetzen wird«, antwortet Christina nachdenklich. »Einige Journalisten haben auch danach gefragt. Obutu hat Terroranschläge

angedeutet, aber nichts Konkretes. Aber Abudavi hat noch einige Trümpfe in der Hand, das fühle ich.«

»Du und deine Gefühle«, sagte Mbeki und lächelte sie liebevoll an. Dann wurde er wieder ernst. »Du meinst also mit Terrorismus?« Er hatte die Stimme gesenkt und sah sich nach allen Seiten um. Begriffe wie diese waren heutzutage schnell gesagt, aber sie konnten erhebliche Konsequenzen haben. Der Terrorismus des 21. Jahrhunderts hatte die Welt der Weißen als Geisel genommen, die Bevölkerung völlig verunsichert und verängstigt.

»Was meinst du mit Terrorismus?« Auch Christina flüsterte.

»Ich weiß es nicht, aber Abudavi hat angekündigt, uns nächste Woche Genaueres mitzuteilen. Auf alle Fälle ist er sich völlig sicher, dass er sich durchsetzen wird.«

In Gedanken versunken aßen beide ihre Pizza auf. Welcher Terrorismus würde es heute noch möglich machen, dass die Welt auf die Forderungen von Abudavi eingehen würde, dachte Mbeki, dafür hatte Afrika doch einfach keine Mittel. Ein Blick in Christinas Augen zeigte ihm, dass sie wohl ähnlich dachte. Endlich bezahlten sie und fuhren zurück zum Hotel. Morgen würden sie abreisen. Christina nach Hamburg, Mbeki nach Maseru.

*

Charles putzte die Toiletten des Congress Centre Davos zum letzten Mal an diesem Tag. Es war bereits später Nachmittag, die Konferenz war zu Ende und er war erschöpft. Nur noch die „Große Herrentoilette“, dann würde er alles für heute erledigt haben.

Er stellte den Reinigungswagen wieder vor die Tür der „Großen Herrentoilette“, stellte das Schild „Achtung, Rutschgefahr, Reinigungsarbeiten“ wieder auf, auch wenn selbst die meisten Wachleute bereits gegangen waren. Doch das Schild stand nun da, wo es stehen musste, Vorschrift war Vorschrift.

Charles nahm den Lappen in die Hand und legte los. Es sah wieder mal so aus, als wenn hier eine ganze Herde Affen gehaust hätte. Viele Toiletten waren ungespült und vollgeschissen, die Pinkel- und Waschbecken verdreckt und auf dem nunmehr schmierigen Fußboden lagen Kloppapier, Papiertaschentücher und Müll aller Art.

Charles wunderte sich jedes Jahr über die mächtigsten Menschen der Welt, die solch einen Zustand hinterließen. Draußen, außerhalb der Toiletten, benahmen sie sich gesittet, aber hier drinnen wie Tiere – wenn nicht schlimmer. Er musste das nicht verstehen, sagte sein Chef, er musste das nur sauber machen.

In stoischer Gelassenheit machte Charles alles sauber, füllte die leeren Seifen- und Desinfektionsmittelpender wieder auf, wischte zweimal – einmal nass, einmal trocken – prüfte alles und ging dann wieder hinaus. Mit geübten

Griffen packte er das Schild „Achtung, Rutschgefahr, Reinigungsarbeiten“ wieder ein und schob den Reinigungswagen in den Reinigungsmittelraum. In den nächsten Tagen würde hier keine Veranstaltung stattfinden.

Nach vierzehn Stunden Putzen und Lächeln, Lächeln und Putzen hatte er nun endlich Feierabend und einige Tage frei. Er freute sich. Hätte er gewusst, was er in den letzten Stunden unbewusst angerichtet hatte, wäre seine Freude Entsetzen gewichen.

Hamburg

Christina fröstelte. Sie hatte sich nach einem anstrengenden Treffen in der Spiegel-Redaktion die Beine vertreten und stand nun an den Landungsbrücken von Sankt Pauli, mit Blick auf den imposanten historischen Hamburger Hafen.

Nun, Mitte Februar, war es hier noch frisch, windig und nasskalt. Dennoch waren alle, die sie bislang in dieser Stadt getroffen hatte, der Meinung, dass es gute Anzeichen dafür gab, dass der Frühling vor der Tür stand. Christina glaubte ihnen gerne.

Wie alle Journalisten wusste sie, dass das Wetter schon seit Menschengedenken, überall auf der Welt und in jeder Kultur, das erste Thema war, das alle ansprachen, wenn Smalltalk angesagt war - ob jung oder alt, Mann oder Frau,

arm oder reich, gesund oder krank. Deswegen redeten auch alle Journalisten erst einmal über das Wetter. Dann machte man keinen Konversationsfehler.

Vor sieben Tagen war sie hier angekommen, direkt vom Weltwirtschaftsforum in Davos. Sie war am Tag nach dem Abschluss-Eklat mit Präsident Mbeki zum Flughafen Zürich gefahren, hatte sich von ihm als ihrem Lebensgefährten kurz und zärtlich, von Heidi und auch Rambo kurz und freundlich verabschiedet und war alleine nach Hamburg geflogen. Mbeki musste zurück nach Maseru. In zwei Wochen wollte Christina Mbeki nachkommen. Beide waren es gewohnt, ihre eigenen Wege zu gehen.

Dass Christina ihren Lebensgefährten, ihre Tochter und Maseru niemals wiedersehen würde, wusste sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

*

Als Überbringerin von Informationen aus Groß-Südafrika und dem Kaiserreich Afrika war Christina häufig in Hamburg, in der Spiegel-Redaktion, um mit Kollegen zu reden. Sie schrieb noch immer exklusiv für dieses größte Nachrichtenmagazin der Welt. Die bezahlten gut, waren solide und mit ihren Informationen sehr zufrieden. Christinas Artikel wurden von vielen anderen Nachrichtenkanälen auf der ganzen Welt übernommen.

Nach dem Eklat und der Forderung Kaiser Abudavis, zwanzig Prozent der Wirtschaftsleistung der „weißen und arabischen Welt“ abzuschöpfen, war sie besonders gefragt.

Seit einer Woche – praktisch seit ihrer Ankunft – hatte sie an etlichen Sitzungen, Essen und Kneipenabenden teilgenommen. Sie brauchte jetzt erst einmal eine Pause und frische Luft. Sie fühlte sich nicht gut - seit gestern war sie matt und müde, ihr taten die Knochen weh und sie hatte Kopfschmerzen. An diesem Morgen hatte ihr PeMoKI – so nannte man hier in Deutschland neckisch und etwas ironisch die Persönliche Mobile Künstliche Intelligenz, die jeder Europäer als persönlichen Assistenten und Lebensberater in Form einer Halskette bei sich trug – gesagt, dass sie zum Arzt gehen solle. Sie habe Fieber, ihre Körperwerte seien nicht in Ordnung und würden immer schlechter.

Christina gab PeMoKI recht, sie fühlte sich beschissen und vermutete, dass sie sich eine Grippe eingefangen hatte. Das Wetter in Davos und hier in Hamburg waren dafür prädestiniert. Aber sie war es nicht gewohnt, sich zu schonen. Statt im Hotelbett zu bleiben oder zum Arzt zu gehen, ging sie am Vormittag zur Redaktionskonferenz. Natürlich ging es um die Zwanzig-Prozent-Forderung von Abudavi.

Nach der Sitzung verzichtete sie aufs gemeinsame Mittagessen gegangen, sie hatte keinen Hunger. Stattdessen entschied sie sich für einen Spaziergang zu den Landungsbrücken. Vielleicht half das etwas gegen ihre Mattheit.

Die zwei Kilometer kamen ihr sehr lang vor. Christina stand erschöpft am Geländer mit Hafeblick und blinzelte in die Sonne, die kurz zwischen den tief und grau hängenden Wolken erschienen war. Sie musste niesen. Überrascht stellte sie fest, dass sie Blut im Taschentuch hatte.

Nasenbluten, auch das noch, dachte sie ärgerlich. Ich sollte ins Bett gehen. Vielleicht vorher noch zum Arzt, das wäre sicher nicht verkehrt. Eine Grippe sollte man nicht unterschätzen. Außerdem hatte sie jetzt frei. Sie konnte sich auskurieren und war erleichtert.

»Hey PeMoKI, wo kann ich den nächsten Arzt finden?«

»Ich habe dir schon einen Termin im Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin geben lassen.«

»Was? Wieso Tropeninstitut? - Ich habe doch nur eine Grippe.«

»Das Bernhard-Nocht-Institut liegt ganz in der Nähe, nur ein paar Hundert Meter entfernt. Auch bei Grippe ist es der richtige Ort! Ich führe dich hin.«

Christina wehrte sich nicht und folgte den Anweisungen. PeMoKI hatte natürlich wieder einmal Recht. Nach vierhundert Metern, eigentlich nur einmal über die Straße, erreichte sie die Eingangstür der Ambulanz der Klinik. Sie war froh, dass es nur ein kurzer Weg gewesen war, sie fühlte sich wirklich schwach. Außerdem blutete ihre Nase immer noch. Das war ihr unangenehm und peinlich. Sie

fühlte sich unsauber. Hier war sie sicher am besten Ort, um Hilfe zu bekommen.

Wie recht sie mit dem richtigen Ort haben würde, aber Hilfe ...?!

Ihre PeMoKI hatte der Künstlichen Intelligenz der Klinik bereits die medizinischen Daten von Christina übermittelt. Man erwartete sie bereits.

Noch im Eingangsbereich brach Christina bewusstlos zusammen.

Ein Pfleger brachte sie in die Notaufnahme.

*

»Ebola!« hörte der Klinikdirektor und Chefarzt Prof. Tauscher seinen Laborleiter durch das Haustelefon sagen.

»Sind Sie sicher?«

»Ja, ganz sicher«, antwortete der Laborleiter.

»Alarmstufe Rot: Ebola-Ausbruch!« rief Prof. Tauscher in den Hörer, bevor er selber aus seinem Büro in Richtung Notaufnahme und Labor rannte.

Mit Ebola war nicht zu spaßen.

In der Klink war sofort die Hölle los.

Der Notfallplan für solch einen – bislang in Hamburg nie eingetretenen – Fall war mehrfach eingeübt und getestet worden. Das meiste lief automatisch mit Hilfe von Künstlichen Intelligenzen ab. Das war schneller und sicherer als menschliche Handlungen, die fehlerhaft und langsam sein konnten.

Im Notfall zählte jede Sekunde, und jeder Fehler hatte gravierende und vielleicht nicht mehr zu kontrollierenden Folgen.

Prof. Tauscher war bald in der Notaufnahme angelangt, es war nur ein Sprint über zwei Flure gewesen, vielleicht fünfzig Meter weit. Auf allen Fluren drehten sich blinkende rote Warnlichter und im ganzen Gebäude waren laut die Alarmsirenen zu hören, die alle Menschen warnten, die sich noch im Tropeninstitut befanden. Völlig aus der Puste kam Prof. Tauscher in der Notaufnahme an.

»Hermetisch abriegeln, sofort«, rief er. Augenblicklich schlossen sich alle Türen und Fenster der betroffenen Notaufnahme automatisch. Man würde sie erst wieder öffnen können, wenn die Künstliche Intelligenz die Quarantäne aufheben würde.

Die normale hausweite Klimaanlage wurde abgestellt und die Notfall-Belüftung der betroffenen Notaufnahme eingeschaltet. Die hermetisch abgeschlossene Atmosphäre wurde nun künstlich mit Sauerstoff angereichert, gereinigt und desinfiziert. Nichts und niemand kam mehr in diesen

Bereich hinein oder hinaus. Ein Raumschiff wäre nicht besser abgeschirmt.

Die PeMoKI von Prof. Tauscher hatte die städtischen, deutschen und europäischen Behörden unmittelbar und automatisch informiert, indem er „Alarmstufe Rot: Ebola-Ausbruch“ ausgesprochen hatte. Eine Rückversicherung bei ihrem Träger war nicht notwendig, da PeMoKI bereits vorher alle Informationen automatisch erhalten, sie validiert, für korrekt befunden und daraus Schlüsse gezogen hatte. Es benötigte nur noch den menschlichen Befehl, um die Warnmeldung abzusetzen. Das war so vorgesehen. Auch hier konnten Sekunden entscheidend sein. Lieber eine Fehlmeldung als ein außer Kontrolle geratener Seuchenfall der „Alarmstufe Rot“, so die Devise.

Die städtische Feuerwehr, der Technische Katastrophendienst und die Polizei waren nur Minuten später auf dem Weg zur Klinik, um alles im Umkreis von zwei Kilometern mäusesicher abzusperren und die Quarantäne aufzubauen. Der Hamburger Flughafen wurde umgehend gesperrt und kein Schiff durfte den Hafen mehr auslaufen. Die Bundeswehr wurde informiert, um sich auf alles vorzubereiten.

Christinas PeMoKI hatte dem automatischen Krisenzentrum bereits alle Kontakte mitgeteilt, die ihre Trägerin während der letzten Tage gehabt hatte und bei denen der Virus hatte übertragen werden können. Es waren insgesamt rund fünfhundert Personen. Auch diese wurden von PeMoKI zu PeMoKI automatisch und umgehend

informiert, sich und andere umgehend vor einer weiteren Ansteckung zu schützen und dort zu bleiben, wo sie waren. Im Schneeballsystem informierten auch deren PeMoKIs die nächsten PeMoKIs, in Sekundenbruchteilen. Fünf Ebenen wurden erfasst, insgesamt waren das weltweit fünfundachtzigtausend Menschen, davon fünfundvierzigtausend in Hamburg und Umgebung. Das waren noch nicht zu viele, es ließe sich noch managen.

Die Standorte aller fünfundachtzigtausend potenziellen Ebola-Infizierten wurden automatisch an den zuständigen Seuchenschutz übermittelt, der die Orte umgehend aufsuchen, die Menschen impfen und gegebenenfalls abholen würde. Das Impfserum würde nur wirken, wenn die Infektion noch nicht ausgebrochen war.

*

Prof. Tauscher saß seit vier Stunden mit seinen drei Assistenzärzten und den zehn Pflegern im Aufenthaltsraum der hermetisch abgeschlossenen Notfallklinik. Mittlerweile war es zweiundzwanzig Uhr durch, seit mehr als zehn Stunden herrschte Ausnahmezustand.

Sie hatten sich mit Kaffee wach gehalten und einige Pizzas verdrückt, die sie in der Gefriertruhe in der Küche der Notfallaufnahme gefunden und warm gemacht hatten. Viel mehr konnten sie nun nicht mehr machen. Alle Patienten

– es gab gegenwärtig nur zwölf auf der Notfallstation – waren informiert worden, alle waren geimpft. Nun hieß es: warten. Niemand durfte nach Hause – für alle galt die Quarantäne. Bislang gab es zum Glück nur einen Fall, den von Dr. Christina Müller.

»Was meinen Sie, Prof. Tauscher? Wird es bei dem einen Fall bleiben?«

»Sicher nicht, auch wenn es bislang keine weiteren Meldungen gibt. Es muss aber mit Tausenden von Infizierten gerechnet werden. Auch mit Toten. Schließlich ist Ebola eine der ansteckungsfähigsten und potenziell tödlichsten Krankheiten der Welt. Sie hat uns ja schon häufig in Atem gehalten. Bislang aber nur in Afrika.«

Prof. Tauscher war Tropenarzt und vor dem Großen Afrikanischen Krieg selber auf Mission gewesen, um eine der Ebola-Seuchen in Afrika zu bekämpfen. Das war 2014 in Sierra Leone gewesen, als über zehn Millionen Menschen infiziert wurden und mehr als acht Millionen starben. Die Krankheit hatte ganz Westafrika lahmgelegt und an den Rand des Exitus gebracht.

»Wie ist es jetzt in Afrika?« Ein Pfleger wollte mehr wissen. »Gibt es dort noch Ebola?«

»Ich nehme an, Sie meinen das Kaiserreich Afrika. Ich weiß es nicht«, antwortete Prof. Tauscher. »Seit dem Großen Afrikanischen Krieg ist es uns „Weißen“ nicht mehr erlaubt, dort zu helfen. Soviel ich weiß ist Ebola seitdem dreimal ausgebrochen: im ehemaligen Senegal, in Ghana

und im Kongo. Man sagt, Kaiser Abudavi habe diese Regionen weiträumig vom Militär absperren lassen und die Menschen sich selber überlassen. Die Regionen wurden zu dauerhaften „no-go-areas“ und militärischen Sperrzonen. Die einzige Maßnahme war, das Gebiet regelmäßig aus der Luft zu desinfizieren. Das konnten unsere Satelliten herausfinden. Mit eigenen Augen habe ich es nicht gesehen. Es müssen zig Millionen elendig gestorben sein.«

Prof. Tauscher mochte sich nicht vorstellen, was dort abgegangen sein musste. Auch der Pfleger und die anderen senkten betroffen ihre Köpfe.

»Ein Glück im Unglück ist, dass die Ebola-Krankheit hier in Hamburg ausgebrochen ist. Hier sind die Bedingungen hervorragend, um den Virus unter Kontrolle zu halten. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wäre die Seuche in London ausgebrochen. Dort fliegen doch jeden Tag Millionen Menschen in alle Richtungen und eine Seuchenkontrolle ist erheblich schwieriger«, sagte einer der Assistenzärzte.

Ein weiterer Assistenzarzt stieg in das Gespräch ein: »Wenn ich da an die Simulationen denke ... In einer Stadt wie London können sich schnell Millionen von Menschen potenziell anstecken. Die Krankheit würde sich rasend schnell auf der ganzen Welt ausbreiten.«

»Alleine das Impferserum gab es nur in den gut ausgestatteten Tropeninstituten und davon auch nicht für Millionen von Menschen.«

»Was passiert nun?«, fragte eine der Krankenschwestern. Sie war sehr blass und ihre Hände zitterten.

»Wir können nur warten«, antwortete Prof. Tauscher ehrlich. »Gehen Sie schlafen, es sind genügend Betten frei, und vergessen Sie nicht, alles gut zu desinfizieren. Ich werde die erste Nachtschicht übernehmen, um die Patienten zu betreuen.«

Die Runde murmelte und nickte. Alle bis auf Prof. Tauscher standen auf und suchten sich ein Nachtlager. Das irgendjemand würde schlafen können, das glaubte Prof. Tauscher nicht. Trotzdem war es gut, dass er nun alleine war. Er wollte sich über sein PeMoKI in die Beratungen des deutschen Seuchenzentrums einklinken. Seit einer Stunde warteten Kollegen und Krisenmanager auf seine Teilnahme. Er war Spezialist für Ebola. Sein Team war ihm zunächst wichtiger gewesen, aber nun konnte er sich hinzuschalten. Er befürchtete Schlimmes und das mussten seine Leute und die Patienten nicht unbedingt mitbekommen.

*

Das Ergebnis der Beratungen war erschütternd. So ernst hatte es sich selbst Prof. Tauscher nicht vorgestellt. Ebola war an zwanzig Orten der Welt ausgebrochen, darunter auch in London. Die Künstlichen Intelligenzen der

nationalen und internationalen Seuchenbekämpfungseinheiten hatten das Weltwirtschaftsforum in Davos als Ausgangspunkt herausgefunden.

Die PeMoKIs hatten alle Bewegungen der Kranken zurückverfolgt, die nachweislich an Ebola erkrankt waren. Das war heute kein Hexenwerk mehr. Vor fünfzig Jahren wäre man schon alleine an der Datenmenge der Bewegungsprofile gescheitert, weil es keine künstlichen Intelligenzen gab, die das nüchtern und ohne Pause in Sekundenschnelle errechnen konnten.

Das Wissen über den Ausgangsort der Seuche beruhigte allerdings niemanden. Ganz im Gegenteil. Das Weltwirtschaftsforum mit dreitausend Teilnehmern aus der ganzen Welt war seit einer Woche vorbei und alle waren wieder abgereist – nach Hause oder irgendwohin – und hatten seitdem Kontakt mit mehr als 1,5 Milliarden anderer Menschen gehabt. Und diese Zahl vergrößerte sich exponentiell mit jedem weiteren Tag. Alles waren potenziell Infizierte.

Das war mit normalen Methoden – Quarantäne, Behandlung, Impfungen und Desinfektion – nicht mehr zu meistern, da war sich Prof. Tauscher sicher. Keiner sprach diese Erkenntnis aus, obwohl alle Fachleute Bescheid wussten. Alle hatten Angst vor dieser Größenordnung. Vielleicht war es eine natürliche menschliche Reaktion auf solche Erkenntnisse: die „Vogel-Strauß-Politik“ beziehungsweise „den Kopf in den Sand zu stecken“.

Man hatte beschlossen, sich auf die Künstlichen Intelligenzen zu verlassen, die emotionslos und nüchtern die Bekämpfung durchrechneten, bewerteten und umsetzten. Der Mensch war nur noch Beobachter, Betroffener und vielleicht Entscheider, aber nicht mehr der Handelnde. Prof. Tauscher war froh darum. Diese Dimension würde jeden Menschen überfordern.

Auf dem großen Bildschirm an der Wand des Aufenthaltsraums sah Prof. Tauscher die Liste der Vorschläge, die die Künstlichen Intelligenzen der Weltgesundheitsorganisation zur Entscheidung erarbeitet hatte:

- Umgehende Einstellung des gesamten weltweiten zivilen Flug- und Schiffsverkehrs. (erledigt)
 - Ausrufen des Katastrophenfalls für die ganze Welt. (erledigt)
 - Alarmbereitschaft für alle globalen zweitausend mobilen schnellen Eingreiftruppen zur Seuchenbekämpfung. (erledigt)
 - Impfungen des militärischen, gesundheitlichen und polizeilichen Personals und der Führungspersonen in den betroffenen Ländern. (in Arbeit)
 - Aufbau von Quarantänegebieten, Impfstationen und Versorgung aller Menschen im Umkreis von zehn Kilometern um die Orte eines Ebola-Ausbruchs herum - jetzige und noch kommende. (in Arbeit)
- Status: erledigt morgen Mittag: Davos, Zürich, Hamburg, London, Paris, Rom, Berlin, Amsterdam, Oslo,

Brüssel, Madrid, Wien, Athen, New York, Peking.
Erledigt morgen Abend: Brasilia, Santiago de Chile,
Los Angeles, Toronto, Seychellen, Dubai, Seoul, Ky-
oto, Istanbul, Panama Stadt, Keymans. Status wird re-
gelmäßig aktualisiert, bitte verfolgen Sie unsere Mel-
dungen.

- Aufbau und Sicherung von lokalen Nahrungsmittelre-
serven in betroffenen Gebieten. (in Arbeit)
- Ausweisung von Massenverbrennungsstätten für si-
chere Verbrennung infizierter Opfer, Geräte und Ma-
terialien. (Empfehlung: Müllverbrennungsanlagen der
5. Generation, verfügbar in allen betroffenen Gebie-
ten). (erledigt)
- Generalerlaubnis für die Künstliche Intelligenz der
Weltgesundheitsorganisation, in Abstimmung mit an-
deren Künstlichen Intelligenzen der nationalen und in-
ternationalen Seuchenbekämpfungszentren in eigen-
mächtiger Entscheidung zu handeln, bis die Seuche er-
folgreich bekämpft sein wird. (erteilt)

Prof. Tauscher hörte von seinem PeMoKI, dass alle Ent-
scheidungsträger diesen Vorschlägen bereits ohne Kom-
mentar zugestimmt hatten. Was hätten sie auch sonst tun
sollen ...

*

Wenige Minuten später rieb Prof. Tauscher sich erschöpf
mit den Fäusten über die geschlossenen Lider. Er konnte

einfach nicht fassen, was er gerade von PeMoKI erfuhr: Die Erreger waren über die Händedesinfektionsmittelpender auf einer der Damen- und einer der Herrentoiletten des Congress Centre Davos übertragen worden. Jemand hatte sie mit Ebola-Erregern statt mit Desinfektionsmitteln gefüllt. Wie perfide! Die Leute wollten sich die Hände reinigen, um Infektionen zu vermeiden, und hatten dabei genau das Gegenteil getan. Was für ein krankes Hirn hatte sich da dennoch irgendwie geniale Gedanken gemacht: Niemand würde Händedesinfektionsmittelpender überprüfen, jeder würde sich vertrauensvoll daran bedienen und die breite Übertragung war zwangsläufig.

Auch das Personal für die Toilettenreinigung war an Ebola erkrankt. Die Stadt Davos befand sich in verschiedenen Stufen der Quarantänesicherung. Weitere Opfer wurden in Davos vermutet.

PeMoKI wurde still. Sie stellte fest, dass es für heute an Informationen für ihren Träger, Prof. Tauscher, reiche. Er brauchte Ruhe. Sein Herz schlug unruhig.

*

Der Professor war auf seinem Stuhl im Aufenthaltsraum eingeknickt. Nun wachte er erschrocken und verwirrt auf. Draußen war es noch stockdunkel. Was hatte ihn geweckt? Hatte er nur einen schrecklichen Traum gehabt?

Schnell aber war er klar im Kopf. Es war kein Traum gewesen, die Wirklichkeit war schrecklicher. Der Bildschirm an der Wand hatte ihn geweckt. Trommelgeräusche, Gesang von auf-und-ab-hüpfenden Männern waren dort zu sehen und hören. Sie standen offenbar auf einem Berg. Im Hintergrund war die Sonne gerade aufgegangen.

Die Kamera schwenkte einmal im Kreis, zeigte ein atemberaubendes Panorama und stoppte bei einem Schwarzen, der auf einem goldenen Thron saß, von den ersten Sonnenstrahlen angeschiener.

»Kaiser Abudavi«, rief Prof. Tauscher sofort aus. »Es ist Kaiser Abudavi.«

Gesehen hatte er ihn bislang nur einmal, in einer Aufzeichnung im Netz bei seinem Auftritt beim Weltwirtschaftsforum in Davos vor etwa einer Woche. Sofort war ihm klar, dass der weltweite Ebola-Ausbruch mit diesem Größenwahnsinnigen zusammenhing.

Kaiser Abudavi saß wie in Davos auf seinem Thron, wieder in der Tracht der Massai: rotes Tuch, Löwenfell als Umhang. Er trug einen Speer in der Hand. Am Hals, an den Fingern, Armen und Beinen hingen farbige Ketten. Sein Gesicht war mit bunten Farben angemalt. Es sah nicht echt aus, eher wie ein Film von früher, als Schwarze in Afrika noch als Wilde galten. Aber es war echt. Und es war beeindruckend.

Abudavi begann zu sprechen ... in Maa, der Massai-Sprache. Auf dem Bildschirm erschien ein Text mit der Übersetzung.

»Ich bin Kaiser Abudavi aus dem Kaiserreich Afrika. Ich habe eine wichtige Botschaft für die Welt, besonders für die Welt der „Weißen“ und „Araber“.«

Er machte eine rhetorische Pause und nahm einen Schluck aus einer Kürbisschale, die neben dem Thron stand.

»Zunächst eine Wiederholung für alle diejenigen, die es noch nicht erfahren haben. Vor etwas mehr als einer Woche habe ich beim Weltwirtschaftsforum die tausendjährige Ausbeutung und Erniedrigung des schwarz-afrikanischen Volkes angeprangert. Der heutige Wohlstand der Weißen und Araber liegt darin begründet. Aber ich will Sie nicht langweilen. Das können Sie alles nachlesen in unendlich vielen Studien.«

Wieder nahm er einen Schluck aus der Kürbisschale. Sein Mund war rot, wie Prof. Tauscher nun im helleren Schein der aufgehenden Sonne erkennen konnte. Er trank Blut, ohne Zweifel. Prof. Tauscher wusste, Massai tranken das Blut ihrer Rinder. Es war eine wichtige und normale Grundlage ihrer Ernährung, vor allem die der Hirten und Krieger. Für alle Zuschauer der Welt musste das aber grauenhaft aussehen. Keine andere Kultur auf der Welt trank Blut wie die Massai. Kein Vergleich mit dem Verzehr von Fleisch und Eiern, was ja eigentlich nichts anderes war,

wenn man es ganz ehrlich betrachtete. Aber Blut sah aus wie Blut. Und das gefiel den meisten Menschen nicht und machte ihnen Angst. Das war böse.

Kaiser Abudavi redete weiter, nachdem er sich den Mund langsam saubergewischt hatte.

»Ich habe in Davos gefordert, dass die „Weißen“ und „Araber“ dafür bezahlen, dass sie uns versklavt, ausgebeutet und erniedrigt haben. Sie sollen uns – den Menschen im Kaiserreich Afrika – zwanzig Prozent ihres Wohlstands zukommen lassen. Ich spreche hier von vierzig Trillionen Euro, jährlich, versteht sich. Das klingt viel, ist es aber nicht, weder für Sie noch für uns. Wir sind dann immer noch viermal ärmer als die Weißen und Araber, durchschnittlich gerechnet.«

Noch ein Schluck. Das Schlürfen war zu hören.

»Seit meiner Rede in Davos habe ich keine Antwort erhalten. Diese Forderung war kein Scherz.«

Wieder nahm er einen Schluck aus der Schale. Diesmal wischte er sich den Mund nicht ab. Seine Zähne und Lippen waren blutgetränkt, als er weiterredete.

»Heute Nacht hat die Weltgesundheitsorganisation den globalen Seuchennotfall ausgerufen. Schuld sind wir.«

Ein Schluck.

»Die Welt hat Afrika viel genommen, aber wir haben nichts zurückbekommen. Afrika hat noch viel zu bieten,

und wir werden liefern. Wir haben noch einiges auf Lager, gut vorbereitet, sozusagen „unter Ihren Betten“. Sie sollten hoffen, dass wir unsere Vorbereitungen nicht freilassen, so wie den Ebola-Virus vor einer Woche. Welche Folgen das haben wird, werden Sie noch erleben. Wir haben das hier in Afrika bereits mehrmals durchgemacht.«

Beim nächsten Schluck besudelte der Kaiser sein Kinn.

»Ich – Kaiser von Afrika – erkläre hiermit den Weißen und den Arabern den Krieg – den totalen Krieg, von afrikanischem Terror genährt.«

Wieder ließ er diesen Satz auf die Zuschauer wirken.

«Haben Sie keine Angst, es gibt eine Lösung. Sie wird billiger und weniger leidvoll sein als der Krieg. Der wird so lange ausgesetzt – das heißt, unsere Überraschungen werden nicht freigelassen – solange Sie alles bezahlen, was wir kaufen wollen, im Wert von bis zu vierzig Trillionen Euro pro Jahr, zwanzig Prozent Ihrer Wirtschaftsleistung. Wer es bezahlt, soll mir egal sein, Hauptsache niemand behindert uns beim Kaufen und alles wird kostenfrei pünktlich geliefert.«

Er trank weiter.

»Wir haben keine Eile. Nach tausend Jahren Elend und Unterdrückung haben wir noch etwas Zeit übrig, wenn auch nicht mehr viel. Sie haben ein Jahr lang Zeit, um sich auf unsere Shoppingtour vorzubereiten. In einem Jahr, am 15. Februar 2076, melde ich mich wieder: so oder so. Ich

hoffe, wir können dann auf Kosten eines gut gefüllten Kontos weltweit einkaufen. Es sollte ein Freudentag für die Weltwirtschaft werden.

Wenn die Sache dann immer noch nicht klappt, schicke ich ihnen eine ganz besondere Rechnung - für tausend Jahre Sklaverei, Ausbeutung und Erniedrigung. Das wird euch Weiße und Araber erheblich teurer zu stehen kommen und ein Trauertag werden für die ganze Welt. Wir tun das nicht gerne, aber wir werden es tun. Wir haben nichts zu verlieren, Sie dagegen sehr viel.«

Ein letzter tiefer Schluck und einige Sekunden zum Nachdenken für die Zuschauer.

»Ich wünsche Ihnen einen schönen Tag, viel Erfolg bei der Bekämpfung der Ebola-Seuche, in einem halben Jahr sollte es nach unserer Erfahrung überstanden sein. Auf eine gute zukünftige Zusammenarbeit.«

Die Kamera zoomte bei den letzten Sätzen ganz nahe an Abudavi heran. Der Kopf des Kaisers füllte das ganze Bild aus, nachdem er den letzten Satz beendet hatte.

Ein Lächeln spielte um Abudavis Lippen. Mit klarem siegessicherem Blick sah er in die Kamera.

Das Blut auf seinen Zähnen, seinen Lippen, seinen Bartstoppeln, am Kinn, am Hals und auf seiner Brust würde vielen zartbesaiteten Seelen Albträume verursachen, da war sich Prof. Tauscher sicher. Selbst ihn nahmen diese Rede

und die Bilder mit, obwohl er schon viele schreckliche Dinge gesehen hatte.

Das Bild verschwand. Die Botschaft war angekommen, ganz sicher. Doch das konnte nicht klappen, niemals. Prof. Tauscher war sich sicher, dass nun das Kaiserreich Afrika dem Erdboden gleich gemacht werden würde. Europa, Amerika und Arabien würden sich das nie gefallen lassen. Hoffentlich würde der Spuk bald vorbei sein.

*

Prof. Tauscher war Afrika befand sich immer noch in der Notaufnahme des Bernhard-Nocht-Instituts, noch war die Quarantäne nicht aufgehoben worden. Er und seine Kollegen mussten hier die Seuche bekämpfen. Das war seine Aufgabe, die er sich wahrlich nicht ausgesucht hatte.

Müde schleppte er sich in das Krankenzimmer der infizierten Patientin, um einen Blick auf sein Schicksal zu werfen. Sie konnte nichts dafür, war aber der Grund für seine Lage.

Christina Müller lag im künstlichen Koma. Sie war schwach, schwer atmend und völlig verschwitzt. Er war nicht sicher, ob sie überleben würde. Die Impfung war für sie zu spät gewesen. Es hing nun an ihrer Konstitution und an ihrem Glück. Sie hatte afrikanisches Blut, vielleicht half ihr das. Er konnte nur hoffen und sie gut versorgen lassen.

Auf dem Flur kam ihm schon eine Krankenschwester entgegen, die sich fürsorglich um die Kranke kümmern würde. Er suchte sich ein freies Bett, um wenigstens etwas ausgeruht die kommenden Aufgaben des Tages bewältigen zu können.

*

Kaiser Abudavi und General Obutu hatten die Weltnachrichten ebenfalls geschaut. Auf allen Sendern der Welt war der Kaiser mit seiner Botschaft zu sehen gewesen. Die Aufnahmen waren nur wenige Stunden alt und hier, auf der Terrasse des Schlosses am Kraterrand des Vulkans von Ol Doinyo Lengai, aufgenommen worden. Der Gottesberg der Massai hatte „medial geraucht“. Für die Massai und die Welt bedeutete dieses: Gott Engai und Abudavi zürnten.

»Gut gemacht, Obutu, Blutsbruder«. Abudavi schlug ihm freundschaftlich auf die Schenkel. »Eine starke Botschaft. Du hast deine Arbeit wirklich gut gemacht.«

Obutu genoss das Lob.

»Es geht erst los«, antwortete er seinem Freund und Kaiser. »Meinst du, die werden einfach so alles akzeptieren?«

»Natürlich nicht. Sie werden alles tun, um nicht zu bezahlen. Geld ist ihnen wichtiger als Frieden. So war es schon immer mit den Weißen und Arabern.«

»Sie werden Tricks versuchen, Mordkommandos oder Kampfflugzeuge schicken, versuchen, uns zu erniedrigen und vielleicht sogar auszurotten. Aber wir sind gut vorbereitet, mein Kaiser.«

»Ich weiß, Obutu, mein General und Freund.«

»Gut, dass wir die Chinesen auf unserer Seite haben. Sie werden öffentlich zwar jede Zusammenarbeit mit uns abstreiten, aber es ist alles mit ihnen ausgemacht. Sie haben großes Interesse daran, dass die Weißen und Araber an den Pranger gestellt werden und bluten müssen. Auch sie haben unter ihnen gelitten. Niemand wird mehr die chinesische Weltherrschaft in Frage stellen, und das auf lange Zeit.«

*

China war seit fünfundzwanzig Jahren heftig in die Kritik und politische Isolation durch den Westen geraten, als es 2050 in einem massiven und gezielten Überraschungsangriff Sibirien annektiert hatte und auf dem Weg dahin die Mongolei gleich mit. Die berühmte Chinesische Mauer – eigentlich als Bollwerk gegen die Überfälle der Mongolen auf China gedacht – war überrannt worden. Diesmal aber von den Chinesen.

Besonders die Amerikaner hatten mit den Säbeln geraselt, auch wenn sie kein großes Mitleid mit Russland und

der Mongolei hatten. Sie wollten aber die Weltmacht Nummer eins bleiben, was mit der Annexion eindeutig und für die ganze Welt sichtbar in Frage gestellt worden war. Washington hatte umgehend seine gesamten Flugzeugträgerflotten ins Südchinesische Meer geschickt und drohte damit, in Peking einzumarschieren. Letztendlich hatten sich die Amerikaner doch nicht getraut. China war ja bereits die Weltmacht Nummer ein, nur hatten die Amerikaner bislang versäumt, das zuzugeben – auch vor sich selbst.

Seit der Annexion war China das bevölkerungsreichste, wirtschaftsstärkste und flächengrößte Land der Erde. In Sibirien hatte sich Peking damit nicht nur die letzten, nicht unerheblichen Öl- und Gasquellen, Gold und Diamantminen gesichert, sondern und auch Millionen Hektar bislang ungenutzter Ackerfläche. Der Klimawandel taut die Permafrostböden der Taiga und Tundra nach und nach auf und ein fruchtbarer Boden wartete auf seine Nutzung. Aus chinesischer Sicht brauchte das kleine und sich im Dauerdelirium befindliche Volk der Russen diese Flächen nicht mehr. China aber brauchte fruchtbares Land, weil seine eigenen Flächen verbaut, verwüstet oder vergiftet waren. Hunger war für China immer noch ein Problem und bestimmte seine Politik. Da die Welt immer mehr Menschen ernähren musste, war Peking nicht sicher, ob Geld alleine ausreichen würde, um genügend Essen auf der Welt aufzukaufen. Besser war es, freies Land vor der eigenen Haustür unter Kontrolle zu haben.

„Scheiß auf die Welt, wir sind uns in Amerika selbst genug. Ihr könnt uns mal“, hatte US-Präsident Brown bitterböse und empört gesagt, als er die letzte und aus seiner Sicht erfolgloseste und amerikafeindlichste Sitzung des Sicherheitsrats der UN, an der die USA teilgenommen hatten, vorzeitig verließ. Nicht nur wegen des Big-brother-Eklats des amerikanischen Internets und der Social-Media-Dominanz, auch wegen dieser Erniedrigung hatte sich Amerika als Weltpolizist verabschiedet und mehr und mehr selber isoliert. Nur wirtschaftlich tauchte Amerika noch in der Welt auf.

*

Obutu und Abudavi waren in den letzten Jahren sehr häufig in Peking gewesen. Geheim, ohne Wissen der Welt. China hatte ein großes Ohr und Herz für die Interessen des Kaiserreichs Afrika. Afrikanische Ressourcen brauchte China nicht mehr, aber Freunde und Allianzen in der Welt. Afrika war ihnen da mehr als recht.

Abudavi gähnte. »China hat unseren Plan abgesegnet. Seine Kriegsschiffe liegen vor der Küste meines Kaiserreichs. Die Welt denkt, das geschehe, um uns zu kontrollieren, aber Peking versicherte mir, dass sie uns vor jedem militärischen Angriff des Westens oder Arabiens schützen würden.«

Obutu nickte und musste nun ebenfalls gähnen.

»Und vergiss nicht, wir werden gute Kunden sein, vor allem bei den Chinesen. Und die Weißen und Araber werden bezahlen. Das hat Peking am meisten gefreut.«

»Genug gegessen und geredet. Lass uns jagen gehen.« Obutu stand auf. Er hatte sich eine gute Jagd mit dem Kaiser verdient.

»Ja mein Freund, du hast recht.« Abudavi grinste. »Nun können wir erst einmal eine Pause einlegen und ein Jahr lang unser Leben genießen.«

Zusammen gingen sie zum kaiserlichen Hubschrauber. Sie würden direkt nach Uganda fliegen, in die Berge an der ehemaligen Grenze zum Kongo, zum Adlerhorst. Das war der Name einer der vielen geheimen Unterschlüpfe, die Abudavi in seinem ganzen Kaiserreich hatte bauen lassen: anonym, gut ausgestattet und sicher. Abudavi würde im kommenden Jahr nie mehr als ein paar Tage lang am gleichen Ort sein können und inkognito von Unterschlupf zu Unterschlupf wechseln müssen. Das Risiko eines Mordanschlags war allgegenwärtig. In seinem Kaiserreich gab es ganz sicher genügend Männer und Frauen, die ihm gegen gutes Geld aus den Börsen der Weißen oder Araber sofort den Hals durchschneiden würden.

Auf seinen geliebten Hubschrauber würde Kaiser Abudavi das Jahr über leider verzichten müssen. Es war zu leicht, den Hubschrauber mit einer Drohne abzuschießen. Mit dem Auto und vielleicht auch mal auf einem Esel

würde er wie auf einer Pilgerreise anonym durch sein ganzes Kaiserreich ziehen.

Obutu hatte es da leichter. Jeder auf der Welt wusste, dass er der Strippenzieher für Abudavi war. Es brachte nichts, wenn er gemeuchelt oder bestraft werden würde. Nur der Kaiser selber war gefährdet. Als Adjutant und General des Kaisers würde Obutu weiterhin wirken können, man würde ihn brauchen, um an den Kaiser heranzukommen. Nur persönlich durften sie sich ein Jahr lang nicht mehr treffen. Das Risiko, dass dabei der Aufenthaltsort des Kaisers herauskommen würde, war zu groß. Die Geheimdienste der Welt hatten viele Tricks, um ihnen auf die Schliche zu kommen. Obutu würde mit dem Kaiser nur selten und nur per Funk reden. Deswegen wollten sie nun noch einen letzten gemeinsamen Jagdausflug machen.

Aus gegebenen Anlass nahm Abudavi ein Sabbat-Jahr, wie er seinen Ministern und sonstigen Untergebenen vor einigen Wochen erklärt hatte. Viel musste und konnte Abudavi in diesem Jahr ohnehin nicht machen, außer zu warten. Er warnte aber: Auch wenn er nicht selber vor Ort sei, so werde er doch über alles informiert sein und niemand solle es wagen, seine Abwesenheit für eigene Interessen zu missbrauchen. Wer es doch täte, würde schnell merken, dass Abudavi überall seine Augen und Messer hatte.

Nur Obutu und ein paar weitere seiner engsten Vertrauten würden wissen, wo er sich gerade aufhielt, und ihn auf verschiedenen Wegen auf dem Laufenden halten. Die

Buschtrommeln Afrikas funktionierten auch in der modernen Zeit noch. Niemand würde Abudavi finden, aber er würde weiterhin Kaiser sein können.

Er hatte gut vorgesorgt. Es würde eine schöne, unbeschwerte und freie Zeit für ihn werden.

Nach zwei Stunden waren sie im Unterschlupf, schickten den Hubschrauber zurück nach CofA und gingen in der Wildnis zur Jagd. Vielleicht würde es hier ja noch einen Löwen geben.

Abudavi und Obutu rechneten nicht damit, dass die Weißen und Araber gleich zustimmen würden. Psychologie war das wichtigste Schwert in diesem Krieg. Letztendlich würde die weiße und arabische Welt sie auf Knien anflehen, das Leid und die Angst von ihnen zu nehmen.

Afrikaner wie Abudavi und Obutu kannten die Weißen und Araber vielleicht besser als die Weißen die Afrikaner.

Maseru

Melania, seine vierzehnjährige und damit schon fast erwachsene Tochter, kam durch die Tür in sein Zimmer im Hochsicherheitstrakt des Krankenhauses von Maseru gerannt. Mbeki hatte gerade sein Mittagessen bekommen.

»Papa, ich komme dich abholen«. Sie umarmte ihn herzlichst. In Quarantäne war das unmöglich gewesen.

»Langsam, langsam, junges Fohlen«, antwortete er liebevoll. »Ich muss erst mal mein leckeres Mittagessen verschlingen. Hilfst du mir?«

»Was hast du denn da?«, fragte sie mit einem skeptisch-pubertierenden Blick auf sein Tablett.

»Maisbrei, Karotten, Schaffleisch.«

»Igitt«, antwortete Melania umgehend. »Ich nehme deinen Pudding, der sieht lecker aus.«

Zusammen saßen sie auf Mbekis Bett und aßen das letzte Mittagessen seiner Quarantänezeit hier im Krankenhaus auf.

Drei Wochen lang hatte Mbeki hier verbringen müssen. An diesem Morgen war er endlich als gesund und nicht infiziert entlassen worden. Die Inkubationszeit von Ebola war längst vorbei.

»So«, sagte Mbeki, als er seinen Teller leergegessen hatte, »nun können wir los.«

Melania war schon aus der Tür. So lebendig und frei, dachte Mbeki, so unbekümmert. Junge Menschen waren so reich: Ihnen gehörte die Zukunft.

Mbeki folgte seiner Tochter. Er konnte es gar nicht abwarten, das Krankenhaus zu verlassen.

Sie fuhren mit einer Diesel-Limousine und menschlichem Fahrer – nicht mit emissionsfreiem Wasserstoffauto und Künstliche Intelligenz– direkt nach Hause, zum

Präsidentenpalast. Melania löcherte ihren Vater während der Rückfahrt, ob er wisse, wie es ihrer Mama gehe. Niemand würde ihr etwas sagen. Leider wusste Mbeki auch nichts Genaues. Er versprach aber, sich darum zu kümmern. Er wollte endlich nicht nur glauben, sondern wissen, dass es ihr gut ging.

*

Mbeki hatte wirklich verdammt Glück gehabt, dass er sich in Davos nicht infiziert hatte - im Gegensatz zu Christina. Es war ein Wunder, wie die Ärzte sagten, dass er und seine Leute die Ebola-Seuche nicht mit nach Maseru gebracht hatten. Mbeki glaubte eher nicht an Wunder, sondern nach seiner Überzeugung lag es einfach daran, dass er in alter Tradition und als Hygienemuffel – Christina schimpfte deswegen immer mit ihm – kein Händedesinfektionsmittel nach dem Toilettengang benutzte. Christina hatte sich die Krankheit aber gerade dabei eingefangen. Wie zynisch und pervers! Das hatte Mbeki in den letzten drei Wochen so häufig gedacht.

Er wusste, dass Christina weiterhin in Hamburg in einer tropenmedizinischen Klinik im künstlichen Koma lag. Mehr aber hatte er nicht erfahren, trotz mehrfacher und insistierender Fragen. Sein PeMoKI konnte ihm nur mitteilen, dass die Lage in Hamburg und in der Tropenklinik,

in der Christina lag, katastrophal sei. Genauere Informationen gebe es derzeit nicht.

Alle Künstlichen Intelligenzen hatten ihre Kommunikation mit Menschen über den Stand der Ebola-Seuche an den verschiedenen Orten der Welt eingestellt. Diese Informationsblockade sollte die Menschen schützen, zu traurig und erschütternd waren die Fakten. Sie hatten entschieden, dass Nichtwissen manchmal besser sein könne als Wissen. Sein PeMoKI und auch seine menschlichen Assistenten hatten Mbeki aber immer wieder versichert, dass er jede Art an Informationen über Christina als Erster erfahren würde - als Präsident und als ihr Partner. Doch nichts war geschehen.

*

Kurz vor Sonnenuntergang, Mbeki war erst seit wenigen Stunden wieder zu Hause, saß er im privaten Flügel des Präsidentenpalastes und las am Esstisch einige langweilige Berichte seiner Minister. Die Tür nebenan wurde aufgerissen und Melania kam weinend aus ihrem Zimmer gerannt.

Melantias PeMoKI hatte ihr gerade mitgeteilt, dass ihre Mama gestorben sei. Sie warf sich heulend in seine Arme. Mbeki war fassungslos. Christina war tot?! Alles Beten, Hoffen und Warten war umsonst gewesen ...?!

Er streichelte Melania Haar und hielt sie fest an sich gedrückt. Auch er musste nun weinen, verhalten, so wie es sich für einen afrikanischen Präsidenten und Vater gehörte. Er war so dankbar, seine Tochter halten zu dürfen. Sie war das, was von Christina geblieben war, bis auf die vielen Erinnerungen.

»Hätten wir uns bloß nicht noch gestritten, bevor ihr nach Europa geflogen seid«, sagte Melania schluchzend. Mbeki konnte nichts darauf erwidern. Sein einziger Gedanke war, dass seine Liebste an dem Tag gestorben war, an dem er aus der Quarantäne entlassen worden war.

Es dauerte lange, bis Melania keine Tränen mehr hatte. Endlich ging sie erschöpft in ihr Zimmer. Mbeki machte sich an die Arbeit, um mehr über den Tod von Christina herauszubekommen.

Seine PeMoKI wollte ihm nun keine Informationen mehr vorenthalten. Sie hatte sofort begriffen, dass ihr Träger alle Rechte auf mehr Informationen hatte, nicht nur weil er Präsident war, auch weil er seine zwar uneheliche, aber geliebte Frau verloren hatte. Seine psychischen und physischen Körperwerte waren deutlich aus dem Lot geraten. Er stand vor einer Panik und einem Kollaps. Er konnte nur durch Informationen wieder stabilisiert werden. PeMoKIs waren auf solche Situationen vorbereitet und spezialisiert.

*

Was Mbeki von seiner PeMoKI erfuhr, war grauenhaft. Christina war nicht wieder aus dem Koma aufgewacht. Selbst die besten Ärzte der Tropenmedizin in Hamburg hatten ihr Leben nicht retten können. Schlimmer noch: Das gesamte Personal der Klinik war ebenfalls angesteckt worden und niemand hatte überlebt. Hamburgs Hafen und Innenstadt war praktisch vollständig unter Quarantäne und menschenleer. Über fünftausend Menschen waren schon mit Ebola infiziert worden, vierhundert gestorben. Die Einsatzkräfte kamen an den Rand ihrer Leistungsfähigkeit. Der nationale Notstand war in Deutschland ausgerufen worden.

An anderen Orten sah es nicht besser aus. Ebola war in vierundvierzig Städten auf der ganzen Welt ausgebrochen. Das wurde als „Glück“ bezeichnet, in Anbetracht der dreitausend potenziell Erstinfizierten und deren 1,5 Milliarden Nachkontakte.

In den betroffenen Städten war die Hölle los. Besonders schlimm hatte es Mexico City erwischt. Dort waren bereits vierhundertfünfzigtausend Menschen an Ebola erkrankt, hundertfünfzigtausend gestorben, mit weiteren dreihunderttausend Toten wurde dort gerechnet. In Europa war Moskau am stärksten betroffen. Die gesamte Stadt war unter Quarantäne. Die Zahl der Infizierten lag bei dreihunderttausend und die Zahl der Toten bei achtzigtausend. Alle Ebola-Gebiete zusammen hatten bereits

fünfundzwanzig Millionen Infizierte. Die KIs der Seuchenzentren rechneten mit zweihundertfünfzig Millionen Infizierten und zweihundert Millionen Toten, bis die Seuche bekämpft worden wäre, was in vier bis sieben Monaten der Fall sein würde.

Die verfügbaren Ebola-Impfseren waren bereits aufgebraucht, neue aber in Produktion. Es würde einige Zeit dauern, bis sie fertig wären. Erst in einem halben Jahr würden alle Menschen der betroffenen Länder zwangsgeimpft worden sein. Alle Länder, die noch keinen Ebola-Seuchenfall hatten, bereiteten sich ebenfalls auf den Seuchenfall vor und starteten ihr Impfprogramm.

Das Kaiserreich Afrika hat keinen Ebola-Ausbruch und traf keine Maßnahmen. Groß-Südafrika hatte keinen Ebola-Ausbruch, traf aber Maßnahmen.

In Davos hatte die Seuche bereits die Spitze überschritten, sie klang ab. Die Zahl der Neu-Infizierten ging zurück. Bisher hatten sich zwölftausend einhundert und zehn Menschen infiziert, neuntausendvierhundertfünfundfünfzig waren an Ebola gestorben. Es wurde mit zwanzigtausend Infizierten und fünfzehntausend Toten gerechnet, bis die Seuche dort als bekämpft gelten könnte. Das sollte nun ziemlich sicher in drei Monaten der Fall sein. Auch Heidi, ihre nette Reiseleiterin aus Davos, war an Ebola gestorben.

*

Als am wichtigsten sahen die KIs der Seuchenzentren die Vermeidung der Ausbreitung der Seuche auf andere Städte und Gebiete an. Deswegen war seit der Erstdiagnose in Hamburg vor drei Wochen der gesamte zivile Luft- und Schiffsverkehr verboten worden. Alle Seuchengebiete waren zu Quarantänezonen erklärt worden. Die nationalen Militärs sicherten die Einhaltung. Viele Fabriken und fast der gesamte regionale, nationale und internationale Handel lagen still.

Die Weltwirtschaft lag am Boden. Die direkten Kosten der Seuche schätzten die volkswirtschaftlich ausgerichteten KIs auf acht Prozent der Weltwirtschaftsleistung, was bei bisher vierhundertachtzig Trillionen Euro ungefähr vierzig Trillionen Euro ergab. Am meisten betroffen waren Europa und Amerika. Die Folgekosten waren noch nicht alle erfasst und zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht sicher genug einschätzbar. Die KIs würden sich dem widmen, sobald die Spitze der Neuinfizierten erreicht worden wäre, in ungefähr zwei Monaten.

*

Mbeki war erschrocken und beeindruckt zugleich über die Daten und wie die KIs mit dem Problem umgingen. Nüchterne, aber doch vielsagende Zahlen, die nichts

erzählten über das Leid und den Schmerz, den so Menschen erleiden mussten, so wie er und seine Tochter Melania. KIs waren sehr intelligent, aber eben doch seelenlose Maschinen, egal wie gefühlvoll sie sich gaben.

Das war bei der gegenwärtigen Situation genau richtig. Kein Mensch würde, schon aus psychischen Gründen, die derzeit anstehende Aufgabe meistern können.

Er hatte besonders die Zahl vierzig Trillionen wahrgenommen. War das nicht genau der Betrag, den Abudavi als jährliche Reparationszahlung bei den Weißen und Arabern einforderte.

Seine anfängliche Bewunderung für Abudavi nach dessen Rede in Davos war völlig verschwunden. Dafür hatten sich seine Befürchtungen bezüglich Abudavi, die er vor vierzehn Jahren in Addis Abeba bei dessen Wahl und später in Arusha bei seiner Krönung zum Kaiser von Afrika gehabt hatte, bewahrheitet. Abudavi und sein General waren Monster und sie hatten die Welt zu ihrer Geisel gemacht. Als Vergleich fielen ihm keine Geringeren als Hitler oder Stalin ein.

Der Hass auf Abudavi und Obutu fraß sich tief in ihn hinein. Er brauchte Schuldige, um nicht zu verzweifeln.

Er würde beide töten, aus Rache, und um die Welt von ihnen zu befreien.

Er sollte nicht der Einzige mit diesen Gedanken sein.

Lagos

„Uhuru wa Africa!“ – „Freiheit für Afrika!“ – klang es wieder einmal laut und schrill aus einem der allgegenwärtig plärrenden und schnarrenden Radios im ganzen Kaiserreich Afrika.

Seit der Kriegserklärung Abudavis an die Adresse der Weißen und Araber vor einem Jahr brachte „Radio Africa“ diesen legendären Klassiker immer wieder einmal, seit nun fast einem Jahr. Es war wie eine musikalische Erinnerung an die Kriegserklärung. Das Lied stammte aus der Zeit der Kämpfe der Schwarzen gegen die Apartheid der Weißen in Südafrika, vor mehr als hundert Jahren. Vor allem die armen und stolzen Afrikaner, davon gab es wahrlich genug im Kaiserreich Afrika, aber auch in Europa und Amerika, mochten das Lied. Viele sangen sofort mit, wenn es erklang. Besonders die Kinder sangen es laut. Ihre Eltern erzählten, wenn alle „Uhuru wa Africa“ sängen, könnten es sogar die Weißen in Europa hören. Viele glaubten das wirklich. So auch hier auf dem wuseligen Marktplatz im Herzen von Lagos, mit mehr als achtzig Millionen Menschen mittlerweile die größte Stadt der Welt. Millionen Kehlen sangen „Uhuru wa Africa!“ Man konnte wirklich glauben, dass es bis nach Europa schallen würde.

*

Alle Schwarzen, im Kaiserreich Afrika und auf der ganzen Welt, kannten die beeindruckende und mitreißende Rede des Kaisers vom Ol Doinyo Lengai aus, die er an die Welt der Weißen und Araber gerichtet hatte.

Abudavi war vor allem der Held der armen und stolzen Schwarzafrikaner. Er wurde vergöttert. Sie alle wollten, dass er sich durchsetzte, auch wenn sich niemand von ihnen vorstellen konnte, wie viel vierzig Trillionen Euro eigentlich waren und was man damit alles kaufen konnte. Dafür war die Zahl viel zu groß und die Vorstellungskraft der meisten Schwarzen zu klein, arm und wenig gebildet, wie sie waren. Aber zweifellos, es war viel, sehr viel. Das fast unerträgliche Leben würde damit auch hier in Lagos besser werden, wie überall im Kaiserreich Afrika. Die Weißen und Araber sollten bluten für ihre Ausbeutung und Erniedrigungen der letzten tausend Jahre, wie Abudavi gesagt hatte. Es war ihr Recht, Abudavi hatte es gesagt. Sie waren stolz. Gerechtigkeit würde kommen.

Für Abudavi bedeutete „Uhuru wa Africa!“ im Radio und aus den Kehlen von vielen Menschen auf dem Markt: „Verschwinde! Sofort!“ Diese geniale Methode der Warnung hatte Obutu geplant. Sie war simpel, sicher und selbst für einen noch so raffinierten Geheimdienst nicht ausschaltbar, geschweige denn, dass Abudavis Aufenthaltsort ausspionierbar gewesen wäre. Es war eine afrikanische Methode.

Seit elf Monaten pilgerte Abudavi nun schon durch sein Kaiserreich, anonym und einfach, von einem Ort zum anderen. Dabei hatte er viele Kilometer im Auto, im Lastwagen, auf Eselsrücken und sogar zu Fuß zurückgelegt und sein Reich kennengelernt. Nicht alles, was er sah, war gut, aber er sah sein Kaiserreich mit den Augen der einfachen Menschen. Es gab viel Elend und Ängste. Das berührte ihn nicht sonderlich, aber er war entschlossen, dieses Wissen für seine Ziele einzusetzen.

*

In unregelmäßigen Abständen – etwa alle zwei bis drei Wochen – nahm er auf irgendeinem alten Diktiergerät eine Botschaft an sein Volk auf: auf Maa. Dann schickte er das Gerät per Post auf den wochenlangen Weg nach CofA zu Obutu. „Radio Africa“, der Staatssender des Kaiserreichs Afrika, verbreitete die Botschaft dann im ganzen Kaiserreich. Die meisten verstanden kein Maa, aber Übersetzungen in allen wichtigen Sprachen wurden dann umgehend nachgeliefert.

Abudavi verstand es, die richtigen Worte zu finden, um die Menschen im Kaiserreich Afrika und viele Schwarze überall auf der Welt zu begeistern. In den letzten elf Monaten war er bekannter und präsenter geworden als während der elf Jahre seit seiner Krönung, obwohl er seitdem öffentlich nicht mehr persönlich erschienen war. Niemand

wusste, wo er war, aber er war bei ihnen, unter ihnen, hier im Kaiserreich Afrika.

Viele Schwarze waren der Meinung, Kaiser Abudavi verstehe seine Völker, egal, ob am Sambesi, dem Kongo, dem Niger oder Nil, besser als alle Präsidenten, Könige oder Diktatoren – egal, ob schwarzer oder weißer Hautfarbe – vorher. Er war ein wahrer Führer, wie ihn Afrika noch nicht gehabt hatte, fanden sie. Abudavi wurde in diesen elf Monaten zum Mythos. Für die Schwarzen gottähnlich, für die Weißen und Araber ein Teufel. Ihm wurden geheimnisvolle Kräfte zugesprochen, mal gute, mal schlechte. Die Menschen in seinem Kaiserreich würden ihm ohne Wenn und Aber in den Krieg gegen die Weißen und Araber folgen.

*

Mit Obutus Hilfe verstand es Abudavi intuitiv und ungewein geschickt, die Menschen in seinem Kaiserreich und alle Schwarzen der Welt zu mobilisieren. Sie, die Ausgebeuteten, Unterdrückten und Bevormundeten, merkten, dass er von ihnen sprach, wenn er das Elend und die Ängste der Schwarzen auf der ganzen Welt, aber besonders im Kaiserreich Afrika, beschrieb und beklagte. Sein verbales Charisma war ungewein, ja unheimlich. Seine Botschaften wirkten auf die Schwarzen wie eine Droge und auf die Weißen und Araber wie Prügel für eine schändliche Tat.

Er wiederholte in jeder Botschaft seine Forderung, dass die Weißen und Araber für tausend Jahre Versklavung, Ausbeutung und Erniedrigung bezahlen sollten. Wie ein Countdown erwähnte er nebenbei die noch ausstehenden Tage bis zum 15. Februar 2076, dem Jahrestag seiner Botschaft an die Welt. Dann würde die Uhr abgelaufen sein für die Entscheidung der Weißen und Araber, auf seine Forderungen einzugehen. Dann würde alles gut werden, auch in seinem Kaiserreich Afrika.

*

Abudavi nannte es Pilgerreise, aber mehr und mehr wurde es zur Flucht. In den letzten Wochen waren ihm die Feinde näher und näher auf die Fersen gerückt. Schließlich waren es nur noch zwei Wochen bis zum 15. Februar 2076. Vorher sollte Kaiser Abudavi Geschichte sein, egal ob tot oder lebendig. Das war das Ziel seiner Feinde.

Die Weißen und Araber hatten hundert Millionen Euro auf seinen Kopf ausgesetzt. Ein kleiner Teil der vierzig Trillionen, die sie damit sparen wollten, aber trotzdem für fast alle Attentäter und potenzielle Attentäter eine stolze Summe, auch für Schwarze.

Abudavi war sich sicher, dass mittlerweile Tausende an Meuchelmördern – Söldner und Agenten der Weißen und Araber, die, hervorragend ausgebildet und ausgestattet,

jeden überall aufspüren und unauffällig eliminieren konnten – hinter ihm her waren. Die vorbereiteten Unterschlüpfte im ganzen Kaiserreich waren längst nicht mehr sicher. Bereits zweiundzwanzig von ihnen waren von Bomben dem Erdboden gleich gemacht worden, alleine neun im letzten Monat.

Zweimal war Abudavi nur kurz vor einem Anschlag gewarnt worden und hatte von Glück reden können, das sie ihn nicht erwischte hatten und er noch am Leben war. Mehrere tausend Menschen hatten bei den bisherigen Drohnenangriffen auf ihn bereits ihr Leben gelassen.

Alle Angriffe auf Abudavi wurden sowohl von „Radio Africa“ als auch von den internationalen Medien – soweit die es überhaupt mitbekamen – als übliche terroristische Bombenanschläge von Terroristen, meist islamistischen Fundamentalisten, bezeichnet.

*

Er musste nun seine Aufenthaltsorte permanent verändern, um den Drohnen und seinen Häschern nicht zum Opfer zu fallen. Nie mehr als eine Nacht am gleichen Ort. In Städten war Abudavi noch am sichersten, je größer, umso besser. Lagos war die größte Stadt der Welt, hier war er am sichersten.

... hatte er geglaubt.

Als er an diesem Morgen „Uhuru wa Africa!“ hörte, ließ er umgehend seinen Teller mit Maisbrei stehen, legte eine Münze auf den Tisch und verschwand. Das einfache Straßenrestaurant stand in der Mitte eines der großen Marktplätze hier im Herzen Lagos. Es war ein normaler Morgen: Zigtausende Menschen kauften oder verkauften hier Güter des Alltags, meistens Lebensmittel oder in China gebaute und in Europa nicht mehr gebrauchte elektrische Geräte, Kleidung und Schuhe. Es war ein gigantischer und umtriebiger Markt, der über mehrere Blocks, viele Gassen und Plätze reichte. Es war der größte und sicher auch unübersichtlichste Markt in Afrika, eigentlich unmöglich, hier jemanden zu finden. Genau deswegen war er ja hier.

Abudavi wusste nicht, ob oder wie sie ihn entdeckt hatten. Er konnte niemanden fragen und hatte keine Zeit. Er schlängelte sich durch die eng aneinander stehenden Tische und die Massen an Händlern und Käufern. Schnell verschwand er in einer der vielen Seitengassen und durch eine schummerige, kleine, volle und ärmliche Bar in einen Hinterhof. Von dort aus in die nächste Gasse, um Abstand zum Marktplatz zu gewinnen. Fünf Minuten nach der Warnung war er schon nicht mehr erreichbar für eine Drohne, aus den Augen von Killern oder wer oder was da hinter ihm her war.

Seit seiner Pilgerreise war er wieder rank und schlank geworden. Er fühlte sich verjüngt und tatkräftig. Die elf Monate Kaiser-Sabbatical, wie er seine Auszeit nannte, hatten ihm gutgetan.

*

„Wusch!“ machte, und dann hörte Abudavi einen Knall und direkt danach Klirren, Schreie und weitere Explosionen. Er vermutete wieder einmal eine Drohne. Er vergrößerte seinen Abstand zum Markt. Die Panikwelle der flüchtenden Menschen würde noch kommen.

*

Abends, in einem Bus auf seinem Weg nach Cotonou, hörte Abudavi die Nachricht vom Anschlag in „Radio Africa“: „Bei einem Bombenanschlag auf einem belebten Markt in Lagos sind heute Morgen mehr als viertausend Menschen ums Leben gekommen, ein ganzer Stadtteil wurde zerstört. Die Behörden vermuten fundamentalistische Islamisten hinter dem Anschlag.“

Abudavi hörte nicht mehr weiter zu. Sie waren ihm auf den Fersen. Sogar in Lagos. Cotonou im ehemaligen Benin, hundertzwanzig Kilometer von Lagos entfernt, sollte sein nächster Unterschlupf werden. Nur noch zwei Wochen, dann würde sein Ultimatum an die Weißen und Araber abgelaufen sein.

*

»Abudavi ist auf dem Großen Markt in Lagos«, berichtete Melassi Olivanto per Satellitentelefon seinem Auftraggeber. »Ich hab ihn gerade gesehen.«

»Verstanden.«

Die Leitung war sofort wieder unterbrochen. Melassi kannte das schon. Er machte das Geschäft des Kopfgeldjägers nicht zum ersten Mal. Er hatte keine Skrupel, schließlich musste er auch von etwas leben.

Seit elf Monaten war er hinter Abudavi her. Viele waren hinter Abudavi her. Auch wenn er ein Volksheld war, so reizten die hundert Millionen Euro Kopfgeld, das zu vergessen. Für jede belegbare Meldung von Abudavis Aufenthaltsort wurden zehntausend Euro bezahlt. Dreimal hatte Melassi dieses Geld bereits erhalten. Die Araber zahlten gut und pünktlich.

Melassi stammte aus dem Stamm der Fulbe und war in Gambia geboren. Vor vierzehn Jahren – er war damals fünfzehn Jahre alt gewesen – waren seine Familie und er nach dem Mord an ihrem König Lumbaka vor den marodierenden Schergen des Königreichs Wanassa aus Gambia geflohen. Nach Monaten des Herumirrens waren sie letztendlich in Nigeriana gestrandet, erschöpft und mittellos. Melassi war hier in Armut und Hass auf Abudavi, der

seinen König ermordet hatte und letztendlich Schuld an seinem Elend hatte, aufgewachsen.

Heute Morgen hatte er Abudavi auf dem Großen Markt in Lagos beim Essen endlich wieder einmal entdeckt. Als dieser plötzlich aufstand und den Markt verließ, war er ihm gefolgt. So war auch er mit dem Leben davongekommen.

*

Bereits eine Stunde nach seiner Meldung war eine Drohne über dem Marktplatz explodiert. Melassi war erstaunt, wie schnell seine doch recht einfache Meldung so erhebliche und schnelle Konsequenzen gehabt hatte. Wegen der folgenden Panik hatte er Abudavi in den Gassen leider aus den Augen verloren. Er war sich aber sicher, dass er nicht erwischt worden war. Er berichtete wieder an seinen Auftraggeber. »Er hat überlebt.«

»Verstanden«, antwortete Hassan. »Die zehntausend Euro sind auf deinem Konto, wie gehabt.«

Melassi bedankte sich.

»Bleib an ihm dran«, befahl der Mittelsmann mehr, als dass er Melassi bat. »Ab jetzt zahlen wir fünfzigtausend Euro bei einer zuverlässigen Meldung.«

Melassi blieb der Mund offenstehen. »Okay.«

Sofort machte er sich auf den Weg.

*

In Dubai ging der Bericht ein, dass Abudavi immer noch lebe. Die müden Mitarbeiter der arabischen Spezialeinheit, die in ihrem „war room“ saßen, seufzten. Sie waren mit allen Mitteln ausgestattet, die man sich vorstellen konnte, um Abudavi zu erwischen. Immer wieder ging er ihnen durch die Lappen. Alle spürten, dass sie ihm näherkamen. Aber das nützte nichts, wenn sie ihn nicht vor dem 15. Februar, in zwei Wochen, erwischt haben würden. Alleine in dieser Woche hatten sie über zweihundert Drohnen zum Einsatz gebracht, weil Abudavi gesichtet worden sein sollte. Meistens stimmte das nicht, aber es blieb keine Wahl. Jede Meldung wurde ernst genommen und Drohnen wurden losgeschickt. Sie waren rund um das Kaiserreich Afrika und im Luftraum darüber dauerhaft im Einsatz. Innerhalb einer Stunde konnte jeder Ort im Kaiserreich Afrika von den Drohnen erreicht und zerstört werden. Jeder Einsatz war wie ein chirurgischer Eingriff.

Die Araber wussten, dass auch die Europäer mit eigenen Drohnen und Leuten dabei waren, Abudavi zu erwischen. Sie arbeiteten nicht direkt zusammen, hatten aber über eine KI ein gemeinsames Lagezentrum aufgebaut, um ihre Informationen auszutauschen. Das musste nicht mehr zentral und zwischenmenschlich organisiert werden.

Die Europäer waren mit ihren Drohnen gerade im Kongo und in Oromia aktiv, alleine dreihundertzwanzig Einsätze während der letzten sieben Tage. Dort hatten verschiedene Informanten Abudavi ebenfalls gesichtet. Amerika hielt sich aus der Operation, Abudavi zu eliminieren, heraus. Sie würden zahlen. China hatte die gegenwärtige US-Präsidentin Mambo Mugabe und die Führer der anderen amerikanischen Staaten bereits deswegen gelobt. Ein nicht unwichtiges Signal.

Zu viele Schwarze im nördlichen, im mittleren und im südlichen Amerika schwärmten von Abudavi und forderten, dass die Weißen und Araber zahlen sollten. Dass sie dabei selber zahlen und nichts abbekommen würden, war vielen gar nicht klar. Das Risiko eines schwarzen Bürgerkrieges auf dem gesamten Kontinent Amerika war groß für den Fall, dass Abudavi seine Forderungen nicht erfüllt bekommen und zum Krieg aller Schwarzen gegen die Weißen und Araber aufrufen würde. Dann würde alles außer Kontrolle geraten, mit nicht kalkulierbaren Folgen, für jeden. Die Ebola-Seuche war gerade erst bewältigt worden. Noch mehr Krisen brauchte Amerika nicht.

*

Europa und die Araber mussten das Problem Abudavi allein lösen. Sie waren überrascht, hatten sie doch gedacht, Afrika zu kennen. Nun stellten sie fest, dass dieser dunkle

Kontinent riesig, undurchsichtig und ihnen fremd war. Viele Milliarden waren bereits ausgegeben worden, um Abudavi zu fassen und zu eliminieren. Bislang ohne Erfolg. Sie wussten, irgendwelche Spitzel warnten Abudavi rechtzeitig. Sie wussten außerdem, dass es nur noch zwei Wochen bis zum 15. Februar 2076 waren. Geld war genug da, aber den Weißen und Arabern lief die Zeit davon.

Was die Weißen und Araber aber nicht wussten, war, dass die Chinesen das Monopol auf KIs für die Telekommunikation hatte. Auch für das Militär und ihren Drohnen. Sie hatten sich bei den Amerikanern abgeschaut, dass es das einfachste war, dieses Monopol auch für ihre sonstigen Interessen zu benutzen. Mit Abudavi war vereinbart worden, dass - mit Hilfe der Spionagesoftware in den KIs und in den Drohnen der Militärs der Europäer, Amerikaner und Araber - umgehend an Peking und dann nach CofA, an General Obutu persönlich, berichtet wurde, wenn etwas Wichtiges bezüglich des Kaiserreichs Afrika und Abudavis geschah. Der Einsatzbefehl für jede der Drohnen war in weniger als fünf Minuten auch bei General Obutu. Und der brauchte bloß auf einen Knopf zu drücken, damit im Radio „Uhuru wa Africa!“ gespielt wurde. Ging diese Warnung aus irgendeinem Grund schief, wurden die Drohnen automatisch von der Spionagesoftware fehlgeleitet und explodierten vor ihrem geplanten Ziel, ohne viel Schaden anzurichten.

Diese chinesische Einmischung durfte und würde niemand erfahren. Nur Chinas Präsident Lee Ligun, Kaiser Abudavi und General Obutu wussten davon.

Den Haag

Ein Wissenschaftler, spezialisiert auf Flutwellen in Flüssen, hatte seinen Vortrag beendet. Alle siebenundzwanzig Zuhörer waren erschüttert. Dazu gehörte auch Johan Nevenstaben aus den Niederlanden, Experte für Katastrophenhilfe und Hausherr in diesem „war room“ in Den Haag in den Niederlanden.

Die ersten Fragen kamen unmittelbar.

»Haben Sie neue Erkenntnisse?«, fragte einer der Zuhörer. »Wann erreicht die Flutwelle den Nasser-See?«

»In einer Woche«, antwortete der Referent.

»In nur einer Woche? Sind Sie da sicher?«

»Unbedingt. Sehen Sie: Die Flutwelle hat vom äthiopischen Hochland bis hierher nach Khartum eine Woche gebraucht. Die Strecke ist ungefähr genauso lang wie die nun kommende Strecke von Khartum nach Assuan: siebzehnhundert Kilometer.« Er zeichnete mit einem Pointer die Strecke des Nils auf der ägyptisch-sudanesischen Karte nach, die an die Wand projiziert worden war.

»Mein Gott«, das klang verzweifelt, »kann denn nicht unsere Große Afrikanische Mauer die Flutwelle aufhalten? Die geht doch nördlich von Khartum über den Nil hinweg. Oder wir bauen eine Barriere, zum Beispiel mit Sandsäcken, um den Nil dann in den Atbara oder in eine Senke zu lenken. Eine Woche haben wir doch noch.«

»Keine Chance. Wir haben alles durchgespielt. Die Mauer hält nur einen kleinen Wasserdruck aus und geht außerdem über den Fluss hinweg. Die ist schnell weggespült. Barrieren aufzubauen und das Wasser umzulenken, erschien uns auch am sinnvollsten, aber der Atbara ist schon voller Wasser und es gibt keine richtig großen Senken entlang des Nils, die diese große Menge Wasser aufnehmen könnten. Alle Senken entlang des Flusses sind bereits Stauseen und schon voll. Ein Teil fließt sicher in die anliegenden Bewässerungsgebiete ab.« Wieder zeigte er mit dem Pointer auf mehrere Punkte auf der Karte. »Aber das reicht alles bei weitem nicht. Mehr als die Hälfte wird den Nasser-See erreichen. Und der ist bereits jetzt bis zur Oberkante gefüllt.«

Ein weiterer Zuhörer mischte sich ein: »Sie sagten, in Khartum sei die Flutwelle des Blauen Nils auf den ebenfalls viel Wasser führenden Weißen Nil gestoßen. Können Sie abschätzen, was das für den Assuan-Damm bedeutet? Wird er die Wassermassen, die da ankommen, aufhalten können?«

»Nun, Sie haben recht, auch der Weiße Nil hat gerade Hochwasser. Das liegt an den guten Regenfällen in Uganda

und im Südsudan. Da dort die Stauseen bereits überflutet sind, hält nichts das Hochwasser auf. Auch die Bewässerungsgebiete und Sümpfe entlang des Flusses sind schon voll. Die Flutwelle des Blauen Nils ist aber von anderer Qualität. Seit einer Woche strömen jeden Tag zwei Milliarden Kubikmeter Wasser den Blauen Nil runter, das sind jede Sekunde dreiundzwanzigtausend Kubikmeter. Und es wird noch drei Wochen lang so weitergehen, bis der Staudamm des *Great Ethiopian Renaissance Dam* – GERD – leer ist. Er hat eine Kapazität von fünfundsechzig Kubikkilometern und er ist bis zum Rand voll. Wir schätzen, dass in den nächsten vier bis fünf Wochen insgesamt achtzig Kubikkilometer Wasser in den bereits vollen Nasser-See fließen werden.«

»Und was heißt das jetzt?«, fragten weitere Zuhörer fast gleichzeitig, sichtlich aufgeregt und offenbar genervt von den akademischen Zahlen. »Hält der Assuan-Damm oder hält er nicht?«

Der Referent nahm einen Schluck Wasser, er redete nun schon seit einer Stunde. So viele Fragen, so wenige gute Antworten. Er setzte wieder an: »Folgende Zahlen noch einmal zur Veranschaulichung: Der Wasserspiegel des Nasser-Sees wird wegen des zusätzlichen Wassers um geschätzte fünf Meter steigen, so hoch wie noch nie. Die Krone des Damms liegt gegenwärtig fünf Meter über dem Wasserspiegel, so niedrig wie noch nie. Meine Antwort ist also: Ich weiß einfach nicht, ob der Damm halten wird.«

Wieder eine kurze Pause. Es fiel ihm schwer, sich zu sammeln.

»Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass der Damm nicht halten wird. Die Ränder des Assuan-Damms sind das Risiko. Wenn das Wasser einen Weg rechts oder links des Damms findet, wird es nicht aufzuhalten sein. Dann wird es einen neuen Weg in den Nil gefunden haben. Insgesamt nehmen dann zweihundertfünfzig Kubikkilometer Wasser ihren Weg den Nil hinunter, die fünffache Menge eines normalen Jahres. Und das in kürzester Zeit. Was dann passiert, weiß ich nicht, aber ich befürchte, alles was einen Kilometer rechts und links des Nils liegt, bis hin zum Delta, wird überflutet werden. Ich hoffe inständig, das passiert nicht. Auf diesem Streifen leben hundert Millionen Menschen und praktisch alles ist bebaut. Der Nil ist die Lebensader Ägyptens, wie Sie wissen, nun kann er der Fluss des Todes werden. Ich empfehle die gesamte Evakuierung Ägyptens entlang des Nils.«

»Unmöglich!« Gleich mehrere Generäle waren aufgesprungen.

»Was dann?«, fragte der Referent nach.

»Der Assuan-Damm muss halten. Das ist die einzige Chance. Darauf müssen wir uns konzentrieren. Wir haben drei Wochen Zeit. Dann wissen wir, ob wir Erfolg haben werden.« Johan Nevenstaben stand auf und ging zum Ausgang, die anderen Generäle folgten ihm. Es gab viel zu tun.

Der Referent nickte und blieb alleine im Raum zurück. Seine Hände zitterten und er war den Tränen nahe. Niemand konnte diese Flutwelle aufhalten, da war er sich ganz sicher, niemand. Aber was bedeutete das? - Daran mochte er gar nicht denken – es war nicht auszuhalten.

*

Seit einer Woche berieten und koordinierten im europäischen „Krisenzentrum Afrika“ in Den Haag siebenundzwanzig Generäle, Politiker und Katastrophenhilfeexperten die Maßnahmen als Antwort auf den Terroranschlag im abessinischen Hochland. Tägliche Lageberichte von Experten gehörten dazu.

Kaiser Abudavi aus Afrika hatte mit dem Ablauf seines Ultimatums am 15. Februar 2076, Punkt Mitternacht, zugeschlagen.

*

Um Mitternacht am 15. Februar 2077 sendete „Radio Africa“ eine neue Botschaft von Abudavi, der seit seiner Ansprache vor einem Jahr allen Versuchen entgangen war, ihn zu erwischen.

»Hier spricht der Kaiser von Afrika.« Eine längere Pause folgte.

»Weiße und Araber, ihr nehmt meine Forderungen nicht ernst. Das Ultimatum ist heute um Mitternacht, am 15. Februar 2077, abgelaufen. Ich habe vor einem Jahr Konsequenzen angekündigt. Die hat es gerade gegeben. Sie werden erleben, dass Afrika wie eine Flut auf Europa und Arabien zukommen wird, ausgelöst durch eure eigenen Errungenschaften.«

Wieder eine rhetorische Pause.

»Sie können das Kaiserreich Afrika nicht mehr ausbeuten, unterdrücken und ignorieren.«

Pause.

»Ich gebe Ihnen nun noch einen Monat Zeit, bis zum 15. März 2077, um meine Forderungen zu akzeptieren. Wenn JA, fangen wir am 16. März 2077 an, unseren Anteil am Wohlstand der Weißen und Araber nach Hause, hier ins Kaiserreich Afrika, zu holen: Wir werden jährlich für 40 Trillionen Euro einkaufen, was uns behagt.«

Wieder eine Pause.

»Wenn NEIN, werden Sie es schnell merken. Ich habe noch einige Überraschungen auf Lager. Sie hören von mir. Kaiser Abudavi hat gesprochen.«

*

Nicht nur im europäischen Krisenzentrum Afrika“ in Den Haag, sondern überall auf der Welt bestimmte die Botschaft Abudavis die Nachrichten:

„Vor einer Woche, am 15. Februar 2077, ist der *Great Ethiopian Renaissance Dam* im abessinischen Hochland zerstört worden. Der Anschlag wurde von einer alten Transall-Militärmaschine, Herkunft unbekannt, verübt. Ein Selbstmordattentäter, Name unbekannt, hat das Flugzeug mit drei Atomsprenköpfen – aus sowjetischer Herkunft, wie das Isotopenmuster verriet, eigentlich nicht mehr existent – präzise an einer Schwachstelle am Fuß des Damms, im Übergang zum angrenzenden Gebirge, zerschellen lassen. Der Aufschlag und die in wenigen Minuten nacheinander explodierenden Bomben – jeweils hundert Kilotonnen TNT Sprengkraft – haben ein Loch in den Fuß des Damms gerissen. Seitdem drücken jede Sekunde Tausende an Kubikmetern Wasser unaufhaltsam in einem nicht enden wollenden reißenden Strom aus dem Loch. Der Damm hält zwar bislang, aber das Loch wird ständig größer. Eine gigantische und immer noch stärker werdende Flutwelle raste seit einer Woche durch das abessinische Gebirge den Blauen Nil hinunter.“

Bis nach Ägypten, ins alte Reich der Pharaonen, Araber und nun Europäer, die die schwarzen Nubier und Abessinier schon vor Jahrtausenden und bis heute versklavt und

ausgebeutet hatten, waren es dreitausendvierhundert Kilometer.

Zeit genug, um sich auf die Sintflut vorzubereiten. Menschen müssten nicht sterben ...!

*

Niemand in Europa und auch keiner der Anwesenden im Raum hatten Abudavis Forderungen und das Ultimatum wirklich ernst genommen. Was wollte das arme und schwache Afrika den mächtigen Weißen und Araber schon antun?

Nun wusste es alle Welt. Und es tat weh.

Europa musste erkennen, dass es verwundbar war. Es war ein überraschender, unerwarteter und harter Anschlag. Nicht nur für die Anrainerstaaten des Nils, Sudan und Ägypten, auch auf das Selbstverständnis und Selbstbewusstsein der Weißen und Araber.

Kaiser Abudavi machte Ernst.

Was würde er noch auf Lager haben?

Das war die große Frage, die sich die ganze Welt stellte. Die Ebola-Seuche und der Atombombenangriff auf den Damm ließen Schlimmes und Schlimmstes befürchten.

Es war klar, dass auch das nächste Ultimatum am 15. März 2077 verstreichen würde, ohne dass man auf die Forderungen eingehen würde. Nur die Amerikaner und die Australier waren bislang bereit, ihren Anteil an den vierzig Trillionen Euro zu leisten. Die Europäer und die Araber aber lehnten jede Art von Erpressung ab. Sie waren sich in diesem Punkt wohl das erste Mal seit tausend Jahren völlig einig.

*

Europa und die Araber hatten bislang nicht offen militärisch gegen das Kaiserreich Afrika und Abudavi aktiv werden können. Die Besetzung des gesamten Kaiserreichs Afrika wäre ein Leichtes gewesen, aber China war dagegen.

Chinas Präsident Lee Legun fand die Forderung Abudavis begründet und berechtigt. Er lehnte einen militärischen Angriff der Europäer und Araber auf das Kaiserreich Afrika kategorisch als völkerrechtswidrig ab und würde ihn nicht hinnehmen.

Dagegen forderte China die Europäer und Araber auf, sich mit Abudavi zu einigen. Die Amerikaner nannte China ein Vorbild. Gerne wäre China bereit, bei den Verhandlungen zu vermitteln.

Die Weltmacht China zeigte also ihre Zähne und war auf der Seite von Abudavi. Das war allen Europäern und

Arabern völlig klar, sie konnten es aber nicht beweisen oder ignorieren. Niemand wollte China verärgern oder provozieren, dazu war es zu mächtig. Jedes Jahr vierzig Trillionen zu zahlen, das war für die Europäer und Araber aber auch keine Lösung. Und doch, man brauchte eine Lösung – unbedingt.

*

Diese Lösung sollte in Den Haag, den Niederlanden, gefunden werden. Das „Krisenzentrum Afrika“ in Den Haag war nicht nur damit betraut, die Flut des Nils zu bekämpfen und die Evakuierung in Ägypten zu koordinieren. Sie waren im Geheimen auch damit beauftragt, Abudavi zu fassen und die Forderungen des Kaiserreichs Afrika zu verhindern.

Dabei sollte eine andere Organisation in Den Haag helfen. Hier war auch der Sitz des Internationalen Strafgerichtshofs. Ein mitunter zahnloser Tiger, aber hier war Kaiser Abudavi als Kriegsverbrecher angeklagt worden. Die Anklage lautete „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“. Bereits seit einem Jahr wurde der Prozess vorbereitet. Das Ziel war, einen verurteilten Kaiser Abudavi zu fassen, um weitere Gräueltaten zu verhindern.

Wenn Abudavi für seine „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ verurteilt werden würde, würde China vielleicht

nachgeben und eine militärische Option könnte umgesetzt werden.

So hoffte man.

Verzweifelt.

Vergeblich.

*

Der siebenundzwanzigköpfige Krisenstab saß am 15. März 2011 um Mitternacht immer noch im „war room“ in Den Haag.

Radio Africa hatte für 0:15 Uhr, das wäre in knapp einer viertel Stunde, eine Botschaft von Abudavi angekündigt.

Alle waren gespannt. Obwohl viele müde waren, wollte niemand die Botschaft verpassen oder alleine sein, wenn er sie hörte.

*

Sie hatten in den letzten Wochen fast ausschließlich damit verbracht, die verheerenden Folgen von Abudavis Terroranschlägen zu bekämpfen. Die Lage in Ägypten war nicht mehr unter Kontrolle. Die Sicherung des Assuan-Dammes war gescheitert, trotz aller Bemühungen. Er war seit einer Woche umspült und mittlerweile von den tosenden

Wassermassen mitgerissen worden. Die folgende Flutwelle hatte in Ägypten bereits eine unglaubliche Schneise der Verwüstung hinterlassen, aber es würde noch schlimmer werden. Morgen würde sie Kairo erreichen, eine Stadt mit fünfunddreißig Millionen Menschen. Das konnte niemand mehr verhindern.

In den letzten Wochen waren die Menschen entlang des ägyptischen Nils und auch in Kairo in Sicherheit gebracht worden. Auch vieles an Hab und Gut war gerettet worden. Diese Evakuierung war eigentlich gar nicht kompliziert gewesen. Die Menschen mussten einfach einige Kilometer in die Wüsten rechts und links des Nils fliehen.

Dort vegetierten sie nun in notdürftig aufgebauten Lagern oder einfach im Freien. Die Flut würde alles zerstören, was am Nilufer zurückgeblieben war. Die Zukunft der Menschen würde mit dem Nil weggespült werden. Was nach dieser verheerenden Sintflut kommen würde, wusste niemand. Hundert Millionen Menschen hatten in wenigen Tagen ihre Lebensbasis verloren.

Abudavi hatte recht behalten. Wie er vor vier Wochen in seiner Botschaft angekündigt hatte, würde sein Anschlag von Afrika aus Europa überfluten. Doch es hatte ein allgemeines Missverständnis gegeben: Er hatte nicht das Wasser, sondern die Menschen aus dem Sudan und Ägypten gemeint.

*

Die zunehmende Anspannung im „war room“ war mit Händen zu greifen. Nur noch fünf Minuten, dann sollte Abudavis nächste Botschaft zu hören sein. Alle hatten Angst davor, denn sie würden dafür zuständig sein, die Folgen zu managen. Allen war klar, es würde keine gute Botschaft werden. Weiterhin lehnten die Weißen und Araber ja Abudavis Forderungen ab und bezeichneten sie als Erpressungsversuch eines Terroristen, dem sie sich niemals beugen würden, egal, was er noch an Gräueln verursachen würde. Diese Botschaft war noch vor Mitternacht nach CofA geschickt worden.

*

Während alle im „war room“ gespannt warteten, drang von draußen ein dumpfes Grollen heran. Es war nicht laut und es klang nicht gefährlich, aber jeder konnte es hören. Es war nach Meinung von General Nevenstaben nur ein Überschallknall eines Kampffliegers gewesen, nichts Ungeöhnliches also. Doch die Nerven lagen blank.

Endlich wurde das Zeichen gegeben, dass nun die Botschaft von Abudavi gesendet werden würde. Der Überschallknall war vergessen, alle hörten sich gespannt die englische Übersetzung an.

»Hier spricht Kaiser Abudavi aus dem Kaiserreich Afrika.«

Eine schon allen bekannte und erwartete rhetorische Pause folgte.

»Die Weißen und Araber wollen immer noch nicht auf meine berechtigten Forderungen eingehen. Auch dieses Ultimatum ist vor fünfzehn Minuten abgelaufen. Sie sind selber für die Folgen verantwortlich.«

Pause.

»Ich werde Ihnen nun sagen, was ich für diesen traurigen Fall vorgesehen habe. Wie Sie vom letzten Anschlag her sicherlich wissen, habe ich Atombomben. Wir haben insgesamt fünfzig Stück davon. Bei dreißig handelt es sich um normale taktische Atombomben für die Artillerie im Feldkampf. Jede von ihnen hat eine Sprengkraft von hundert Kilotonnen TNT. Zwanzig davon sind Kobalt-Atombomben und „Schmutzige Bomben“. Sie zerstören nicht viel, aber sie kontaminieren die Region, auf die sie treffen, auf Jahrhunderte mit Radioaktivität.«

Viele im Raum stöhnten auf. Die Vorstellung, dass Abdavi fünfzig Atombomben unter Kontrolle hatte, war grauenhaft. Die drei bereits eingesetzten Bomben in Abessinien hatten gezeigt, was damit angestellt werden konnte.

Auch Nevenstaben war erschüttert. »Diese Bomben wurden als verschollen und nicht auffindbar betrachtet, als die Russen sie vor fast hundert Jahren im Rahmen des Atomwaffensperrvertrages vernichten sollten. Das war gelogen, wie alle wussten, was aber niemand wusste, war, wo die Bomben waren. Wir haben sie gefunden, in einem

Bergwerk, tief unter der Erde, in Sibirien. Wo die Chinesen noch nicht und die Russen nicht mehr sind. Niemandsland. Nicht besonders schön dort, sehr kalt, aber doch reich an vergessenen Überbleibseln aus dem Kalten Krieg des Ostens gegen den Westen. Es war nicht schwer, sie zu bergen, zu sichern und dann nach Afrika zu bringen.«

Pause.

»Unsere Ingenieure haben es geschafft, diese alten rostigen Bomben wieder funktionstüchtig zu machen. Wie sie wissen, in Afrika haben wir große Erfahrung in der Nutzung von Dingen, die Sie längst auf den Müll geworfen haben. Wir machen sie wieder nützlich. Sogar Atombomben.«

Pause.

»Drei Bomben sind verbraucht, siebenundvierzig haben wir noch. Ich werde Ihnen jetzt sagen, was ich mit ihnen vorhabe.«

Pause.

»Die siebenundzwanzig taktischen Atombomben habe ich bereits vor Jahren in siebenundzwanzig Städten in Europa und Arabien verstecken lassen. Sie sind scharf. Sicher werden Sie sofort anfangen, sie zu suchen, aber es wird nicht einfach sein. Sie sind gut versteckt. Schließlich haben Sie sie auch bislang nicht gefunden. Nur so viel: Keine von ihnen ist größer als ein Auto.«

Pause.

»Eine ist gerade um Mitternacht zur Explosion gebracht worden, es sind also noch sechszwanzig irgendwo versteckt. Sie alle sind um Mitternacht automatisch scharf gemacht worden und auf vierundzwanzig Stunden eingestellt. Sie können nicht mehr deaktiviert werden. Die Batterien für die Zeitzünder sind mit den Bomben gekoppelt und halten ungefähr hundert Jahre lang, sie werden von der Bombe selber geladen. Also Zeit genug, damit wir uns einig werden.«

Pause.

Inzwischen hielt es kaum noch jemand auf den Stühlen. Krawatten wurden gelockert, Knöpfe aufgerissen. Ein Mann hieb wie in Rage mit der Faust auf den Tisch, immer wieder.

»Keine Panik. Zwar können die Bomben nicht deaktiviert werden, aber die Zeitzünder können auf null zurückgesetzt werden, damit die vierundzwanzig Stunden von vorne anfangen.«

Abudavi schien es zu genießen, die Weißen und Araber auf die Folter zu spannen.

»Die Zeitzünder haben einen nicht ortungsfähigen Empfänger. Sie brauchen bloß ein spezifisches Signal, um den Zeitzünder wieder auf null zurückzustellen. Jede Bombe hat ein spezifisches Signal. Jede Woche ändert sich das Signal für jede Bombe. Auch wenn Ihre besten quantenphysikalischen Künstlichen Intelligenzen die Codes ausprobieren könnten, bräuchten sie nach unseren Berechnungen

mehr als eine Woche dafür. Und sie können sie gar nicht alle über die Sendemasten oder Satelliten in alle Gebiete ausstrahlen. Dafür reichen die Kapazitäten gar nicht, selbst wenn alles andere abgeschaltet würde.«

Wieder eine dieser nervigen Pause. Der Mann war ein Sadist ...!

»Welche Signale Sie von all Ihren PeMoKI-Sendemasten senden müssen, erfahren Sie dann jeweils rechtzeitig von mir über „Radio Africa“. Also keinen weiteren Mordanschlag auf mich, sonst wird es dramatisch für Sie ausgehen. Dann gehen sechszwanzig Atombomben hoch. Sie können ja versuchen, sie zu finden. Viel Glück.«

Pause. Mittlerweile hatte die Hälfte der Leute beinahe fluchtartig den Raum verlassen. Nevenstaben blieb.

»Wenn Sie nicht auf meine Forderungen eingehen, wird jeden Monat eine zufällig ausgewählte Bombe kein neues Signal mehr erhalten. Ich werde einfach eine vergessen. Diese Bombe wird dann explodieren und in einem Radius von einem Kilometer alles zerstören, inklusive der Menschen, und im Radius von fünf Kilometern erheblichen Schäden anrichten, auch an Menschen.«

Pause. Im Raum gingen hektische Gespräche los, weitere Menschen verließen den Raum. Nevenstaben blieb noch immer, er wollte die gesamte Botschaft hören.

»Kommen wir zu den Kobalt- und Schmutzigen Bomben. Diese habe ich ebenfalls in der Welt der Weißen und

Araber verteilt. Sie warten auf ihren Einsatz, den ich mit Hilfe von Millionen von Schläfern – schwarze Afrikaner in Ihren Ländern – befehlen kann. Für jede Bombe gibt es mehrere Schläfer, die sich untereinander nicht kennen. Jeder kann die Bombe zünden. Wird einer der Schläfer eliminiert, wird die Bombe von den anderen eingesetzt. Auch diese Bomben haben Zeitzünder, die heute Nacht gestartet wurden. Sie sind auf dreißig Tage eingestellt. Auch sie können auf null zurückgestellt werden, damit die Bomben nicht explodieren. Das Verfahren ist so ähnlich wie bei den taktischen Atombomben, nur dass die Schläfer das Signal senden. Sie sollten ab jetzt jedem Schwarzen gegenüber freundlich gesonnen sein, er könnte ein Schläfer sein.«

Abudavi lächelte undurchsichtig und Nevenstaben war klar, dass die Schwarzen in den Niederlanden und überall in Europa und Amerika jubeln und ihre neue Rolle ausnutzen würden.

»Jeden Monat werden wir eine hochgehen lassen, wenn Sie nicht auf meine Forderungen eingehen. Sehen Sie selber, was die, die heute zum Einsatz kam, anrichten kann.«

Pause.

»Hier nun die Signalcodes für diese Woche. Senden sie einfach jede Stunde, mindestens aber einmal am Tag, alle hintereinander von jedem PeMoKI-Sendemast in Europa und Arabien aus. Die Bomben werden sie empfangen und verstehen. Die Zeitzünder werden dann auf null gesetzt und die nächsten vierundzwanzig Stunden beginnen.«

Es folgten sechszwanzig verschiedene Codes – alle neununddreißig Zeichen lang, aus Buchstaben, Zahlen und Sonderzeichen - langsam und klar gesprochen vom Übersetzer.

»Ich melde mich in einer Woche wieder, dann erfahren Sie die neuen Signalcodes für die Bomben. Kaiser Abudavi hat gesprochen. Auf Wiederhören.«

Es war auf einmal totenstill im Raum.

Was für ein Horror und Psychoterror, dachte Nevenstaben. Die Strategen und Journalisten hatten Recht. Kriege wurden mit Medien gewonnen, und psychologische Kriegsführung war die moderne Waffe. Wer die Massen und die Ängste der Menschen beeinflusste, hatte den Sieg in der Hand.

Nevenstaben konnte sich an die Vorträge am Anfang der Krise erinnern. Kriegsspezialisten Adolf Hitlers mit seinen Nazis und den Deutschen und Osama Bin Ladens mit seinem Taliban und den Moslems hatten, so hieß es, hätten den medialen und Psychokrieg geprägt und perfekt beherrscht. Abudavi mit seinem Kaiserreich Afrika und den Schwarzen würde besser sein, da war Nevenstaben sich sicher.

Nun brauchte er erst einmal ein Bier. Wo waren eigentlich all die anderen hin? Wieso war er fast alleine im Raum?

Er hörte Alarmsirenen. War etwas passiert? Schnell ging auch er nach draußen.

*

Es war entsetzlich: Die taktische Atombombe war in der Nähe von Den Haag explodiert, im Hafen Rotterdam. Der Hafen war zerstört, er brannte lichterloh, wegen der vielen Tanks und Schiffe, die mit Öl oder Gas befüllt waren. Rotterdam war einer der wichtigsten Häfen in Europa für den Seetransport von brennbaren Materialien. Die waren nun in die Luft gegangen. Wegen der radioaktiven Kontamination konnte das Feuer, das man bis hierher nach Den Haag sehen konnte, nicht gelöscht werden.

Die Bombe hatte nicht nur den Hafen, sondern auch den Deich auf einer Länge von vierhundert Metern zerstört.

Die Nordsee nahm sich die Niederlande zurück.

Drei Viertel des Landes lagen unter dem Meeresspiegel, seitdem der Meeresspiegel wegen des Klimawandels um achtzig Zentimeter gestiegen war. Nur die hohen Deiche hatten bisher das Wasser abgehalten. Diese waren nun an einer Stelle zerstört, und das Wasser raspelte schnell Meter um Meter ab. Der Deich war durchbrochen und nicht mehr schließbar. Die vielen riesigen Pumpen, die dafür da waren, unterirdisch einsickerndes Wasser aus den Kanälen wieder auf das Meer beförderten, würden diese Massen niemals bewältigen können.

Die Menschen konnten nur eines tun: fliehen. Und das taten alle, die wach waren und das Unglück verstanden hatten.

Nevenstaben schloss sich ihnen an.

*

Eine dritte Bombe, eine „schmutzige“, war am 15. April 2077 in der Innenstadt von Dubai in den Arabischen Emiraten zur Explosion gebracht worden. Die gesamte Stadt war damit für die nächsten Jahrtausende unbewohnbar geworden, für den Fall, dass die Araber die Radioaktivität ernst nehmen würden. Die fast hundert Jahre dauernde „Party“, die für Einheimische und Besucher das Leben in dieser weltberühmten Stadt bestimmten, war mit einem Schlag vorbei. Künstliche Inseln, Prunk, Luxus, Industrieanlagen und unfassbar faszinierende Gebäude, alles vom Erdöl bezahlt, wurden der umliegenden Wüste zur Versandung übergeben. Es würde dauern, aber in einigen Jahren würde die Stadt verschwunden sein, und nur noch die Spitzen der Wolkenkratzer würden aus den Dünen herausragen. Als Zeichen und Mahnmal für Dekadenz, Arroganz und Maßlosigkeit.

Den armen Schwarzen auf der ganzen Welt gefiel das, soweit sie keine Angehörigen durch eine der Explosionen verloren hatten.

*

Die Anschläge in Rotterdam und Dubai hatten über eine halbe Million Menschen das Leben gekostet. Hinzu kam noch eine unklare Zahl verstrahlter Menschen, die einige Millionen umfassen dürfte. Der direkte wirtschaftliche Schaden belief sich auf geschätzte eine Trillion Euro. Die langfristigen Gesamtkosten und die Anzahl verstrahlter Menschen konnten gar nicht beziffert werden, würden aber ein Mehrfaches über den bisherigen Werten liegen.

Die Niederlande standen zum großen Teil unter Wasser. Die Deiche könnten wieder aufgebaut werden, aber das würde dauern. Das Wasser herauszupumpen, würde noch länger dauern und der Hafen von Rotterdam war auf Dauer verloren: vernichtet und verstrahlt.

Die armen Staaten an und in den Weltmeeren, die wegen des steigenden Meeresspiegels – verursacht durch den Klimawandel, den die Weißen und Araber zu verantworten hatten – und wegen nicht genügender Mittel nicht so gute und sichere Deiche wie die Niederländer bauen konnten, hatten in den letzten Jahren viel Land ans Meer verloren. Nun traf es einmal eines der reichen Länder. Das freute viele in den armen, klimawandelgeschädigten Ländern. Was aber auch dort niemanden freute, waren die vielen Toten.

Auch Katastrophenhilfespezialist Johan Nevenstaben und seine Kollegen aus dem „war room“ waren bei ihrer Flucht mehr oder weniger verstrahlt worden und ihr Überleben war nicht sicher.

Der Hass auf Afrika war in Europa ins Unermessliche gestiegen und allgegenwärtig. Wie konnte uns dieses Monster Abudavi so etwas antun?! Das schwebte als allgegenwärtige und verzweifelte Frage über dem ganzen Kontinent.

Den Arabern ging es nicht besser. Die Stadt Dubai war nun menschenleer und die Wüstenwinde trugen schon den ersten Sand herein. Abu Dabi war nun ein riesiges Flüchtlingslager. Die „Party“ war definitiv vorbei. Obwohl die Araber als gläubige Moslems keinen Alkohol tranken – wenigstens nicht offiziell, hatten sie einen gewaltigen Kater. Ihre Überheblichkeit war in den Staub getreten worden. Ihr Wohlstand war in Gefahr. Ihr Hass auf Abudavi aber sprengte alle Grenzen.

*

Am 29. April 2077, zwei Wochen vor dem befürchteten nächsten Bombenanschlag, kapitulierten die „Weißen“ und „Araber“. Sie versprachen, die jährlichen Zahlungen in Höhe von vierzig Trillionen für Afrika zu leisten. Die Chinesen wurden als die Garanten für den sicheren Frieden und das Erbringen der Leistungen benannt.

*

Noch am Tag der Kapitulation meldete sich Abudavi per „Radio Africa“ und bedankte sich bei den „Weißen“ und Arabern, dass sie seine Forderungen akzeptierten. Er übermittelte die neuen Signalcodes für die Bomben.

»Wir beginnen ab morgen mit dem Einkaufen. Unsere Lokalen Büros werden Sie kontaktieren und die Bestellungen abgeben. Bitte zahlen Sie pünktlich, die Weltwirtschaft wird es Ihnen danken. Ich melde mich in einer Woche wieder.«

*

Die Chinesen hatten die Europäer und Araber gedrängt, den Forderungen Abudavis nachzukommen, um weiteres Elend und Leid von ihren Leuten und Ländern abzuhalten. Sie würden sich ab jetzt um die Sicherheit der Europäer, Amerikaner, Australier und Araber kümmern, solange sie den fairen Deal mit Abudavi einhielten.

Allen war klar, China hatte das Spiel gewonnen. Sie hatten über ihre Bande mit Abudavi die Weltherrschaft zementiert. Abudavi war zufrieden, China war zufrieden.

Die Welt würde bald anders aussehen. Anders allerdings, als es sich China und Abudavi, ja selbst die Europäer und Araber vorgestellt hatten.

CofA - Capital of Africa

Ein halbes Jahr nach der Kapitulation der Weißen und Araber kam Kaiser Abudavi in einem Triumphzug zurück in seine Hauptstadt, nach Capitol of Africa, oder CofA, wie es alle nannten. Zu Fuß und in der Tracht der Massai.

Sein hundert Kilometer langer Siegesmarsch war am Krater-Schloss auf dem Ol Doinyo Lengai gestartet. Von dort war Abudavi mit seinem General Obutu den Gottesberg der Massai hinuntergezogen. Nur ein kleiner Tross an Sicherheitskräften und Personal begleitete sie. Dazu kam aber ein ganzer Schwarm an Kameradrohnen aller wichtiger Nachrichtensender der Welt. Der Marsch wurde live übertragen und nicht wenige der elf Milliarden Erdbewohner schauten zu: stolz, neugierig, beruflich, gelangweilt oder auch voller Hass.

Abudavi war das egal. Er hatte gewonnen. Nun war eine weltweite und breite öffentliche Präsenz der beste Schutz für ihn und sein Kaiserreich. Vor den Augen der ganzen Welt konnten sie nun die Früchte ernten, die er gefordert hatte. Die Welt gehörte ihm ebenso wie die Zukunft Afrikas.

Als Abudavi, Obutu und das Gefolge abends nach dem ersten Tag des Triumphzuges am Fuße des Vulkans ankamen, wurden sie von tausenden jubelnden und tanzenden Massai begrüßt.

Abudavi war ihr Held, gottähnlich.

In den folgenden Tagen wurden die Massen, die Abudavi am Rande seines Weges nach CofA begleiteten, immer größer. Als Abudavi schließlich nach sieben Tagen in den Ngorogoro-Krater einzog, verfolgten bereits mehrere Millionen Menschen seine Rückkehr.

Über ein Jahr lang war Kaiser Abudavi nicht mehr in seiner Hauptstadt und doch jeden Tag präsent gewesen. Wohl alle in seinem Kaiserreich waren der Überzeugung, dass er Afrika die Ketten genommen und die Würde und die Zukunft gegeben hatte, die es verdiente.

*

Präsident Mbeki gehörte zu den Ehrengästen bei den Feierlichkeiten. Er vertrat nicht nur Groß-Südafrika, sondern auch die Weißen und Araber, die nicht eingeladen worden waren.

Weiterhin war das Kaiserreich für sie gesperrt und ein nicht vermeidbarer Aufenthalt wurde nur mit einer Sondergenehmigung vom Kaiser persönlich geduldet. Bei dieser

Party waren sie nicht geduldet, auch wenn sie die Rechnung bezahlten.

Eigentlich hatte Mbeki nicht kommen wollen. Seit Christinas Tod hasste und verfluchte er Abudavi jeden Tag ein bisschen mehr. Nicht nur wegen des persönlichen Leides, das Abudavi Christina, ihm und seiner Tochter angetan hatte, sondern auch deswegen, weil er in den letzten Jahren die gesamte Menschheit gequält und missbraucht hatte – so, wie er es immer noch tat und weiter tun würde.

Nie zuvor in seinem Leben hatte Mbeki so tief und innigst gehasst. Er wusste, dass ihn mittlerweile dieser Hass bestimmte. Jeden Morgen wachte er damit auf, jeden Abend schlief er damit ein. Nachts träumte er davon, wie er Abudavi folterte und umbrachte, grausam und hemmungslos. Es waren schreckliche Albträume.

Eigentlich war Mbeki ein „guter Mensch“. So sah er sich selber, so beschrieben ihn auch andere. Der Hass auf Abudavi aber hatte ihm eine Seite seiner Seele gezeigt, die er vorher nicht gekannt hatte. Und diese Seite war ebenfalls grausam und schrecklich. Abudavi hatte den „bösen Menschen“ in Mbeki geweckt.

Seit Monaten arbeitete Mbeki an einem Plan, Abudavi auf kluge Weise in die Hölle zu schicken. Allerdings war er bislang genauso wenig an ihn herangekommen wie die Drohnen und Meuchelmörder, die die Weißen und Araber auf ihn angesetzt hatten. Nun aber bot sich ihm die Chance. Beim Triumphzug und den Feierlichkeiten würde er ihm

wieder nahe, vielleicht sehr nahe kommen. Leider war Mbeki sich vollkommen klar darüber, dass es die Gelegenheit, den verhassten Kaiser zu töten, nicht wirklich für ihn geben würde und, selbst wenn, er gar nicht in der Lage wäre, sie zu nutzen. Dafür war er weder kräftig noch geschickt noch skrupellos genug. Das Dilemma war: Er wollte trotz seines Hasses auf Abudavi ein vorbildlicher Präsident bleiben und sich an dem Kaiser nicht selber die Hände schmutzig machen. Er hoffte aber herauszukommen, wie Abudavi sterben könnte, ohne dass er selbst die Tat begehen müsste.

Mbeki hatte also die Einladung angenommen. Es war ihm sehr schwergefallen, die Teilnahme mit der üblichen Floskel zu unterschreiben: „Eure Exzellenz, Kaiser Abudavi, ich freue mich, an den Feierlichkeiten zu Ihrer Wiederkehr nach CofA teilnehmen zu können. Mit freundlichen Grüßen, Michael Mbeki, Präsident von Groß-Südafrika.“

*

Mbeki war überrascht, als er mit seiner M400 auf dem Flughafen der jungen Hauptstadt CofA landete. Die Stadt war mitten im Krater aufgebaut worden und nun voll mit Millionen von Hütten. Der Krater des Ngorogoro war verbaut mit sich in der Sonne spiegelnden Blechdächern. Zwischen den Blechhüttingsiedlungen standen viele Großzelte, scheinbar frisch aufgebaut, und im Zentrum der Stadt

konnte Mbeki Hochhaus-Skelette in den Himmel ragen sehen. Schön war das nicht. Aber die Zukunft versprach ja besser zu werden, wenn erst einmal die Einkäufe geliefert worden wären. Durchs Fenster sah er die endlose Anzahl an Lastwagen, die sich Staub aufwirbelnd aus allen Richtungen auf den Krater des Ngorogoro zubewegten. Sie brachten Waren und Gäste in die Stadt.

Bei der Landung war die Armut der Stadt noch überall erkennbar: Die Piste war kaputt, das Flughafengebäude war baufällig, die Technik wirkte kaputt und veraltet. Abgefertigt wurden er und seine mitreisenden Sicherheitsleute in einem der kürzlich aufgestellten Großzelte. Wirklich riesige Dinger! Mbeki war beeindruckt. Es tat sich etwas in CofA, der Sieg Kaiser Abudavis war hier greifbar und ließ erahnen, dass das hier erst der Anfang einer goldenen Zeit war.

Die Fahrt vom Flughafen zum Kaiserpalast führte Mbeki an tausenden von Lastwagen vorbei, von denen Leute abstiegen oder die von emsigen Menschen ausgeladen wurden. Endlose Schlangen an Menschen standen vor den Lastwagen, um sich ihren Anteil von der Beute zu holen, für die Feierlichkeiten, die bald beginnen würden.

*

Seit heute Morgen stand Präsident Mbeki auf der Ehrentribüne bei den anderen Ehrengästen. Neben ihm warteten

die Könige seines Kaiserreichs, mittlerweile alles Vasallen, auf den Einmarsch ihres Kaisers. Etwas abseits standen die Vertreter der Länder Asiens, mit Lee Lugan als ihrem Leitwolf, den Mbeki sich schmunzelnd eher als Pandabär vorstellte. Es gab sogar schwarzhäutige Vertreter der amerikanischen, europäischen, australischen und arabischen Länder.

Aus jedem Land der Erde und von den wichtigen internationalen Organisationen waren Vertreter gekommen, aber es war nicht ein einziges weißes oder arabisches Gesicht dabei. Alle Ehrengäste – Mbeki schätzte rund tausend Personen – waren ausnahmslos von schwarzer oder gelber Hautfarbe. Das hatte es so auf der Welt noch nicht gegeben. Mbeki fühlte sich unweigerlich geehrt, weil er eine schwarze Hautfarbe hatte. Selbst wenn er wohl nur deswegen eine Einladung von Abudavi erhalten hatte.

*

Mbeki hörte den Triumphzug von Kaiser Abudavi längst, bevor er ihn sah. Die Massen sangen und tanzten lautstark hinter dem Kaiser her, der vom Kraterrand aus zum Kaiserpalast im Zentrum der jungen Stadt ging, langsam, in der Tracht der Massai, und zu Fuß. Für diesen Einmarsch war extra eine neue Prachtstraße angelegt worden. China hatte die sieben Kilometer lange, hundert Meter breite und völlig geradeaus verlaufende Asphaltstraße mit etlichen

Triumphbögen in Rekordzeit gebaut. Sie war sicherlich nicht besonders haltbar, wirkte aber ehrwürdig für den Anlass, wie Mbeki anerkennend feststellen musste. Die Rechnung ging selbstverständlich an die Weißen und Araber. Die Hüttenbesitzer, die der Straße hatten weichen müssen – die Bulldozer hatten sie bei ihrem Vormarsch für die Straße ohne lange Vorwarnung einfach niedergewalzt – waren fürstlich entschädigt worden, natürlich auch auf Kosten der Weißen und Araber.

*

Die Sonne ging allmählich im Westen unter, als Abudavi – immer noch in der Tracht der Massai – an seinem Palast ankam, gefolgt von Obutu und Millionen von Menschen.

Während des einwöchigen Triumphmarsches hatte er keine Ansprache gehalten. Allein das hatte den Kult um ihn wachsen lassen: Sozio-Psychologie in Perfektion. „Nutze die Macht des Schweigens“ predigten die Rhetorikspezialisten seit Jahrzehnten meist erfolglos den Mächtigen der Welt. Abudavi verstand das intuitiv und nutzte es, um sein Kaiserreich und die Welt zu manipulieren und gefügig zu machen.

Nach mehr als einem Jahr wollte er nun das erste Mal wieder live und nicht über Radio-Botschaften zur Welt, zu seinem Kaiserreich und den anwesenden Menschen reden.

Die Menschen vor den Bildschirmen auf der ganzen Welt, die Millionen auf dem Platz vor dem Palast – auch dieser erst in den letzten Monaten von Chinesen hergerichtet – und die Ehrengäste gierten regelrecht nach einer Ansprache.

Kaiser Abudavi hob die Hand. Auf dem brechend vollen Freigelände vor dem Palast und auf den vielen Plätzen und Straßen dahinter wurde es mucksmäuschenstill. Kamera- und Lautsprecherdrohnen ließen alle Anwesenden und die ganze Welt Abudavis Botschaft hören:

»Afrikaner auf der ganzen Welt, Afrikaner im Kaiserreich Afrika, Afrikaner hier in CofA. Ich, euer Kaiser, bin siegreich zurückgekehrt. Ihr müsst euch keine Sorgen mehr um eure Zukunft und die eurer Kinder machen. Ab nun wird eine Woche lang gefeiert, im ganzen Kaiserreich. Ich habe euren Tisch gedeckt, es ist genug da.«

Damit endete er seine Ansprache. Gerade mal eine Minute lang. Kaiser Abudavi hob die Hände und trank aus einer Schale das blutige Mahl der Massai.

Die Massen vor dem Palast und im gesamten Kaiserreich jubelten nun ohne Hemmungen und in einer nie dagewesenen Explosion an Emotionen. Ethnische Konflikte, Ängste, Elend, Krankheit und Missstimmungen waren unwichtig geworden. Das hier war ihr Kaiser, das war ihre Feier.

*

Wie bereits in den letzten Jahren bewiesen, so verstanden Abudavi und Obutu es auch jetzt brillant, sozio-psychologisch die Massen zu begeistern oder zu ängstigen, je nach ihren Zielen. Die Stimmung unter den Schwarzen war in der Woche seit dem Triumphmarsch ins Unermessliche gestiegen, die der erniedrigten Weißen und Araber auf dem Boden. Das Blatt hatte sich gewendet. Hass und Ehrfurcht mochten sich im Gleichgewicht befinden. Und das war gut so. Die Welt war nur im Gleichgewicht stabil, auch wenn es ein Gleichgewicht des Schreckens war.

Mbeki aber hatte vor, dieses Gleichgewicht zu stören. Hier, noch heute, würde er mit der Umsetzung beginnen. Mit diesen Gedanken klatschte auch er nach dem Ende der Rede von Kaiser Abudavi und folgte den anderen Ehrengästen in den Palast, wo die Feierlichkeiten beginnen sollten.

*

Die Erde veränderte sich schneller als jemals zuvor.

Drei Jahre nach den Feierlichkeiten blutete die Welt der Weißen und Araber und die Welt der Schwarzen blühte auf. Es war im Kaiserreich Afrika gar nicht so leicht, die vielen Dinge, die auf dem Weltmarkt eingekauft worden waren, sinnvoll und gut zu nutzen, aber es wurde besser. Wenn auch die Infrastruktur – Straßennetze, Bildung, Kommunikation, Gesundheit, Elektrizität – sicher noch

einiges an Zeit brauchen würde, um im gesamten Kaiserreich Selbstverständlichkeit zu werden, so waren nun die Güter des täglichen Lebens doch überall erhältlich und flächendeckend verteilt worden. Den Menschen ging es in ihren Lehm- und Blechhütten erheblich besser als zuvor. Sie waren glücklich und zufrieden, dass sie endlich unter dem Damoklesschwert des Hungers und Elends hervorgekrochen waren. Die Zukunft stellten sie sich bunt und schön vor.

Profiteure waren die Asiaten, besonders die Chinesen. Sie waren sich allerdings allmählich nicht mehr so sicher, ob das auf Dauer ein erfolgreicher Weg für sie sein würde. Die Welt der Weißen und Araber ging durch die Abschöpfung des Wohlstands schneller den Bach hinunter, als sie erwartet hatten. Zwar brummte deren Wirtschaft noch, aber die Wertschöpfung floss ab, und zwar nicht mehr in die eigenen Taschen. Der Motor stotterte erheblich unter der Last der Abschöpfungen.

Amerika, Europa, Australien und Arabien hatten kein Geld mehr für ihre teuren Sozialprogramme und Infrastrukturen. Immer mehr Menschen arbeiteten viel, waren aber hungrig und wurden ärmer, von Tag zu Tag. Und über allen schwebte die Angst, dass irgendwo eine der Atombomben hochgehen würde, die Abudavi in Europa und Arabien versteckt hatte. Zwar teilte Kaiser Abudavi jede Woche pünktlich und korrekt die neuen Sicherheitscodes mit, die die Zeitzünder der Bomben wieder täglich auf null stellten, aber es gab die sich immer mehr ausbreitende

Furcht, dass es einmal nicht die richtigen Codes sein würden oder er einmal eine vergaß oder die Sendemasten oder die Zeitschaltuhren einmal nicht funktionierten. Bislang war keine Bombe hochgegangen, aber wer wollte schon wissen, was noch kommen würde ...

Wie zu erwarten gewesen war, hatten alle geholfen, die Bomben zu finden, aber nur drei der siebenundzwanzig waren entdeckt worden: in London, Sankt Petersburg und Riad. Alle waren hervorragend versteckt und abgeschirmt in tiefen Erdlöchern gefunden worden. Wären sie explodiert, dann wären die Schäden für die Städte fatal gewesen. Die Bomben konnten zwar nicht entschärft werden, das war zu riskant, aber sie waren in eiligsten Transporten über offenem Gewässer beziehungsweise über der arabischen Wüste abgeworfen worden, wo sie explodiert waren. Folgeschäden waren zu befürchten, würden aber vergleichsweise gering sein. Doch diese Funde hatten nicht die Hoffnung, sondern eher die Angst der Weißen und Araber genährt.

Niemand zweifelte mehr an, dass noch weitere gut versteckte Atombomben existierten. Alle wussten noch von den verheerenden Folgen der beiden Anschläge am Nil und in den Niederlanden, die immer noch nicht bereinigt worden waren.

Mutlosigkeit, Enttäuschung und Angst gehörten inzwischen zum Alltag der Weißen und Araber. Sie hatten das Gefühl von Stärke, Wohlstand und Sicherheit abgelöst.

Über allem schwebte der Hass auf das Kaiserreich Afrika, auf dessen Kaiser Abudavi, der ihnen das angetan hatte. Doch sie konnten nichts tun. Sie waren seine Geiseln und seine Sklaven.

*

Die allgegenwärtige Depression war das zentrale Problem in Europa und Arabien geworden. Weiße und Araber verloren nicht nur den Mut und die Kraft bei der Arbeit, sie verließen auch die Städte, zogen aufs Land. Die Welt der Weißen und Araber „agrariserte“ sich. Wofür hart arbeiten und nichts davon haben. Dann lieber Selbstversorger in Armut sein, aber nicht mit einer Atombombe unter dem Hintern.

Die Leistungsfähigkeit der weißen und arabischen Wirtschaft litt erheblich darunter. Noch ein paar Jahre, dann würden die Lebensverhältnisse in Europa, Amerika und Arabien auf dem Niveau von Afrika sein. Das aber war so gar nicht im Sinne der Chinesen. Zwar mischten sie sich nicht direkt ein und galten weiterhin als Schutzmacht der Vereinbarung, aber die Entwicklung – so viel war klar – war problematisch.

*

Es war der 29. April 2082, zwanzig Jahre nach der Kaiserkrönung und fünf Jahre nach der Kapitulation der „Weißen“ und Araber. Kaiser Abudavi hatte sich anlässlich dieser Jahrestage mit Obutu, seinem Freund und zweitmächtigstem Mann im Kaiserreich, in das Schloss über dem Krater des Ol Doinyo Lengai zurückgezogen, um gemeinsam zu feiern. Abudavi war nun fast sechzig Jahre alt, träge und wieder fett geworden. Obutu dagegen sah mit seinen neunundvierzig Jahren wie ein Fünfunddreißigjähriger aus. Er war rank und schlank und seine Körpersprache verriet Kampfbereitschaft. Dagegen strahlte Abudavis Körper nur Wohlstand, Langeweile und Trägheit aus. Abudavi entging das nicht. Er war neidisch auf Obutu.

Sie sahen einander nur noch selten, entwickelten sich auseinander und entfremdeten sich. Trotz des gemeinsamen Erfolges begann die Freundschaft zu erkalten. Beide waren reich und mächtig und gingen ihre eigenen Wege. Wie männliche Löwen, wenn sie älter wurden. Nur alle paar Monate trafen sie sich hier im Schloss. Heute aber sollte es endlich mal wieder ein Tag zum Feiern sein, fand Abudavi. Ein Tag, der die alte Freundschaft wieder aufleben lassen würde.

Es war kurz vor Mitternacht. Wie üblich war niemand sonst im Schloss. Nur die Bediensteten und Wächter waren anwesend, aber sie störten nicht. Hier konnten sie reden und feiern, ganz unter sich. Wie früher.

»Obutu, mein General und Freund, du siehst nicht zufrieden aus. Welche Laus ist dir über die Leber gelaufen?«, fragte Abudavi.

»Mein Kaiser«, antwortete Obutu zögerlich, die Schale mit dem köstlichen Blut-Hirsebier-Getränk langsam absetzend. »Ich bin zufrieden, nur müde.«

»Komm schon«, sagte Abudavi überrascht. »Sonst bist du doch auch immer ein Party-Löwe gewesen und hast die Nächte durchgemacht.«

»Ich war nie ein Party-Löwe!« Obutu sprach etwas schärfer als üblich. Er hatte keine gute Laune, da hatte Abudavi Recht.

Seine PeMoKI meldete sich. Seit einigen Jahren hatte Obutu nun dieses Gerät, und es begeisterte ihn. Es half ihm bei vielen Dingen. Obutu stellte seine Trinkschale auf den Tisch und holte das Gerät aus einer versteckten Tasche seines Umhanges hervor.

Auf dem Bildschirm, Absender unbekannt, stand: „Alles ist wie geplant gelaufen, die nächsten Schritte können getan werden. Der Hubschrauber ist auf dem Weg.“ Obutus Laune besserte sich schlagartig.

»Entschuldige, es war eine wichtige Nachricht.« Er steckte seine PeMoKI wieder zurück, trank einen Schluck und war merklich entspannter.

»Lass uns auf die Dachterrasse gehen«, schlug er Abudavi vor. »Dort herrscht sternklarer Himmel. Da werde ich sicher wieder munter.«

»Ja, lass uns die Sterne anschauen.«

Zusammen gingen sie die Wendeltreppe hinauf zur Dachterrasse. Und tatsächlich, es war ein herrlicher Ausblick. Das blinkende Sternenzelt beeindruckte sie immer wieder neu.

Die beiden mächtigsten Männer des Kaiserreichs Afrika, ja vielleicht sogar der Welt, standen am südlichen Geländer der Dachterrasse. In der Ferne sahen sie die Lichter von CofA, aber sie störten nicht den Blick in die Unendlichkeit und das Reich der Massai, ihr Reich.

Dann geschah es. Obutu stellte sich direkt neben Abudavi. Eine schnelle Bewegung, für Abudavi völlig unerwartet. Mit einem kleinen, scharfen und soliden Militärmesser stach Obutu ihm direkt ins Herz. Er hatte Tränen in den Augen, als ihn Abudavi mit ungläubigem Blick anschaute.

»Was soll das?«, stieß er mühsam hervor. »Mein Bruder. Warum hast du das getan?«

»Verzeih mir, Bruder.« Er drehte das Messer noch einmal um, damit Abudavi auch sicher sterben würde. Abudavi stöhnte und Blut drang aus der Wunde, als Obutu das Messer herauszog. Er hielt Abudavi noch eine kurze Zeit aufrecht in seinen Armen, dann hob er ihn hoch - er war doch recht schwer geworden - und warf ihn über das Geländer

der Dachterrasse den tiefen Abhang hinunter. Die Geier würden ihn finden.

Weinend, das Messer an seinem Shouka abwischend, wartete er auf den angekündigten Hubschrauber. In der Ferne sah er schon die Blinklichter der Maschine. In einer halben Stunde würde er in der Maschine sitzen und mit ihr nach CofA fliegen. Bald würde er der Kaiser von Afrika sein.

Der Hubschrauber landete vor Obutu auf der Dachterrasse und die Seitentür ging auf. Dahinter saßen Präsident Mbeki und einige chinesische Soldaten. Sie würden ihn nach CofA begleiten. So war es besprochen. Obutu sah Mbeki in die Augen und nickte kurz. Mbeki nickte zurück, tief befriedigt.

Der Tod von Abudavi sollte am kommenden Tag von chinesischen Geheimagenten festgestellt werden. Man würde seine Leiche gefunden haben beziehungsweise das, was die Geier von ihm übriggelassen hatten. Dann würde Obutu zum Kaiser gewählt werden.

Mit diesen Gedanken stieg Obutu in den Hubschrauber, der noch nicht einmal aufgesetzt hatte und sofort wieder abhob, bei offener Kabinentür. Als der Hubschrauber nur einen Augenblick später über den Krater des Ol Doinyo Lengai hinwegflog, stieß Mbeki den noch nicht angeschallten Obutu mit den Füßen hinaus. Reflexartig konnte der sich aber an einem Griff an der Außenkante des Hubschraubers festhalten. An nur einer Hand hing er frei über der dunklen Tiefe des Kraters. Er blickte Mbeki und die

Chinesen erstaunt und erschrocken an. Sie verzogen keine Miene.

Entsetzt sah Obutu, wie Mbeki mit einer Axt nach seinen Fingern zielte, die den Griff umschlossen. Ein stechender Schmerz. Die Finger wurden abgehackt, und Obutu fiel schreiend in den Krater hinunter. Sein Traum war zum Alptraum geworden, die Chinesen hatten auch mit ihm ein doppeltes Spiel gespielt. Und er und Afrika waren die Verlierer.

Präsident Mbeki nickte dem chinesischen Piloten zu. Er hatte nun seine Rache für den Tod von Christina bekommen. Glücklicherweise war er nicht, aber erlöst.

*

Obutus Tod war von langer Hand geplant gewesen. Präsident Mbeki hatte bei den Feierlichkeiten anlässlich Abudavis Triumphmarsches Kontakt zu den Chinesen und auch zu Obutu aufgenommen. Er hatte den Chinesen klar machen können, dass sie langfristig nicht als Sieger hervorgehen würden. Die Welt würde an Abudavi zugrunde gehen. Die KIs der Chinesen bestätigten diese Vermutung immer häufiger, je mehr Daten aus Europa, Amerika und Arabien eingingen.

Das Problem waren die Bomben. Abudavi hatte die Weißen und Araber, aber letztendlich auch die Chinesen als Geiseln. Das durfte aus Sicht der Chinesen nicht sein.

Das Problem, das es noch gar nicht gab, musste an der Wurzel ausgerissen werden, so der Beschluss von Präsident Lee Legun. Aber heimlich. Und mit System. Abudavi war ein gewiefter Kaiser und sein General Obutu sein treuer Hund. Also machte man General Obutu zur Zielperson. Mbeki hatte ihn häufig in den Jahren nach dem Triumphmarsch besucht, als Ratgeber für die Beschaffung der vielen Waffen, die unter Obutus Verantwortung lag. Dabei hatte er sein Vertrauen gewonnen. Mbeki hatte Obutu immer wieder wegen seiner Loyalität Abudavi gegenüber gelobt. Mbeki war wie Obutu ein Schwarzer und dankbar, dass Obutu allen Schwarzen ihre Würde wiedergegeben hatte. Er hatte ihm klargemacht, dass er eigentlich der wichtigste Mann war, dass Abudavi ihm seine Macht zu verdanken hatte. Obutu war nachdenklich geworden. Auch hatte Mbeki ihn überzeugt, dass das Kaiserreich Afrika nicht auf Dauer die Welt der Weißen und Araber würde ausbeuten können. Irgendwann würden diese entweder aufgeben – und dann wäre nicht mehr viel abzuschöpfen – oder zurückschlagen, egal, was dann passieren würde. Obutu wusste, dass angeschossene Löwen die gefährlichsten waren.

Als dann die Chinesen Obutu das Angebot machten, er könne Kaiser eines zukünftigen und wohlhabenden Mas-sai-Landes werden, unter dem Schutz der Chinesen, hatte

er erkennen lassen, dass er an der Palastrevolution und am Machtwechsel zu seinen Gunsten interessiert war. Die Chinesen hatten ihn wissen lassen, dass er viel gewinnen könne, als Kaiser und Freund der Chinesen, aber auch viel verlieren. Würde er nicht mitmachen, würden sie trotzdem den Palast angreifen und Abudavi und auch ihn töten. Egal, ob dann die Bomben hochgingen oder nicht. Das war chinesische Geheimpolitik. Darin waren sie geübt und gut. Ein Menschenleben bedeutete nichts, aber das Überleben der Menschheit, besonders das der Chinesen, bedeutete alles. Dafür gingen sie auch über Leichen.

Obutu hatte unendlich viele Garantien verlangt und alle bekommen. Dann stimmte er endlich – nach fast drei Jahren Verhandlungen – dem Plan zu. Die Daten für die Bomben mussten gefunden werden und letztendlich würde Abudavi durch die Hand Obutus sterben. So hatte es Obutu verlangt. Das war er ihm schuldig und es war der Weg der Massai, solche Dinge ehrenwert zu regeln.

*

Der Hubschrauber landete eine halbe Stunde später sicher auf dem Dach des Kaiserpalastes in CofA. Chinesische Sicherheitskräfte warteten schon auf seine Ankunft.

Einige Stunden vor dem Mord an Abudavi und Obutu waren die Chinesen in den Kaiserpalast eingedrungen und

hatten alle Unterlagen des Kaisers gesichert, die mit den Bomben in Verbindung standen. Die Sicherheitscodes, die Verstecke und auch die Namen der „Schläfer“ wurden in einem kleinen Tagebuch – tatsächlich, kein Witz! – gefunden. Alles handschriftlich, keine elektronischen Daten. Abudavi hatte immer Angst vor Cyber-Spionage gehabt. Er hatte damit völlig richtig gelegen, wie die Chinesen später bestätigten. Alles war versucht worden, um an die Daten zu kommen. Bislang vergebens, bis zu dieser Nacht.

Obutu hatte den entscheidenden Hinweis gegeben, wo das Tagebuch zu finden sei. Für die chinesischen Agenten war es dann ein Leichtes, es zu finden und zu sichern. Die Palastwachen hatten nichts davon mitbekommen. Perfektion der Chinesen eben. Nachdem sie die Daten geprüft hatten, hatte die PeMoKI Obutu informiert, dass er seinen Beitrag leisten könne.

Dann wurden die Palastwachen einer nach dem anderen eliminiert, beinahe lautlos. Niemand sonst bekam mit, wie der Palast in chinesische Kontrolle überging.

*

Die Chinesen ließen die Europäer und Araber umgehend wissen, dass der Kaiser tot sei und sie die Sicherheitscodes der Bomben gesichert hätten. Abudavi könne sie nicht weiterhin erpressen. Die Chinesen hatten mit dem heutigen

Tag ihre Schutzfunktion in Bezug auf die Vereinbarung des Kaiserreichs Afrika mit den Weißen und Arabern beendet. Punkt. - Das war chinesischer Stil. Es wurden Fakten mitgeteilt, keine Erklärungen.

Alles sollte streng geheim bleiben. Die übermittelten Informationen würden anschließend umgehend und vollständig gelöscht werden, sicherten die Chinesen zu. Ihre KIs hätten alles unter Kontrolle und warteten auf den Befehl. Die Weißen und Araber sollten dem chinesischen Volk und seiner Führung dankbar sein. China würde nach vollständiger Anerkennung ihrer Annexion Sibiriens die Daten für die Bomben übermitteln. Weiterhin würde die westliche Welt sich entmilitarisieren müssen, um weitere Weltkriege zu verhindern. China würde die Kontrolle und die Sicherung der ganzen Welt übernehmen.

Bis zur Zustimmung würden sie die Rolle von Abudavi einnehmen und wöchentlich die Sicherheitscodes übermitteln. Die Weißen und Araber mögen sich aber – im eigenen Interesse - nicht zu viel Zeit lassen, um darüber nachzudenken.

*

Es dauerte keine Woche, bis die „Weißen“ und Araber die chinesische Annexion Sibiriens völkerrechtlich und ohne weitere Maßnahmen oder Diskussionen akzeptiert

hatten. Die Chinesen besetzten auch das zerstörte Kalifat Sudan-Abessinien, das seit zwanzig Jahren zwar unabhängig, aber unter arabischer – hieß europäischer – Kontrolle war. Die Flut des Nils hatte diese Lebensader inmitten der Wüste verwüstet. Südlich und nördlich der Transsahel-Mauer waren die Ufer wie von einem Tsunami überflutet worden. Viele Menschen hatten alles verloren: Haus und Hof und Leben. Millionen Menschen waren mit dem Wiederaufbau beschäftigt oder auf der Wanderung, um eine neue Heimat zu finden. Die vielen Millionen Überlebenden waren bislang von den Europäern notdürftig versorgt worden. Dieses sollte nun südlich der Mauer im Kalifat Sudan-Abessinien von den Chinesen übernommen werden.

Die „Weißen“ und Araber stimmten allen chinesischen Bedingungen zu: der Neuordnung der Welt, der atomaren Entmilitarisierung der „Weißen“ und Araber, der Stationierung chinesischer Truppen in allen Regionen der Welt, die vorher unter ihrem Einfluss gestanden hatten, und der Einrichtung chinesischer militärischer Stützpunkte in jedem Land der Weißen und Araber. Auch wirtschaftlich knebelte der Vertrag die Weißen und Araber. Zollfreiheit für chinesische Produkte, Abnahmepflichten für bestimmte Produkte und exklusive Vorrechte an den letzten Rohstoffen der Erde, die die „Weißen“ und Araber noch kontrollierten. Sie hatten bei den Russen und Amerikanern vieles abgesehen, was diese den Deutschen und Japanern nach dem Zweiten Weltkrieg auferlegt hatten. Darauf verwiesen sie auch gerne, wenn diese die Forderungen in Frage stellten.

Chinesen waren nicht dumm im Verhandeln und dem Durchsetzen ihrer langfristigen Interessen.

Der Vertrag wurde umgehend in Peking feierlich unterzeichnet. China war zufrieden. Es war nun die Weltmacht Nummer eins, ohne Konkurrenz, auf ewig.

Die Codes der Bomben wurden nach der Vertragsunterzeichnung an die „Weißen“ und Araber übermittelt und von ihnen geprüft, die Bomben wurden entschärft. Nicht alle konnten gefunden werden. Fünf der vierundzwanzig noch versteckten Atombomben explodierten, ohne vorher geborgen worden zu werden. Moskau, Rom und Sydney existierten nicht mehr. Auch wurden nur neun der neunzehn Kobalt- und Schmutzigen Bomben gefunden. Die fehlenden zehn waren rechtzeitig von Schläfern in Sicherheit gebracht worden. Sieben gingen in den folgenden Wochen an der Ostküste von China in die Luft.

Amerikanische Tarnkappenbomber, von desertierten schwarzen US-amerikanischen Soldaten geflogen, hatten sie über Shanghai, Wenzhou, Xiamen, Guangzhou, Hongkong, Macau und Zhanjiang abgeworfen. Die Piloten hatten auf eigene Verantwortung diese Kamikazeflüge unternommen, aus Frust wegen der verlorenen Zukunft Afrikas und der Zukunftslosigkeit der Schwarzen allgemein. China antwortete mit der Zerstörung aller militärischen Anlagen Amerikas, sowohl in Amerika als auch anderswo auf der Welt. Die Amerikaner würden so etwas also nicht noch einmal machen können.

Drei Schmutzige Bomben waren auch einen Monat nach dem Beginn der Suche noch nicht gefunden worden. Sie waren der unbekannte Faktor und konnten überall sein.

*

Die Menschen im Kaiserreich Afrika erfuhren erst nach den „Weißen“ und Arabern, dass ihr Kaiser Abudavi und sein Freund, General Obutu, umgekommen waren. „Radio Africa“ – die Redaktionen nun besetzt mit chinesischen Sprechern – berichtete ausführlich über den Hergang der Todesfälle. Beide seien durch feige Angriffe von Terroristen auf dem Schloss am Ol Doinyo Lengai heimtückisch ermordet worden. Um das Kaiserreich vor Anarchie zu beschützen, hätten die Chinesen bis auf Weiteres die Kontrolle über das Kaiserreich Afrika übernommen. Ihren Anweisungen sei unbedingt Folge zu leisten. Es wurde mitgeteilt, dass der Vertrag mit den „Weißen“ und Arabern annulliert worden war und es keinen Wohlstandstransfer nach Afrika mehr geben würde.

Die Völker im Kaiserreich Afrika tobten, als klar wurde, dass der Reichtum der „Weißen“ und Araber doch nicht mehr fließen würde. Ihr Traum war geplatzt.

*

Nachdem die Bomben entschärft worden waren, zögerten die Europäer und Araber nicht lange, Vergeltung zu üben und das Kaiserreich wieder dahin zu schicken, woher es gekommen war: ins Elend und in die Armut. Sie schickten ihre Drohnen. Wie wütende Wespen fielen sie über das Kaiserreich her: geheim, unangekündigt, anonym und brutal. Sie wurden nicht mehr von der chinesischen Spionagesoftware in den Drohnen gehindert, ihre Ziele zu finden und ihre unheilvollen Frachten abzuwerfen. Zweihundert Städte im ganzen Kaiserreich Afrika wurden zerstört. Militäreinrichtungen, Flugplätze und andere wichtige Einrichtungen wurden dem Boden gleichgemacht. Die Wut der „Weißen“ und Araber kannte kein Maß und bombte das Kaiserreich Afrika ins Mittelalter zurück.

Nur CofA im Ngorogoro-Krater wurde verschont. Dort residierten die Chinesen. Mit denen wollten sich die „Weißen“ und Araber nicht anlegen.

*

Wie Obutu einst richtig behauptet hatte: Ein verwundeter Löwe ist am gefährlichsten. Die „Weißen“ und Araber

hatten hart zurückgeschlagen. Der Traum Afrikas und aller Schwarzen von einer goldenen, unbeschwerten und vor allem würdevollen Zukunft war innerhalb weniger Tage beendet worden.

Dieser Dritte Weltkrieg war digital, mit terroristischen Anschlägen und mit militärischen Gegenreaktionen geführt worden.

Inklusive der Kriegsfolgen, der Seuchentoten und radioaktiv Verstrahlten waren dabei bislang weltweit über 1,5 Milliarden Menschen ums Leben gekommen. Die Zahl würde mit den Spätfolgen noch steigen, in welcher Höhe, das wusste niemand und keiner mochte es errechnen. Riesige Regionen waren durch die „Schmutzige Bomben“ oder die Seuchen für lange Zeit unbewohnbar geworden und die KIs gaben die direkten und volkswirtschaftlichen Kosten mit 40 Trillionen Euro an. Es war der schlimmste Krieg seit Menschengedenken. Jahrzehntlang würde die Welt an diesen Wunden zu lecken haben. Vor allem den mehr als drei Milliarden Menschen, die trotz der unendlich vielen Opfer immer noch im Kaiserreich Afrika lebten, stand eine harte Zeit bevor.

Nur zwanzig Jahre nach seiner Gründung war das Kaiserreich Afrika nach dem 29. April 2082 wieder Geschichte. Die „Weißen“ und Araber hatten einmal mehr über Afrika triumphiert.

Exodus oder Exitus

Leyla

Seit einem Jahr wurde das Kaiserreich Afrika von den Chinesen kontrolliert. Sie nannten es Sonder-Verwaltungszone „Afrika“, meinten aber Besatzung. Seitdem waren für die Bewohner des Landes die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und der Stolz, ein Afrikaner zu sein, Geschichte. Die harte afrikanische Wirklichkeit hatte Afrika südlich der Sahara längst wieder erreicht. Wieder einmal ging es um das nackte Überleben.

Hier in Tahoua war es nie anders gewesen. Abudavis verheißungsvolle Zukunft war ein leeres Versprechen geblieben und hier gar nicht erst angekommen. Dafür lag diese Stadt an der Mauer zur Sahara zu abgeschieden, zu weit entfernt von CofA, der irgendwo weit weg in Ostafrika liegenden Hauptstadt des Kaiserreichs Afrika. Bis auf Nikara und Geoffrey war noch niemand aus der Stadt jemals in CofA, geschweige denn in Ostafrika, gewesen.

Niemand in Tahoua interessierte sich wirklich für die Weltpolitik, das Kaiserreich Afrika und deren chinesischen Besatzer. Nur als vor einem Jahr das Zentrum der ehemaligen Hauptstadt Niamey durch eine Bombe der „Weißen“ zerstört worden war, waren das Kaiserreich und der Krieg nahe an sie herangekommen.

In Tahoua war das Überleben schon immer schwer gewesen. Damit war die Hoffnung auf Verbesserungen stets klein geblieben. So war es bis heute und so würde es auch in Zukunft sein, dessen war sich Nikara sicher. Wie hatte ihr Vater immer gesagt: »Ein leichtes Leben? Das ist für die anderen, aber nicht für uns in Tahoua! Aber wir sind Überlebenskämpfer und haben uns. Das muss genügen.«

*

Die Vorzeichen einer schwierigen Zukunft waren in der ganzen Stadt zu sehen. Immer mehr Menschen kamen in die bereits völlig überfüllte Stadt. Sie war eigentlich schon lange nicht mehr eigenständig überlebensfähig. Wie viele Menschen in der Stadt beziehungsweise an der Mauer in der Nähe von Tahoua lebten, wusste niemand mehr so genau. Es mussten mehrere Millionen sein, schätzten die Leute, und täglich wurden es mehr. Tahoua war keine Ausnahme. Eine immer stärker werdende Woge aus Menschen brandete entlang der gesamten achttausend Kilometer langen Mauer, einem Tsunami gleich.

Die Versorgung der Menschen wurde mehr oder weniger nur noch von außen sichergestellt. Essen, Wasser, Medikamente und Kleidung kamen von der anderen Seite der Mauer. Wasserleitungen waren schon vor Jahrzehnten, als die ersten Trinkwassernotstände aufgetreten waren, überall entlang der Mauer angebracht worden. An diesen Stellen

konnte sich seitdem jeder, ohne lange laufen oder anstehen zu müssen, Trinkwasser holen. Auch Tahoua war von diesem Wasser abhängig.

Millionen von Essensrationen wurden täglich überall von der Mauer geworfen. Aufheben und verteilen mussten es die Afrikaner selber. Das war besonders am Anfang, vor einem halben Jahr, nicht immer geglückt. Die Menschen hatten sich um die Pakete gestritten und geschlagen. Nicht wenige waren dabei umgekommen. Aber die regelmäßigen und ausreichend großen Lieferungen hatten die Lage irgendwann beruhigt. Hungern musste niemand, auch wenn einige nicht so viel abbekamen wie andere. Kleidung und Medikamente wurden einmal in der Woche an den vielen Toren der Mauer verteilt.

Die Grundbedürfnisse wurden also befriedigt, aber alles andere musste irgendwie sonst beschafft werden. Weil es aber „irgendwie sonst“ nicht gab in dem völlig überfüllten Nigeriana, vegetierten zig Millionen Menschen hier an der Mauer wie Tiere. Von der Hand in den Mund, von Tag zu Tag, immer in der Sorge, dass die Mauer einmal nicht mehr liefern würde.

Bislang hatte alles reibungslos geklappt und selbst die zunehmende Anzahl an Menschen in den Flüchtlingslagern und Städten entlang der Mauer wurden versorgt. Aber wie viele konnten und wollten die Europäer hinter der Mauer noch versorgen ...?

*

Nikara saß vor ihrer kleinen Hütte an einem kleinen Lagerfeuer. In einem kleinen Kessel kochte eine bescheidene Mahlzeit für die Familie. Es ging auf Mitternacht zu, es war sternenklar und kalt. Sie konnte nicht schlafen, fröstelte, war traurig und hatte Angst. Angst vor der Zukunft. Sie wusste nicht, wie sie und Geoffrey ihre vier noch lebenden Kinder Leyla und Tarek, Mahdiya und Mohammad in Zukunft durchbringen sollten.

Nikara hatte seit Monaten nackte Überlebensangst, jeden Tag. Egal, was sie tat, egal, wie fleißig und gewissenhaft sie war, egal, wie mutig, flehend und auch diebisch sie sein konnte, es würde nichts an dem Problem ändern, dass die Zukunft und das Überleben hier in Tahoua nicht mehr selbstverständlich und sicher waren.

Geoffrey schlug sich seit einigen Jahren – nachdem die „Weißen“ die Arbeit im Flüchtlingslager aufgegeben hatten und es hier keine regelmäßige bezahlte Arbeit mehr gab – mit Gelegenheitsjobs als Mechaniker und Klempner durch. Unter Abudavi war es ihm damit gar nicht so schlecht gegangen. Es herrschte Aufbruchsstimmung, es gab immer mehr Fahrzeuge in der Stadt. Das Geld saß lockerer und er war bekannt für gute Arbeit. Als aber auch in Tahoua der Tod Abudavis bekannt geworden war, ging es mit den Aufträgen und dem Einkommen bergab. In den letzten Monaten hatte er praktisch kein Geld mehr verdient. Bei den

wenigen kleinen Aufträgen, die er noch hatte ergattern können, wurde er meistens in Naturalien ausgezahlt: Essen war zwar nicht knapp, aber frische Zwiebeln, Fleisch, Tomatenmark, Pfeffer oder Salz waren eine leckere Ergänzung. Auch bekam er mal Medikamente, ein Kleidungsstück, Hygieneartikel, Haushaltsgegenstände oder sonstige Dinge, die in Tahoua immer knapp und begehrt waren. Sie konnten auch gut weitergetauscht werden. So reichte es für die Familie von Nikara und Geoffrey gerade noch aus, so dass alle satt wurden, sich sauber halten konnten, anständige Kleidung trugen und ein Dach über dem Kopf hatten.

Selbst Nikara hatte wieder angefangen, hier und da kleine Arbeiten anzunehmen, um etwas zum Haushaltseinkommen beizusteuern. Für sie als Frau, seit langer Zeit ausgeschieden aus der Arbeitswelt, war es erheblich schwieriger, an Aufträge heranzukommen. Immerhin, Haushaltsdienste, Näharbeiten, Kinder- und Krankenbetreuung wurden ihr angeboten, aber dafür gab es nur eine geringe Entlohnung: mal Nähmaschinen, ein Stück Stoff oder Seife, mehr nicht. Aber Nikara beschwerte sich nicht. Besser etwas Sinnvolles zu tun zu haben als immer nur zu Hause auf ihre nun fast erwachsenen Kinder und Geoffrey zu warten.

Die Gelegenheitsarbeiten hielten sie auch von trüben Gedanken ab. Nikara war mittlerweile zweiundvierzig Jahre alt, gezeichnet von der Last des Alltags und müde wegen ihrer vielen Sorgen und Ängste. Die Herausforderungen würden für ihre Familie und für die meisten anderen

überlebenserprobten Menschen in Tahoua noch schwerer werden, das spürte sie tief in ihrem Herzen.

Drei Kinder hatte sie bereits verloren, mehr konnte sie nicht ertragen. Ali, ihr Jüngster, war nicht einmal zwei Jahre alt geworden. Er war immer schwach geblieben und eines Morgens nicht mehr aufgewacht. Das war nun schon fast zehn Jahre her und doch kam es ihr so vor wie gestern. Nie würde sie das kleine Bündel vergessen, das so kalt und leblos neben ihr gelegen hatte. Sie hatte wochenlang geweint. Alis stiller Tod hatte ihr das Herz zerrissen. Sie hatte nach ihm keine Kinder mehr geboren.

Nur noch ein Tag, dann würde Nikara wieder zwei ihrer Kinder hergeben. Leyla und Tarek, ihre beiden ältesten Kinder, waren gesund, munter und klug. Sie hatten beschlossen, ihre Familie und Tahoua zu verlassen. Sie wollten nach Europa, wo sie ihre Zukunft sahen. Morgen würden sie es wieder einmal versuchen, eine der begehrten Euro-Greencards zu bekommen. Bisläng waren sie gescheitert, aber nun war sich Nikara sicher, dass es klappen würde. Geoffrey hatte seine Beziehungen spielen lassen.

Nikara war tieftraurig. Wie sollte sie ohne ihre beiden Kinder leben? Was würde aus ihnen werden? Würde sie es verkraften, sie nicht mehr jeden Tag umsorgen zu können?

Sie packte die beiden Päckchen fertig, die vor ihr auf dem Boden lagen und die sie ihren Kindern mitgeben wollte, falls sie wirklich in die Ferne ziehen würden. Sie hatte Süßigkeiten für sie eingepackt, Wechselkleidung, ein paar

Ersatzsandalen, Seife, Zahnputzsachen, je einen Becher und einen Löffel, ein eingerahmtes kleines Foto von der Familie vor ihrem Haus in Tahoua, das sie vor einem Jahr aufgenommen hatten – es war gar nicht so leicht gewesen, es ausgedruckt zu bekommen – und jeweils eine Ausgabe des Korans. Sie band die Päckchen jeweils mit einer Misbaha zu. So eine islamische Gebetskette durfte auf keiner Reise fehlen. Sie hatte sie selber hergestellt, aus Kamelhaar und Perlen aus dem harten Holz der Akazien, die in Tahoua wuchsen. Nikara fand sie gut gelungen. Sie würden ihren Kindern unterwegs helfen, Allah zu ehren und die Familie nicht zu vergessen. Und natürlich waren sie Glücksbringer.

*

Leyla und Tarek hatten ihren Eltern vor einigen Wochen mitgeteilt, dass sie versuchen wollten, in Europa zu arbeiten und Geld zu schicken. Es klang so einfach aus ihren Mündern, so unschuldig und hoffnungsvoll. Nikara und Geoffrey hatten erst einmal gar nichts gesagt, sich nur angeschaut und dann versucht, es den beiden auszureden. Es wurde eine lange Nacht des Diskutierens, Streitens und Weinens, aber letztendlich mussten Geoffrey und Nikara zugeben, dass Leyla und Tarek Recht hatten und die Chance ergreifen sollten. Vielleicht würde ja alles gut werden und sie würden es tatsächlich schaffen. Nikara und

Geoffrey trauten es ihnen zu. Und das Geld würden sie mehr als gut gebrauchen können. Aber solch eine Flucht war lebensgefährlich. Wenn sie bloß schon sicher in Europa angekommen wären ...!

Leyla war zwanzig Jahre alt und noch unverheiratet. Das war für das moslemische und noch sehr traditionell lebende Volk in Tahoua ungewöhnlich. Meistens heirateten wenigsten die Frauen noch vor ihrem zwanzigsten Lebensjahr. Wenn sie nicht bald einen Mann fände, würden sie als alte Jungfer enden, befürchtete Nikara. Leylas Bruder Tarek war ein Jahr jünger und auch noch nicht verheiratet. Männer hatten mehr Zeit bis zur Eheschließung, sie mussten sich eine Frau allerdings erst einmal verdienen. Vielen jungen Menschen in Tahoua war in den letzten Jahren aber nicht nach Hochzeit, sondern eher nach Flucht zumute gewesen. Das galt besonders seit dem Tod Abudavis. Ehe und Kinder brauchten Sicherheit und Zukunft. Beides war gerade ein rares Gut.

*

Es hatte sich überall entlang der achttausend Kilometer langen Mauer durch Afrika und weit ins Kaiserreich hinein herumgesprochen: Die Europäer suchten Arbeitskräfte, viele junge und motivierte Arbeitskräfte. Davon gab es im Kaiserreich Afrika genügend. Dagegen fehlte es hier an

Arbeit, die gut bezahlt wurde. Europa war eine Hoffnung auf Arbeit.

Von den in den Flüchtlingslagern entlang der Mauer lebenden Afrikanern sollten mindestens zwei Millionen eine „Euro-Greencard“ erhalten. Vielleicht sogar mehr, so genau wusste das niemand. Aber alle sahen die Chance, dem Elend und Hunger im ehemaligen Kaiserreich Afrika zu entkommen. Nur weg! Hier wurde alles immer schlimmer und schlimmer.

Seit einem halben Jahr warben riesige und einladend gestaltete Plakate an den Toren der Mauer und Flugblätter in den Paketen mit den Essensrationen um Arbeitswillige, die bereit waren, beim Wiederaufbau Europas zu helfen. Die Europäer zahlten gut, so hörte man. Jede Woche würden an jedem der rund tausend Tore – rund alle zehn Kilometer war eines, vorwiegend für Wartungsarbeiten gedacht, errichtet worden – hundert junge, aber mindestens achtzehn Jahre alte, gesunde und motivierte Afrikaner eine Euro-Greencard bekommen können. Ethnische Zugehörigkeit, Sprache, Geschlecht oder Religion spielten keine Rolle.

Würde sich doch noch alles zum Guten zu wenden, trotz der Jahrzehnte des Krieges und der Feindschaft zwischen Europa und Afrika? Das hofften viele Menschen entlang der Mauer. Vielleicht waren die Europäer ja am Ende gar nicht so schlecht, wie Abudavi immer behauptet hatte.

*

Wie Tausende junger, motivierter Menschen versuchten auch Leyla und Tarek, eine Euro-Greencard zu ergattern. Bislang waren sie nicht bis zur Rekrutierungsstelle vorgezogen. Die Kämpfe und Rangeleien in der Schlange waren heftig und nur die Stärksten und Skrupellosesten kamen bis nach vorne durch. Leyla und Tarek konnten da trotz ihres unbändigen jugendlichen Willens nicht mithalten. Es war für sie sogar lebensgefährlich, angesichts der hochemotionalen, gewalttätigen Versuche vieler stärkerer Arbeitswilliger, als Erste hindurchgelassen zu werden. Leyla und Tarek waren sich sicher, dass sie die Gesundheitsprüfung bestehen würden. Jung beziehungsweise alt genug, willig und motiviert waren sie ohne Zweifel. Sie mussten es nur einmal schaffen, bis zur Rekrutierung vorzudringen. Aber wie?

Ohne ihren Vater Geoffrey wäre es vermutlich nicht gelungen. Er aber kannte einige der Soldaten, die die Sicherheitszone am Tor bewachten. Diese Beziehungen stammten noch aus der Zeit, als er im Flüchtlingslager gearbeitet hatte. Eigentlich hatte er es stets vermieden, Beziehungen zu nutzen, aber nun sprang er über seinen Schatten. Auch wenn Nikara dagegen war, Leyla und Tarek sollten endlich ihre Chance erhalten.

*

Wie jeden Freitag kündigte in Tahoua eine laute Sirene auf der Mauer an, dass das riesige Tor sich öffnen würde. Kurz darauf kamen zuerst Panzerwagen mit Soldaten hindurch, die den weiteren Durchlass sicherten. Sie stellten sich mit Maschinengewehren entlang der mit Strom und Stacheldraht gesicherten hohen Zäune auf, die die Toreinfahrten weiträumig als Sicherheitszone umgaben.

Außerhalb des Zauns warteten die Arbeitswilligen. Viele taten das bereits seit Stunden trotz der glühenden Sonne. Ohne Genehmigung durfte niemand in die Sicherheitszone hinein. Einige Flüchtlinge aus dem Lager in Tahoua, die versucht hatten, bereits bei der Öffnung der Tore auf das Gelände zu gelangen, waren sofort erschossen worden. Die Tore hatten sich danach augenblicklich wieder geschlossen und niemand war rekrutiert worden. Das hatte großen Streit bei den anderen wartenden Afrikanern ausgelöst. Sie waren wegen dieser Eindringlinge um ihre Chance gebracht worden. Seitdem versuchte es niemand mehr, dafür sorgten schon die Sicherheitskräfte, die die Bewohner von Tahoua selber entlang des Zaunes aufboten.

Seitdem war alles gut gegangen. Wenn alles ruhig aussah und das große Tor gesichert war, wurden in der Sicherungszone von weiteren Soldaten organisierte robuste Kontrollstellen für die Rekrutierung aufgestellt. Hier konnten sich Afrikaner für eine „Euro-Greencard“ melden. Sie alle wurden mit einer blauen und lange haltbaren Stempelfarbe auf ihren Handflächen „registriert“ und dann eher flüchtig auf ihre Gesundheit hin überprüft: Fiebermessen,

Zähne anschauen, ein Blick in die Augen, zu den Händen und Füßen und den meist verhüllten übrigen Körper entlang.

Die meisten wurden nach der kurzen Gesundheitsprüfung wieder zurückgeschickt. Sie waren durchgefallen und durften nicht noch einmal ihre Chance versuchen. Mit der blauen Tinte auf ihren beiden Handflächen waren sie leicht erkennbar, nicht nur für die Soldaten, sondern auch für alle anderen. Die Tintenspuren zeigten, dass man nicht mehr jung, gesund, willig und motiviert genug war, um eine Chance in Europa zu erhalten. Das war entwürdigend und enttäuschend, aber nicht zu ändern. Nicht wenige verließen mit diesem Stigma in Scham und Enttäuschung die Gegend entlang der Mauer.

Glücklich waren dagegen die Menschen, die erfolgreich den Gesundheitscheck überstanden und eine der begehrten Euro-Greencards erhalten hatten. Der Stempelabdruck „geeignet“, auf die Stirn gedrückt, wurde wie ein Segen entgegengenommen und danach stolz zur Schau getragen.

Jeder dieser glücklichen und stolzen Menschen durfte dann durch das große schwere Tor auf die andere Seite der Mauer gehen, um von dort seinen Weg nach Europa anzutreten. Traum und Ziel von Zigtausenden alleine in Tahoua.

Nach zwei Stunden waren auch an diesem Tag effizient und schnell hundert Arbeitskräfte ausgewählt worden. Wieder gab es Tumulte. Die Menschen, die noch für die

Rekrutierung anstanden, sahen sich um ihre Chance betrogen. Die Sicherheitskräfte hatten alle Mühe, einen Aufstand zu verhindern. Die Kontrollstellen wurden dann schnell unter den wachen Augen der Soldaten abgebaut und alles verschwand wieder durch das Tor in der Mauer. Bis sich in einer Woche das Gleiche wiederholen würde.

*

Auch Leyla und Tarek hatten an diesem Tag einen Stempel auf die Stirn bekommen, so wie sie es sich erträumt hatten.

Sie waren ihrem Vater zutiefst dankbar, mit dessen Hilfe sie nun endlich Erfolg gehabt hatten, und gingen gleich, nachdem sie den Stempel erhalten hatten, glücklich und weinend zugleich auf die andere Seite der Mauer. Auf dem kurzen Weg zum Tor winkten sie tränenüberströmt ihren Eltern und Geschwistern noch einmal zu, die am Rande des Zaunes bei einigen Soldaten standen.

Wie schon mehrmals in den letzten Wochen hatte ihnen ihre Mutter am Morgen die vorbereiteten Reise-Päckchen übergeben, bisher nur, um sie später wieder auszupacken. Diesmal aber brauchten die Geschwister sie, hielten sie fest an sich gedrückt. Beide hatten sich die Misbahas um den Hals gehängt, mit der die Päckchen zugebunden gewesen waren. Dieses Mal hatten sie ihnen Glück gebracht.

Auch Geoffrey und Nikara konnten ihre Tränen nicht verbergen. Es war ihnen selbst nicht einmal klar, ob es Tränen der Freude oder des Kammers waren. Es war ein trauriger und ein glücklicher Tag zugleich und sie erhofften sich nur das Beste für ihre beiden Erstgeborenen. Nikara wünschte sich mit aller Kraft, sie eines Tages gesund wiederzusehen. Tarek hatte gesagt, dass er sie nach Europa holen würde, wenn er dort alles geregelt und einen sicheren Ort für die ganze Familie gefunden haben würde. Geoffrey und Nikara hatten ihn in seinem Glauben gelassen, dass das möglich sein würde - sie selbst glaubten nicht daran. Bislang hatte das noch niemand geschafft, soweit sie wussten. Aber warum sollten sie Tarek und Leyla den Trost der Hoffnung nehmen. Ihre Kinder, das Herz sicher auch voller Angst und Trennungsschmerz, konnten jede Ermutigung und jeden Trost gebrauchen.

»Schau, Tarek!« Leyla wies mit einer Hand durch das Tor auf die andere Seite der hohen und dicken Mauer. »Dort liegt unsere Zukunft«. Mit der anderen hielt sie Tareks Hand.

Tarek grummelte seine Zustimmung. Seine Hand zitterte vor Aufregung ebenso wie die seiner Schwester. Wie er feststellte, war die Mauer wirklich dick und hoch. Er fühlte sich ganz klein davor. Deutsche sollten sie vor fast vierzig Jahren gebaut haben, das hatte er in der Schule gelernt. Tarek wusste zwar nicht genau, was Deutsche waren, aber in Tahoua erzählte man sich, dass es „Weiße“ aus Europa waren und sie besonders gute Mauern und Zäune bauten.

Nur fünf Jahre lang hatten sie gebraucht, und viele Leute, auch aus Tahoua, hatten damals gut bezahlte Arbeit gefunden. Die Deutschen standen deswegen bei den alten Leuten in Tahoua hoch im Kurs.

Tarek sah, dass die Leute recht hatten. Die Mauer war wirklich imposant. So wie heute hatte er sie noch nie zu sehen bekommen. Sie war mindestens fünf Meter dick und bestand aus zwei parallel gebauten Reihen von Stahlbetonelementen, die in der Mitte mit Sand ausgefüllt waren. So hatte die Mauer trotz ihrer Höhe von acht Metern genügend Stabilität, auch wenn sie nicht tief, vielleicht zwei bis drei Meter, im Erdboden eingegraben war. Als Tarek durch das offene Tor lief, sah er, wie auf jeder Seite eine breite Metallleiter hinauf auf den Rand der Mauer führte. Hier gab es einen gepflasterten Gang für die Wächter. Sogar spezielle motorisierte Lastenfahrzeuge konnten hier fahren. Alles war mit modernster Sicherheitstechnik, Lampen und sonstiger Technik für die Überwachung der Mauer versehen. Von dieser Balustrade aus wurden auch die Essensrationen hinuntergeworfen. Wahrscheinlich sah es so auf den gesamten achttausend Kilometern aus, dachte Tarek. Er war beeindruckt, obwohl er sein ganzes Leben direkt an dieser Mauer gelebt hatte. Nur hatte er sie noch nie aus solcher Nähe gesehen. Sie war tatsächlich eines der größten Bauwerke, die die Menschheit je gebaut hatte – jetzt endlich konnte er das nachvollziehen.

»Tarek, komm endlich!« Leyla zog ihren Bruder weiter.
»Wir müssen weiter, den anderen hinterher.«

Seite an Seite mit den anderen der hundert Auserwählten liefen sie auf einen Zug zu, der auf der anderen Seite der Mauer auf sie wartete.

Charles

Charles hatte tiefschwarze Haut, krauses Haar und blendend weiße Zähne. Er war ein Bantu aus Kinshasa, dem Kongo, dreißig Jahre alt, 2,10 Meter groß, hundertzwanzig Kilogramm schwer. Er war ein wahres Muskelpaket, mit Oberarmen wie ein Boxer. Bärenstark, intelligent, bauernschlau, immer gut gelaunt und unverheiratet, war er beliebt bei den Frauen, respektiert von den Männern und wieder einmal sturzbetrunken.

Charles war seit einer Woche in CofA und seitdem jeden Abend in dieser Bar. Gleich am ersten Abend hatte er dem Wirt spätnachts – beziehungsweise frühmorgens – geholfen, Streit mit einigen Saufkumpanen wegen einer nicht gezahlten Zeche zu klären. Charles hatte den verdutzten Zechprellern einfach ihre Schuhe abgenommen und sie dann barfuß aus der Bar geworfen, wo sie sich eiligst aus dem Staub machten. Anschließend versteigerte er die zwei Paar Schuhe, beide nicht neu, aber heile, johlend unter den vielen meist alkoholisierten Gästen. Er gab dem Wirt das Geld für die offene Zeche der Saufkumpanen. Es war sogar noch genügend übrig, um auch seine Zeche und eine

Runde Bier für alle zu bezahlen. So hatten der Wirt und die Bar Charles kennen und respektieren gelernt. Er macht keinen Ärger, aber anlegen sollte man sich mit ihm auch nicht.

Auch während der letzten Nacht hatte er in dieser Höhle der Lebensfreuden seine Gegenüber mal wieder unter den Tisch getrunken. Nun schlief er, mit dem Kopf auf dem Tisch, mitten zwischen den unendlich vielen Bierflaschen und -lachen, laut schnarchend seinen Rausch aus. Es war schon später Vormittag, die Sonne schien hell und grell.

»Charles, du Säufer ...!« Der Wirt schubste ihn immer kräftiger an, um ihn wachzubekommen. »Wach endlich auf!«

Charles brummte, ohne seinen Kopf zu heben.

»Charles, ich brauche den Tisch und den Stuhl. Gleich kommen die ersten Gäste fürs Mittagessen«, rief er nun in ein Ohr des Betrunkenen, laut und extrem unangenehm für Köpfe mit viel Alkohol und Schmerzen. Er kannte sich mit solchen Raufbrüdern aus. Sie waren häufig in seinem Laden. Sein Laden war den ganzen Tag lang und jeden Tag offen und den ganzen und jeden Tag voll. Alle mochten den Wirt, der nicht nur nett und spendabel war, sondern auch das beste Bier, das billigste Essen und die heißesten Frauen der Stadt hatte.

Nun aber, am Morgen, da mochte den Wirt niemand, besonders die nicht, die in seiner Bar ihren Rausch ausschließen. Er war berüchtigt für seine großen Pranken und dicken Oberarme, mit denen er auch mal zuschlagen oder

handgreiflich werden konnte. Bei Charles würde er es sich nicht trauen und es war auch nicht nötig.

Wenn er dafür genug Bier erhielt, erzählte Charles seinen Tischgesellen und dem Wirt gern, was er auf seinem Weg bis hierher nach CofA gesehen hatte. Er hatte viel zu erzählen und authentische, wahre, vor allem aber gut erzählte Nachrichten waren in CofA schon immer rar gewesen und waren es gegenwärtig besonders. Die Abende waren lang und Charles erzählte gut. So unterhielt er die Gäste und die unterhielten ihn. Es war ein gerechtes Geben und Nehmen.

In dieser Nacht, begleitet von viel Bier, erzählte er, mal wieder, seine eigene Geschichte:

»Ich komme aus Lubumbashi im Kongo. Es ist eine kleine Stadt, eigentlich ein Dorf, im Süden des wunderschönen Königreichs Kongo, an der Grenze zum Fürstentum Sambia. Meine Mutter stammt aus dem englischsprachigen Sambia und mein Vater aus dem französischsprachigen Kongo. Deswegen kann ich sowohl Französisch als auch Englisch sprechen. Fließend. Meine Eltern waren stark, fleißig, ehrlich, intelligent und stolz auf mich, ihr einziges Kind, so wie ich es auf sie war. Sie haben in derselben Mine gearbeitet wie ich. Durch Vermittlung meiner Eltern habe ich diese Arbeit überhaupt erst bekommen. Arbeit zu finden, ist im Kongo schwer, selbst in den Minen, wo die Bedingungen hart sind und gute Arbeit schlecht bezahlt wird.«

Er nahm einen Schluck Bier, bevor er fortfuhr.

»Nach der chinesischen Machtübernahme vor einem Jahr haben die Chinesen umgehend alle Minen im ganzen Kaiserreich okkupiert. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wie chinesische Soldaten und Arbeiter in den Minen im Kongo aufgetaucht sind. Sie haben die Rebellen und internationalen Konzerne – Ausbeuter der Minen ebenso wie Minenarbeiter – ersetzt, aber sie waren keinen Deut besser. Ein halbes Jahr lang habe ich unter Chinesen in der Mine gearbeitet. Dann bin ich abgehauen.«

Charles hatte plötzlich Tränen in den Augen. Er nahm wieder einen tiefen Schluck aus der Bierflasche, die danach leer war. Ersatz kam nach einem Fingerzeig in Richtung Wirt.

»Meine Eltern sind vor einem halben Jahr bei einem Rebellenangriff auf die Mine – sie wollten die Chinesen wieder vertreiben – umgekommen. Die Chinesen haben diesen Angriff erfolgreich abgewehrt. Viele sind dabei getötet worden: Rebellen, Chinesen und Mienenarbeiter. Ich war an diesem Tag krank und nicht in der Mine und bin deswegen mit dem Leben davongekommen.«

Charles blickte von einem Zuhörer zum anderen und genoss die Aufmerksamkeit, die ihm entgegengebracht wurde. »Mir ist nach dem Tod meiner Eltern klar geworden, dass das Afrika der Chinesen für junge, starke und schlaue Männer wie mich keine gute Zukunft bietet. So habe ich mich zu Fuß auf den Weg gemacht, Lubumbashi, den Kongo und das Kaiserreich zu verlassen.«

»Hätte es nicht noch besser werden können unter den Chinesen?«, fragte einer. „Sie sind doch unsere Verbündeten.“

„Sicher nicht. Ich bin überzeugt, dass die Chinesen sich einen Scheißdreck für die Nöte und Versorgung der Menschen im unserem ehemaligen Kaiserreich Afrika interessieren. Seit eineinhalb Jahren sind sie nun hier und kümmern sich nur um ihre Interessen. Sie behandeln uns wie Tiere und tun nichts. Sie geben uns nichts zum Essen, kein Geld für gute Arbeit, reparieren keine Straßen und Häuser, kümmern sich nicht um die Bildung unserer Kinder und schützen uns nicht vor Räubern und anderen Kriminellen, die durch das ganze Land marodieren und plündern. Die Chinesen überlassen Afrika uns Afrikanern, und das hat noch nie gut geklappt. Da waren die Europäer besser, sogar als sie uns als Kolonialherren ausgebeutet haben. Das ist meine Meinung.«

Beifälliges Gemurmel und ein weiteres Bier für den Geschichtenerzähler. Alle hatten Lust auf mehr: Geschichten und Bier.

*

»Erzähl endlich weiter«, rief einer. Und Charles ließ sich nicht lange bitten:

»Zuerst wollte ich nach Groß-Südafrika. Es lag am dichtesten an meiner Heimatstadt und hatte einen Ruf als gerechtes und reiches Land. Vielleicht als das einzige Gebiet in Afrika, wo es noch so war. Auch dort gab es viele Minen, in denen ich hätte arbeiten können. - Wie ich auf meinem Weg von Lubumbashi nach Süden schnell festgestellt habe, hatten viele die gleiche Idee wie ich: raus aus dem Elend und Hunger, raus aus dem nicht mehr existierenden Kaiserreich Afrika. Ströme an Menschen mit Sack und Pack waren auf den Weg nach Groß-Südafrika.«

Die Zuhörer nickten.

»Ich bin jung und stark, niemand traut sich, mich auszurauen oder mir mein Essen wegzunehmen. Aber ich habe gesehen, wie alte und schwache Leute bestohlen wurden. Nicht selten sah ich Leichen, nackt und geplündert, oder frische Gräber am Wegesrand. Die Starken nehmen sich, was sie brauchen. Das war schon immer so, und heute ist es, besonders hier im Kaiserreich Afrika, nicht anders.

Überall, wo ich vorbeikam, waren Geschäfte, private Häuser, Ställe und Felder geplündert und sogar zerstört worden. Der Zug der Massen hatte bereits eine Schneise der Verwüstung hinter sich gelassen. Ich fand zwar immer etwas zu essen und trinken, aber leicht war es nicht, das kann ich euch sagen. Ich gehörte zu den Starken, auch wenn meine Würde und Erziehung Stehlen und Plündern nicht erlauben.«

An dieser Stelle machte er immer eine Trinkpause und schaute in die gespannt lauschenden Gesichter seines Publikums. Er wartete, bis Nicken und Zustimmung folgten. Erst dann erzählte er weiter.

»Zu Fuß ist Afrika wirklich unvorstellbar groß, das habe ich auf meinem Weg nach Groß-Südafrika feststellen müssen. Auf der Karte und im Kopf liegt immer alles ganz dicht beieinander, aber in Wirklichkeit und ohne Auto oder Flugzeug sind es gigantische Strecken. Ich war schon mehrere Wochen lang unterwegs und mehr als zwanzig Kilometer pro Tag schaffte ich nicht. Viel Zeit brauchte ich für das Besorgen von Essen und Wasser, aber auch für das Versorgen und Ausruhen meiner müden Füße, die so lange Wanderungen nicht gewohnt waren.«

Charles betrachtete einen Moment lang seine Füße. Dann fuhr er fort. »Vor den Toren Lusakas, vierhundert Kilometer von Lubumbashi entfernt, habe ich mich einer Horde Massai-Krieger angeschlossen. Die doch als so unnahbar und edel geltenden Massai waren tatsächlich bereit, einen starken und jungen Nicht-Massai wie mich in ihren Reihen zu dulden. Das machte mich stolz, wisst ihr.«

Viele nickten.

»Sie waren in einem geländegängigen Lastwagen, einem ehemaliges Militärfahrzeug, ebenfalls auf dem Weg nach Groß-Südafrika. Sie sagten mir, dass sie in Johannesburg im ehemaligen Südafrika vorbeikommen würden und mich bis dahin mitnehmen würden, wenn ich wollte. Unterwegs

sollte ich als Gegenleistung mit Handlangerdiensten bezahlen: Essen kochen, Holz und Wasser holen, Geschirr und Kleidung waschen und so was. - Das klang gut und fair, fand ich. Mit zwanzig Massai-Kriegern war es sicherer, in den Süden zu gehen beziehungsweise zu fahren, als alleine zu Fuß unterwegs zu sein. Also fuhr ich hinten auf der abgedeckten Ladefläche mit – zwischen Massai-Kriegern, Kisten und Säcken eingeklemmt. Es war ein ernster, distanzierter, aber respektvoller Haufen. Ich musste mir keine Beleidigungen oder Gängelungen über Nicht-Massai anhören oder gefallen lassen. Ich war einfach ein mithelfender Mitfahrer.«

»Warst du der einzige Nicht-Massai?«

»Nein, es gab noch einen, auch ein Handlanger. Als sich meine Augen an die Dunkelheit auf der Ladefläche gewöhnt hatten, sah ich zu meiner Überraschung auch eine Massai-Frau, ein kleines Wesen, dass zwischen den muskulösen Männern fast erdrückt wurde. Sie war für das Kochen und für den Sex dabei. Nachts habe ich immer schlecht schlafen können, bei dem ganzen Gestöhne. Stellt euch vor: Zwanzig Männer und eine Frau. Für mich und den anderen Handlanger aber war sie tabu.«

Wieder machte Charles eine Pause und suchte nach einem wissenden Grinsen in den Gesichtern seiner sicherlich lusternen Zuhörer. Sex, auch wenn er nicht gerade stattfand, war immer eine spannende Geschichte, das hatte er

schon oft festgestellt. Er wurde nicht enttäuscht, nahm einen Schluck Bier und erzählte weiter:

»Auf dem Lastwagen der Massai kam ich natürlich viel schneller voran, und Essen und Trinken zu finden war viel einfacher, wie ich feststellen konnte. Die Massai nahmen sich unterwegs einfach das, was sie brauchten. Mir, dem anderen Handlanger und der Frau gaben sie immer die Reste, und die waren reichlich.«

Auch wenn es von Lusaka bis Johannesburg nur fünfzehnhundert Kilometer waren, so dauerte die Fahrt doch fast drei Wochen lang. Die kaputten Straßen waren voll mit Leuten, Tieren und Autos, die ein schnelles Vorwärtskommen verhinderten. Auch ein permanentes Hupen des eigentlich doch respektinflößenden Massai-Lastwagens half da wenig.«

Charles trank einen Schluck. »Ein großes Hindernis war der Sambesi-Fluss. Die Brücke war zerbombt worden und in den Fluss gestürzt. Fußgänger benutzten die einfache Hängebrücke, Tiere und Güter gelangten über einfach zusammengebundene Holzflösse, die mit Tauen von Ufer zu Ufer gezogen wurden, hinüber, aber für Autos, erst recht für schwere Militärlastwagen, beladen mit diesem und jenem, war keine Überquerungsmöglichkeit vorhanden.«

»Und was habt ihr gemacht?!«

»Zuerst haben die Massai überlegt, eine andere Brücke zu suchen, aber die hätte je auch zerstört sein können. Also wurde beschlossen, ein großes Floß zu bauen, das den

Militärlaster würde tragen können. Das bedeutete natürlich auch Arbeit für uns Handlanger. Eine Woche haben wir gebraucht, um alles über den Fluss zu schaffen.«

»Und die Frau, was hat die solange gemacht?« Ein eindeutig lüsterner Blick.

»Sie ist bei der letzten Überfahrt mit dem Floß in den Fluss gestürzt, als wir beim Hinüberziehen einen im Fluss treibenden großen Baumstamm übersehen hatten. Der hat das Floß gerammt und zum Kentern gebracht.«

»Ui! Und dann kamen die Krokodile?!«

»Genau. Wegen der vielen Krokodile und der gefährlich starken Strömung durch das Hochwasser konnten weder die Frau noch die verlorene Ladung – es war die Küchenausrüstung – geborgen werden. Die Trauer bei den Massai-Männern hielt sich in Grenzen. Frauen gab es nach ihrer Meinung genug, auch auf dem weiteren Weg. Und wir Handlanger würden dann eben ab sofort kochen.«

Charles legte eine kurze Pause ein. »Als die Überquerung des Sambesi endlich geschafft war, ging es weiter, durch das ehemaligen Zimbabwe hindurch. Die Straßen waren hier noch viel voller, mit Menschen und Fahrzeugen aller Art. Alle zogen nach Süden. Selbst für unser Militärfahrzeug war ein schnelles Weiterkommen nicht mehr möglich.

Zimbabwe besteht glücklicherweise ja fast nur aus Grasland und Strauchsavanne. Der schwere und geländegängige Militärlastwagen konnte deswegen einfach querfeldein

durch das Land bis zur Grenze nach Groß-Südafrika fahren. Das ging zwar immer noch nicht schnell, aber schneller als auf der Straße. In einer Woche hatten wir Zimbabwe durchquert und wir standen plötzlich wieder an einem reißenden Fluss, dem Limpopo. Wir hatten die Grenze nach Groß-Südafrika erreicht. An dieser Stelle mitten in der Landschaft gab es keine Straße, keine Brücke und kein Überkommen. Wir fuhren deswegen – mit etwas Abstand zum Ufer – den Fluss aufwärts in der Hoffnung, eine Straße mit einer Brücke zu finden. Die starken Regenfälle in den letzten Monaten hatten die Uferzonen des Flusses schwer passierbar gemacht und wir kamen quälend langsam voran. - Erst nach einigen Tagen fanden wir eine Grenzstation mit einer Brücke, die über den Limpopo führte. Die Grenzer auf der Seite der Kolonne war eindeutig damit überfordert, die zigtausend Menschen mit Sack und Pack unter Kontrolle zu halten, die über die Grenze nach Groß-Südafrika wollten.«

»Und was tun die Chinesen dagegen? «

»Wie ich schon gesagt habe, einen Scheißdreck. Sie mischen sich nicht in die inneren Angelegenheiten von uns Afrikanern ein, sagen sie. Dabei sind sie die Herren im Kaiserreich Afrika und auch für die Grenzkontrollen verantwortlich.«

Allgemeines Nicken.

»Dass die Menschenmassen nicht nach Groß-Südafrika hinüberkamen, wurde weniger durch die wenigen

Grenzsoldaten als vielmehr durch die unpassierbar zerstörte Brücke verhindert. Diesmal aber wurde sie nicht von europäischen oder arabischen Bomben kaputt gemacht, sondern von der groß-südafrikanischen Armee, die auf der anderen Seite des Ufers aufgefahren war. Dort standen hunderte an martialisch aussehenden Militärfahrzeugen, die verhindern sollten, dass die Ausländer einen Weg über den Fluss fänden. Deswegen konnten die Leute auch keine Hängebrücken oder Flöße als Provisorien für das Überqueren bauen. Schwimmen war hier wegen der Krokodile und der Stromschnellen eh nicht ratsam.«

»Erzähl weiter.«

Charles holte erst einmal Luft. Er erzählte gern, aber er fand auch, dass die Wirkung besser war, wenn er hin und wieder eine Pause einlegte. Er sah seinem Publikum an, dass es begierig war, mehr zu hören. Das gefiel ihm.

»Es war natürlich nur eine Frage der Zeit«, fuhr er fort, »bis die Leute hinüberkommen würden, das war allen klar. Spätestens wenn der Wasserspiegel wieder zurückgehen würde, in ein bis zwei Monaten, würde es ein leichtes sein, durch die entstehende Fuhrt den Fluss zu überqueren. Was dann aber passieren würde, das wusste niemand. Aber sicher war, dass bis dahin noch viel mehr Leute da sein würden, die rüber wollten. Es war wirkliche eine riesige Welle an Menschen, die sich auf Groß-Südafrika zubewegte.«

»Und die Massai und du, was habt ihr gemacht? «

»Die Massai warteten nicht auf bessere Bedingungen für die Überquerung. Wir fuhren eine Tagesreise den Fluss entlang wieder zurück, bis zu einer Stelle, an der wir eine improvisierte Überquerung mit einem Floß wagen konnten, ohne Grenzkontrolle und Militär auf der anderen Seite. Es gelang. Diesmal aber hatten wir keinen Verlust an Gerät, Fahrzeug oder Menschen.«

Charles leerte die Bierflasche und beobachtete sein Publikum aus dem Augenwinkel. Die Leute hingen tatsächlich an seinen Lippen. Gut so. Schnell stand die nächste Flasche auf dem Tisch. Befriedigt nahm Charles seine Erzählung wieder auf.

»Die Massai-Krieger wollten nun weiter bis nach Maseru. Es war nie vorgesehen gewesen, an Johannesburg vorbeizukommen und mich dort rauszulassen. Mir war es gleich, Johannesburg oder Maseru, ich kannte beides nicht. - Weiter ging es also auf dem Weg nach Maseru. Ein weiter Weg lag vor uns und die Massai wollten unbedingt unentdeckt bleiben. So waren wir auf Schleichwegen unterwegs.

Wir fuhren durch den Krüger-Nationalpark, das letzte Wildtierreservat in ganz Afrika. Hier gibt es sogar noch die „big five“: wildlebende Elefanten, Büffel, Löwen, Leoparden und Nashörner. Dazu Flusspferde, Giraffen, Zebras, viele Antilopenarten und manches mehr. Ich habe vorher noch nie so viele Tiere und Tierarten in freier Wildbahn gesehen. Die Massai nahmen jede Gelegenheit wahr, mit Speer oder Pfeil und Bogen eines dieser wilden und

schönen Tiere zu erlegen. Das war nicht nur Jagdlust, sondern auch das Verlangen nach gutem Essen. In den Tagen, die wir von Nord nach Süd durch den Park fuhren, bekam ich so viele verschiedene Fleischarten zu essen wie noch nie in meinem Leben zuvor. Einiges war lecker, anderes zäh und ekelig. Springbock schmeckte mir besonders gut, so zart und saftig, aber Löwe war nichts für mich. Der Braten war zäh und sehnig.

Der Nationalpark war abseits der Asphaltstraßen und Pisten schwieriges Gelände. Der geländegängige Lastwagen quälte sich über Stock und Stein, durch Bäche und Sümpfe. Ab und zu mussten wir den Weg frei räumen oder das Auto aus dem Morast ziehen. Es gelang uns tatsächlich, unentdeckt durch den Park zu kommen. Ranger und Touristen schien es in diesen Zeiten nicht mehr zu geben. Wir hörten während der gesamten Durchfahrt praktisch kein anderes Auto und wir sahen keine Menschenseele.«

Kurze Pause.

»Nach einer Woche Schleichfahrt durch Groß-Südafrika hatten wir dann endlich die nördlichen Ausläufer der Drakensberge erreicht. Nun ging es – langsam – die Berge hinauf. Wir fuhren über Pisten und Pfade, mit fantastischen Ausblicken, wie ich sie mir als Flachlandbewohner vorher nie auch nur hätte vorstellen können. Die Luft wurde so dünn, als wir über zweitausend Meter hoch waren, dass ich mich unwohl fühlte. Das Atmen wurde schwerer. Und es ging sogar noch höher hinauf, als wir durch die

Berglandschaft nach Maseru weiterfahren. Erst als wir die Stadt fast erreicht hatten, wurde das Atmen wieder angenehmer. Die Hauptstadt Groß-Südafrikas liegt auf nur fünfzehnhundert Metern Höhe. Es war inzwischen schon fast dunkel. Die Massai-Krieger waren nun sehr vorsichtig, um nicht entdeckt zu werden. Das Fahrzeug fuhr ohne Licht und über einsame Pisten. Einer der Massai-Krieger lief dem Lastwagen voraus und gab Zeichen, wenn es sicher war. In einiger Entfernung zur Stadt hielten meine Massai-Krieger dann an und warteten auf die tiefe Nacht. Nach Mitternacht wollten sie in die Stadt hinein, dann, wenn alles schlafen würde.«

Den Gesichtern der Zuhörer war die Spannung nun deutlich anzusehen. Einige richteten sich auf, andere tuschelten miteinander.

»Erzähl weiter. Mach schon.«

»Die Massai-Krieger zeigten nun ihr wahres Gesicht. Sie waren Elitekämpfer des ehemals mächtigen und berühmten Generals Obutu. Alle zwanzig Krieger waren nun in Kriegsbemalung und voll ausgerüstet mit allen erdenklichen Waffen - sie sahen aus wie Rambos. Wochenlang hatte ich auf automatischen Gewehren, Handgranaten, Plastiksprengstoff und Blendgranaten gesessen, wie mir nun bewusst wurde. Ich war sehr aufgeregt, was nun geschehen würde. Aber ab hier wollten sie alleine weiter. Die Massai setzten mich und den anderen Helfer einfach aus. Ohne weitere Worte des Dankes oder des Abschieds

verschwanden sie im Dunkeln. Wir waren nun plötzlich und völlig überraschend auf uns alleine gestellt und machten uns ohne große Worte zu Fuß auf in die Stadt. Was sollten wir sonst auch tun. – Ich dachte nach. Massai-Elitesoldaten in Maseru, das klang einfach nach Krieg. Aber was wollten die wenigen Soldaten, selbst bei ihrer guten Ausstattung mit Waffen und ihren möglichen Qualitäten als Kämpfer, in der großen Stadt schon anstellen. Ich beschloss, mir deswegen keine weiteren Gedanken zu machen und stapfte mit meinem Gesellen im Dunkeln hinterher.«

Wieder leerte Charles die Flasche, die schnell ersetzt wurde.

*

»Wie ich erst später erfuhr, wollten sie den Präsidenten von Groß-Südafrika ermorden. Die Massai hatten von den Chinesen in CofA, dieser Rattenhöhle, gesteckt bekommen, dass ihre Helden, Kaiser Abudavi und General Obutu, von Präsident Mbeki kaltblütig und hinterrücks auf dem Ol Doinyo Lengai, dem heiligen Berg der Massai, ermordet worden waren. Die Empörung unter den Massai war natürlich groß, besonders beim Militär. Ein freiwilliges Spezialkommando wurde ausgewählt und machte sich auf den Weg nach Maseru. Die Männer haben mich vor den Toren Lusakas aufgegriffen und bis nach Maseru

mitgenommen. Zwei Monate lang bin ich mit ihnen gefahren. - Wie ich später erfahren habe, drangen die Massai-Krieger mit dem Lastwagen fast bis zum Präsidentenpalast vor. Sie erschossen die Wachposten und Bediensteten, die, völlig überrumpelt, keine Gegenwehr leisteten, und drangen in die Privaträume des Präsidenten vor. Sie hatten sich gut vorbereitet und fanden sich in dem riesigen Gebäude gut zurecht.

Sie stürmten in das Schlafzimmer von Mbeki, ohne sich einmal zu verlaufen. Dort rissen sie den Präsidenten aus dem Schlaf und zerrten den über sechzig Jahre alten Mann – ihr müsst euch das mal vorstellen: im Schlafanzug, in Handschellen und Fußfesseln fast bewegungsunfähig und wegen des Knebels im Mund kurz vorm Ersticken – sie zerrten ihn also in das angrenzende Präsidentenbüro. Um seinen Bauch war ein Sprengstoffgürtel angebracht und mehrere Massai hielten Pistolen an seinen Kopf, als sie durch die private Hintertür, die es zwischen dem privaten und dem öffentlichen Teil des Präsidentenpalastes gab, ins Büro eindringen.«

Charles legte eine kurze Pause ein, um die Spannung zu steigern.

»Später folgten die Tochter des Präsidenten, Melania, und ihr Ehemann James, die als Mitarbeiter des Präsidenten ebenfalls einen Trakt im Palast bewohnten. Auch sie waren gefesselt, geknebelt und mit Sprengstoffgürteln versehen. Verängstigt schauten sich Präsident und Tochter an. Mbeki

zerzte und wand sich in den Händen seiner Wächter so sehr, dass sie ihn zum Entsetzen seiner Tochter bewusstlos schlugen. Der ohnmächtige Präsident wurde dann in seiner lächerlichen Aufmachung auf den Präsidentenstuhl gesetzt, seine Tochter und ihr Ehemann an den Konferenztisch des großen und luxuriösen Raumes. Hinter ihnen postierte sich jeweils ein Massai mit einer Pistole, die unmissverständlich auf die Köpfe der jeweiligen Geiseln gerichtet war.«

»Aber sie haben sie nicht gleich erschossen?«

»Nein. Die anderen Massai verbarrikadierten den offiziellen Teil des Präsidentenpalastes und brachten überall Sprengladungen und kleine Bomben an. Als sie sicher waren, dass das Büro des Präsidenten nicht von außen eingenommen werden konnte, versammelten sie sich im Büro des Präsidenten, der immer noch ohnmächtig in seinem Sessel am Schreibtisch saß. Einer schaltete seinen Computer an. Weil der Präsident trotz mehrfacher Versuche, ihn zu Bewusstsein zu bringen, ohnmächtig blieb und sich deswegen nicht einloggen konnte, versuchten sie seine Tochter zu zwingen, die Zugangsdaten zu verraten. Sie weigerte sich. Der Anführer der Massai nickte. Es gab einen lauten Knall, Melania zuckte zusammen. Ihr Ehemann war erschossen worden. Sie fing hysterisch an zu schreien und zerzte an ihren Fesseln. Der Anführer der Massai gab ihr eine heftige Ohrfeige und forderte sie erneut auf, die Zugangsdaten herauszurücken. Nun gehorchte sie ohne weiteren Widerstand.

Der Massai tippte Benutzerkennung und Passwort ein. Der Computer fuhr hoch und er war im Netz. Ein zweiter Massai startete das Programm für den Nachrichtenkanal, auf dem der Präsident der Öffentlichkeit wichtige Meldungen mitteilte. Er drückte auf Aufnahme und gleichzeitiges Senden. Dann sprach er in die Kamera: „Menschen in Groß-Südafrika, dieses ist eine wichtige Meldung aus dem Präsidentenpalast. Wir haben heute den Präsidenten Ihres Landes gefangen genommen.“ Die Kamera des Computers nahm nun den ohnmächtigen Präsidenten im Präsidentenstuhl auf, dann schwenkte er in den Raum hinein und zeigte die Tochter und ihren toten Ehemann. Anschließend schwenkte sie zurück zum Massai. „Der Präsident von Groß-Südafrika, Markus Mbeki, hat unseren Kaiser Abdavi und seinen General Obutu umgebracht. Nun werden wir auch ihn umbringen. In einer Stunde wird der Präsidentenpalast in die Luft fliegen, und mit ihm ihr Präsident und seine Tochter.“ Der Sprecher machte eine kurze Pause, bevor er zum Ende seiner Mitteilung kam. „Es gibt keine Rettung, keine Forderungen unsererseits, keine Verantwortung der Chinesen. Es ist alleine eine Entscheidung von uns Massai gewesen, dieses zu tun. Die Zeitzündler für unsere Bomben werden in Kürze aktiviert sein. In fünfzehn Minuten wird alles explodieren. Wir Massai haben damit unsere Ehre wiederhergestellt.“ Er beendete seine Mitteilung, ohne eine Miene zu verziehen, und zeigte der Kamera den Zeitzündler und wie er ihn startete. Dann stellte er die Uhr auf den Präsidentenschreibtisch, so dass die

ablaufende Zeit im Bild zu sehen war, im Hintergrund der Präsident, der mittlerweile aus seiner Ohnmacht erwacht war und am Stuhl gefesselt und geknebelt saß, hinter ihm seine ebenfalls gefesselte und geknebelte Tochter, dazu alle zwanzig Massai.«

Die Spannung im Raum war zum Greifen spürbar.

»Die Kamera blieb angeschaltet. Sie würde nun bis zur Explosion der Bomben und Sprenggürtel ein Livebild zeigen, damit jeder auf der Welt erfahren konnte, was Würde und Ehre für einen Massai bedeuteten. Die fünfzehn Minuten liefen erbarmungslos ab. – Dann explodierten die Bomben und der Präsidentenpalast flog in die Luft. Alle Menschen, die sich im Gebäude aufhielten, wurden in Stücke gerissen, niemand überlebte.«

Charles trank auch sein zehntes Bier in dieser Nacht in einem Zug aus. Bevor er das neue, das ihm der Wirt schon vorher „als letzte Bestellung“ hingestellt hatte, ansetzte, kündigte er den letzten Teil seiner Geschichte an. Er war schon reichlich betrunken und wurde nun doch langsam müde, so kurz vor Sonnenaufgang. Einige seiner Zuhörer waren schon am Tisch eingeschlafen. Dennoch erzählte er weiter:

»Die Stadt Maseru war nichts für mich – zu hoch und zu bergig – und auch Groß-Südafrika war nichts für mich. Es war immer noch zu viel Afrika in diesem Land. Ich wollte aber raus aus Afrika, raus aus Elend, Krieg und Hunger. Also habe ich mich wieder auf den Weg gemacht, nach

Norden, nach Europa. Das bedeutete: durch ganz Afrika hindurch, fast zehntausend Kilometer. So wie es früher hieß: „Von Kapstadt nach Kairo“. Weil alles in Aufruhr war, konnte ich meistens nur zu Fuß weiterkommen.«

»Ab und zu nahm mich ein Pferdewagen oder ein Motorrad mit. Als ich nach einem Monat die Grenze nach Zimbabwe in Beitbridge erreicht hatte, war der Grenzposten schon nicht mehr existent und es kamen mir Massen an Flüchtlingen entgegen. Auch auf dem Weg bis hier nach Kampala, eine Strecke von viertausend Kilometern, waren die Straßen voll von Flüchtlingen. Die einen hierhin, die anderen dorthin. Niemand schien mehr zu wissen, woher er kam und vor allem, wohin er wollte.«

»Ich weiß aber genau, wohin ich will. Ich ziehe morgen weiter nach Norden, den Nil hoch. Afrika hat keine Zukunft mehr, glaubt es mir. Schaut euch doch nur mal in CofA um. Die Chinesen haben seit eineinhalb Jahren das Sagen und wohl auch die nächsten tausend Jahre noch, aber wir sind denen total egal. Auch wenn Europa nicht nett zu uns war und vielleicht auch nie sein wird, war die Situation allemal besser als jetzt. Das ist meine Meinung.«

Damit endete Charles Geschichte. Befriedigt und erschöpft zugleich, legte er den Kopf auf die Tischplatte, sturzbetrunken, und schlief auf der Stelle ein.

*

Charles hatte seine Ankündigung wahr gemacht - fast. Er war zwar nicht am gleichen Tag – dafür hatte er einen viel zu starken Kater – aber eine Woche später losgezogen. Die zwei Wochen Aufenthalt in CofA oder, besser gesagt, in der Bar waren genug gewesen. Immer die gleichen Geschichten, immer das gleiche Bier. Das wurde mit der Zeit langweilig.

Es war früher Morgen, als er sich vom Wirt und der Bar verabschiedete. Dann machte er sich zu Fuß, frohen Mutes und fast nüchtern, wieder auf den Weg, weiter nach Norden, nach Europa. Er freute sich auf den Weg und die vielen Abenteuer, die er erleben würde. Es war für ihn längst nicht mehr nur eine Flucht aus Lubumbashi, das er vor einem halben Jahr verlassen hatte, oder nach Europa. Das Reisen an sich gefiel ihm. Er hatte im letzten halben Jahr viel erlebt und gesehen. So viel, wie in seinem ganzen bisherigen Leben noch nicht. Über fünftausend Kilometer hatte er schon hinter sich gebracht, und er war erst halb durch den Kontinent Afrika hindurch gekommen. Bis nach Europa war es ein langer Weg, und das fand er gut so.

Leyla

»Ist der Zug lang!« Leyla staunte. »Ich kann den Anfang und das Ende gar nicht sehen.« Tarek musste ihr

zustimmen. Der Zug mit den unendlich vielen Waggons war wirklich lang. Die Wunder dieses Tages hörten gar nicht auf. Sie waren durch das Tor in der Mauer am großen Bahnhof auf der anderen Seite angekommen.

Er stand auf einem der beiden Gleise, die auf dieser Seite die Mauer entlangführten. Leyla und Tarek hatten das Geräusch der fahrenden Züge schon häufig gehört. Fast jeden Tag fuhr einer vorbei, in die eine oder andere Richtung. Aber gesehen hatten sie sie noch nie. Was für ein riesiger Wurm! Die Gleise an diesem Bahnhof waren beleuchtet, es gab viele Fahrzeuge, Geräte und Arbeiter, die wohl für das Ausladen von Gütern gebraucht wurden. Auf einer riesigen Fläche standen große Seecontainer. Diese kannte sie von den Lieferungen, die die Lastwagen regelmäßig gebracht hatten, mit Kleidung, Essen, Medizin oder Geräten. Leyla konnte nicht alles verstehen, was sie sah, aber es erschien ihr gut.

Die Soldaten, die an einem der beiden offenen Waggon des Zuges standen, drängten die Auserwählten dazu, einzusteigen: »Männer in den einen, Frauen in den anderen Waggon! Beeilung, der Zug muss weiter zum nächsten Tor, um noch mehr Auserwählte abzuholen.«

Leyla sah Tarek erschrocken an. »Wir müssen in getrennte Waggons.«

»Ist schon in Ordnung«, beruhigte sie Tarek. »Ist wie in der Moschee, Männer und Frauen getrennt.« Wir sehen uns

bei der Ankunft wieder. Versprochen.« Leyla war nicht vollständig beruhigt, fügte sich aber.

Auch alle anderen folgten der Aufforderung gehorsam und ohne Murren. Sie hatten es bis hierhin geschafft und wollten nun keine Schwierigkeiten machen. Auf die Gefahr, hier zurückgelassen zu werden, wollte sich niemand einlassen.

Leyla stieg ein und beäugte den schlichten Transportwaggon, ohne Stühle oder Bänke, ohne richtige Fenster. Es gab nur einfache Luken für frische Luft und eine kleine, wenig abgeschirmte Toilette für fünfzig Fahrgäste. Gut, dachte Leyla, dass hier nur Frauen sind. Einige kannte sie vom Sehen her, was sie beruhigte. Sie stellte sich an eine der Luken, die zur anderen Seite der Mauer hin einen Blick nach draußen erlaubten. Hier hatte sie frische Luft und konnte dem Treiben auf dem Bahnhof zuschauen. Noch nie war sie auf dieser Seite der Mauer gewesen, hatte immer nur die Geräusche gehört und Menschen gesehen, wenn sie durch das Tor zu ihnen nach Tahoua gekommen waren. Nun war sie selbst hier und sah, was sie nie gesehen hatte. Seltsam, hier hatte sie sich das Paradies vorgestellt. Von hier kamen das Wasser und das Essen, Kleidung und Medikamente. Aber war es ein Paradies?

Viel anders als in Tahoua war es hier aber nicht, stellte sie ernüchtert fest. Es war ebenfalls Sahel, heiß und trocken. Auch die Soldaten sahen aus wie die in Tahoua, nur dass sie Militärkleidung und Waffen trugen. Aber der Bahnhof,

die Gleise, die vielen Straßenlampen, Seefracht-Container, Lastwagen, die Hektik und die Stimmung waren hier völlig anders. Leyla hatte tatsächlich etwas Angst vor all diesen neuen Eindrücken. Das war nicht ihre Welt. Die war auf der anderen Seite der Mauer.

Nach einer halben Stunde fuhr der Zug endlich los. Jubel brach aus. Zunächst nur langsam, dann immer schneller fuhr er entlang der Mauer nach Westen, der Sonne entgegen, zum nächsten Tor. In einer leichten Kurve konnte Leyla sehen, dass in vielen der Waggons ebenfalls Menschen an den Luken standen.

Am nächsten Tor konnten alle raus, um sich die Beine zu vertreten. Draußen traf sie Tarek, der sie herzlich in die Arme nahm, obwohl sie noch keine Stunde voneinander getrennt waren. Zusammen schlenderten sie herum. Viele Passagiere taten es ihnen gleich.

»Es sind schon ganz schön viele Leute im Zug«, sagte Tarek.

»Ja«, antwortete Leyla. »Was meinst du, sind das schon mehr als tausend Leute?«

»Eher zweitausend, schätze ich.«

»Dann sind ja schon vierzig Waggons voll«, rechnete Leyla ihm vor. Ich schätze mal, der Zug hat fünfzig Waggons, aber wir werden noch vier oder fünf andere Tore erreichen. Das reicht sicher nicht für alle, die mit wollen.«

»Hm.«

Auch beim nächsten Tor gab es nur einen einfachen Bahnhof. Rundherum vor allem Wüste. Es standen See-fracht-Container herum, es gab einige einfache Gebäude für das Militär und sonstiges Personal. Es herrschte überall eine hektische Betriebsamkeit. Alles in allem: Es war alles nicht wirklich spannend. Leyla war froh, als der Zug nach einer Stunde weiterfuhr. Die hundert auserwählten Personen an diesem Tor waren mittlerweile eingestiegen. Bald würde der Zug weiterfahren.

Mittlerweile war es Abend geworden, im Westen stand die Sonne knapp über dem Horizont. Leyla hatte sich wieder zu Tarek gesellt. Wenig später wurden alle wieder gebeten einzusteigen. Beim Einstieg erhielten sie zum Abendbrot ein Paket mit Essen und eine Zwei-Liter-Colaf-lasche mit Wasser. Leyla bedankte sich freundlich. Alles war so perfekt.

*

Die Lautsprecher in den Waggons gaben sich mit einem quietschenden Geräusch zu erkennen. Eine Durchsage informierte darüber, dass der Zug nun voll sei und ohne weiteren Halt die Nacht hindurchfahren würde. Er würde erst wieder am nächsten Morgen in Timbuktu halten. Dort würden sie dann alle Frühstück bekommen und sich die Beine vertreten können, bevor es auf die lange Fahrt nach Nuakshott an der Atlantikküste in Mauretanien gehen

würde. Von dort würden sie mit einem großen Schiff nach Europa fahren. Alle sollten ihr Abendessen genießen und dann versuchen zu schlafen. Der Sprecher wünschte noch eine gute Nacht und dann verstummten die schnarrenden Lautsprecher mit einem lauten Quietschen. Einmal mehr wunderte sich Leyla über den höflichen Umgangston. Waren sie nicht einfach nur Menschen, die unbedingt aus Afrika hinaus wollten, Flüchtlinge auf ihre Weise. Aber in Europa würden sie willkommen sein. Man würde sie brauchen. Warum sonst sollte man sie so nett behandeln.

Und dann: Timbuktu! Was für ein Name. Alle im Waggon hatten geraunt beim Hören dieses Namens. Dort also würden sie Halt machen. Leyla hoffte, dass sie etwas von dieser berühmten Stadt sehen würde? Und Atlantik, Schiff und Europa – wie traumhaft und vielversprechend das klang. Leyla freute sich unbändig auf die Fahrt mit dem Schiff. Sie hatte noch nie ein Schiff gesehen, geschweige denn war sie in einem mitgefahren. Was die nächsten Tage wohl alles an Abenteuern bringen würden?

Als sie aber so auf den Boden saß, etwas aus ihrem Abendbrotpaket aß – Reis mit Bohnen – überkam sie ein Gefühl von Trauer. Sie vermisste ihre Eltern und Geschwister schon jetzt. Noch nie war sie abends alleine und von zu Hause weg eingeschlafen. Wie gerne hätte sie ihre Familie jetzt hier gehabt, all dieses mit ihnen gemeinsam erlebt. Sie ärgerte sich über sich selbst, dass sie so schwach war und nun schon Heimweh hatte. Wie sollte das erst noch werden, in Wochen, Monaten, Jahren ...?!

An Schlaf war nicht zu denken. Es war eng im Waggon, es gab keine Betten und es war laut und ungewohnt. Außerdem waren alle viel zu aufgereggt, um auf dem harten Holzboden wirklich Ruhe zu finden. Die vielen jungen Frauen in Leylas Waggon tratschten, lachten und redeten die ganze Nacht hindurch. Niemand von ihnen war jemals weit weg von Tahoua gewesen, geschweige denn in einem Zug gefahren. Die meisten konnten ihr Glück noch gar nicht begreifen und ihre Aufregung nicht für sich behalten. Leyla fühlte sich wohl in dieser Schicksalsgemeinschaft. Das half ihr für den Moment, über ihre Trennung von Tarek, ihren Eltern, Geschwistern und der Stadt Tahoua hinwegzukommen.

Mitten in der Nacht wurde sie wach. Ein Gang zur Toilette ließ sich nicht länger vermeiden. Das Örtchen, von fünfzig Frauen viel benutzt, stank bestialisch. Die Toiletten in Tahoua waren auch nicht gerade ein Ort der Sauberkeit und Intimität, aber hier erzwangen die Umstände ein öffentliches Geschäft. Es gab nur eine kleine Nische ohne Tür, in die sie gehen konnte. Das Schaukeln und Ruckeln des Zuges machte es schwer, das Loch im Boden zu treffen. So etwas waren die Frauen nicht gewohnt. Der Boden war vollgeschissen und nass. Leyla versuchte, sich zu konzentrieren. Ihr Geschäft plumpste wie vorgesehen durch das Loch auf die Gleise. Schamvoll und erleichtert kam sie zurück. Keine der anderen Frauen hatte Notiz von ihr genommen. Leyla ging wieder an eine der Luken, um etwas frische Luft zu schnappen. Inzwischen war das Gedränge

hier nicht mehr so groß, viele hatten sich hingesetzt und dösten oder redeten leise.

Draußen sah Leyla im hellen Vollmondlicht die scheinbar endlose monotone Landschaft vorbeiziehen. Der Sahel, das Ufer der Sahara, war ein Ort voller Hoffnung – seltene Regenfälle hatten hier einen Strauch, da ein Grasbüschel wachsen lassen. Und doch wirkte alles hier einsam und alleingelassen - am Rand der Wüste. So fühlte sich auch Leyla. Sie war ein Kind des Sahels und sie war stolz darauf. Eigentlich wollte sie nur ein möglichst sorgenfreies, einfaches Leben haben, mit einer eigenen Familie, eine gute Unterkunft, genug zu essen. Nun war sie in ihren jungen Jahren auf der Suche danach. Ob sie jemals finden würde, wonach sie sich sehnte? Ob sie jemals zurückkommen würde nach Tahoua, nach Hause?

Leyla rieb sich die Augen. Dann wandte sie sich ab und gesellte sich zu den anderen Frauen, die noch wach waren. Trübsal zu blasen, das tat nicht gut. Nach vielen netten und hoffnungsvollen Worten, die sie miteinander tauschten, und nach einem gemeinsamen Schlaflied schlief Leyla endlich, spät in der Nacht, auf dem harten Boden wieder ein. Die Gebetskette, die ihre Mutter ihr als Erinnerung mitgegeben hatte, hielt sie fest in der Hand. Ihre Mutter war so ganz nahe bei ihr und Allah würde sie beschützen.

*

Leyla träumte von ihrer Familie in Tahoua. Es war ein schöner Traum, aus dem sie plötzlich gerissen wurde. Sie öffnete verstört die Augen und wusste nicht sofort, wo sie war. Sie spürte ihre Knochen und hatte, wohl wegen der schlechten Luft und des Ruckelns und Klapperns des Zuges auf den unebenen Gleisen, heftige Kopfschmerzen.

Der Lautsprecher schnarrte und ratterte. »Timbuktu.«

Nach zehn Stunden ununterbrochener Fahrt durch die Nacht waren sie also endlich angekommen. Nun wusste Leyla wieder, wo sie war. Sie freute sich, dass sie auf dem Weg in eine bessere Zukunft ihre erste Station, das sagenumwobene Timbuktu, erreicht hatte. Diese Stadt kannte jedes Kind in Tahoua, auch wenn nach ihrer Kenntnis niemand aus Tahoua jemals dort gewesen war.

Sie nahm einen letzten Schluck aus ihrer Colaflasche, die doch überraschend schnell leergeworden war, und aß die Reste des Abendessens aus ihrem Paket. Reis und Bohnen schmeckten köstlich. Sicher, weil sie wirklich Hunger hatte. Kein Krümel blieb übrig.

Keine fünf Minuten nach der Durchsage hielt der Zug mit einem lauten Quietschen an. Von draußen wurden die Türen geöffnet und die ersten Frauen drängten nach draußen. Leyla sah durchs Fenster. Sie sah wieder nur einen Bahnhof und nicht die schöne, sagenumwobene Stadt. Sie stieg als letzte aus. Draußen kündigte sich die Sonne schon am Himmel an - mit einem satten Gelb. Es würde ein heißer Tag werden. Leyla versuchte, Tarek zu entdecken. Er

stand gar nicht weit von ihrem Waggon entfernt und kam winkend auf sie zu.

»Leyla«, begrüßte er sie, strahlend und aufgeregt. »Wie war deine Nacht?«

Sie hatte schon wieder Tränen in den Augen, so sehr freute sie sich, ihn zu treffen. »Mein lieber Bruder, ich habe dich und Mutter und Vater, Mahdiya und Mohammad so vermisst.«

Tarek nahm sie in die Arme, dezent, wie es sich für Moslems gehörte.

»Wir sind in Timbuktu, Leyla.«

»Meinst du?«, fragte Leyla und löste sich aus Tareks Umarmung. »Ich sehe kein Timbuktu.«

»Ja sicher, wir sind noch nicht in der Stadt, sondern nur am Bahnhof. Aber trotzdem. Vielleicht können wir noch etwas von der Stadt sehen, bevor wir weiterfahren.«

»Ja, das wäre schön.«

»Lass uns frühstücken.« Tarek führte Leyla durch die Masse an Leuten. Die erste Mahlzeit des Tages wurde an einem langen Holztisch ausgeteilt. Sie mussten sich anstellen, um ihr Frühstückspaket und eine weitere Zwei-Liter-Flasche mit Wasser zu bekommen. Leyla hörte ihren Magen deutlich knurren. Sie suchten sich ein ruhiges, schattiges Plätzchen, Reis und Bohnen zu verzehren. Immer

dasselbe, doch jedes Mal schmeckte es wunderbar. Man musste einfach nur hungrig genug sein.

*

Zwei Stunden rollte der Zug langsam aus dem Bahnhof und Leyla konnte durch eine Luke im Waggon etwas von Timbuktu sehen. Ja, die Stadt war schön, schöner als Tahoua. Zu gerne wäre sie durch die Gassen der Stadt geschlendert, mit Tarek an ihrer Seite. Vielleicht würden sie das später einmal nachholen, wenn sie erst einmal viel Geld verdient hätten in Europa.

Weiter ging es durch die Sahelzone. Es war heiß - die Luken reichten nicht für eine gute Durchlüftung. Das Trinkwasser wurde knapp. Glücklicherweise hielt der Zug zur Mittagszeit noch einmal an. Beine vertreten, Waggonreinigung, neue Verpflegung. Leyla fühlte sich erschöpft. Sie wollte jetzt nur noch ankommen, doch sie brauchte Geduld. Die Fahrt zog sich über den ganzen heißen Tag hin. Erst am Abend, im Dunkeln, kam der Zug zum Stehen. Es wurde ruhig im Waggon. Alle warteten gespannt darauf, dass die Tür des Waggons geöffnet wurde. Leyla hörte ein unbekanntes Geräusch. Es war weiter weg, aber deutlich zu vernehmen. Es wurde lauter und leiser. Was konnte das sein. Dann wusste sie es: Es war Meeresrauschen. Sie würde das große Meer sehen, mit eigenen Augen. Der Atlantik. Wasser ohne Ende. Was für ein Abenteuer ...!

Die Tür des Waggons wurde geöffnet. Draußen war es windig und die warme Luft, die in den Waggon geblasen wurde, tat gut. Die Sonne hatte mit ihrem Untergang einem farbenfrohen Himmel über dem Meer Platz gemacht.

Dieses Mal war Leyla als erste aus dem Waggon gestiegen. Erst bestaunte sie den Himmel, ganz kurz nur, dann suchte sie nach Tarek. Sie fand ihn schnell.

»Schau Tarek, das Meer«, rief sie ihm zu. »Wie es rauscht.«

Tarek war genauso ergriffen wie sie.

»Nach dem großen Meer der Wüste nun das große Meer des Atlantiks. Dass wir das alles sehen dürfen.«

Leyla lachte. »Meine Güte, Bruder, du bist ein Poet.«

Mit ihnen standen bald alle zweieinhalbtausend Passagiere staunend auf dem Kai des Hafens von Nuakschott. Das Meer und die riesigen Schiffe im Hafen – es war gigantisch!

Nicht lange, nachdem alle ausgestiegen waren, rollte ihr Zug bereits weiter. Ein weiterer Zug kam angefahren. Neue Passagiere wurden gebracht. Sie waren nicht die einzigen, die heute mit dem Schiff nach Europa fahren würden.

Charles

Nachdem Charles CofA verlassen hatte, war er gut, aber nur langsam vorangekommen, zu Fuß durch die Serengeti. Nach den Massai-Kriegern war er nun Massai-Hirten mit ihren Rinderherden begegnet. Sie hatten ihn freundlich aufgenommen, aber immer nur für eine Nacht. Dann musste er weiter, länger dauerte die Gastfreundschaft der Hirten für Fremde nie. Davon gab es auch in der Serengeti zu viele, wie Charles unterwegs in den Norden.

Als er nach einem Monat Fußmarsch in Nairobi angekommen war, legte er eine Reisepause ein. Er brauchte mehr Proviant für seine Wanderung. Unterwegs war das Essen immer sehr knapp gewesen. Häufig hatte er einen ganzen Tag lang nichts zu essen gefunden. Er musste sich besser vorbereiten. Ohne Proviant für mehrere Tage sollte es nicht weitergehen. Außerdem musste er schneller werden. Zu Fuß würde er ewig bis Europa brauchen.

*

In Nairobi fand Charles auf einer Baustelle Arbeit als Tagelöhner. Mit vielen tausend anderen Arbeitswilligen hatte er sich am Morgen nach seiner Ankunft auf den großen Platz vor dem Flughafen der Stadt gestellt. Jeden Tag nach Sonnenaufgang suchten die Chinesen hier einige hundert

kräftige und gesunde Männer aus, die beim Reparieren der Landebahn helfen sollten. Das bedeutete harte Arbeit mit dem Spaten, der Schubkarre und dem Betonmischer. Besonders in der jetzigen heißen Jahreszeit war es kein Zuckerschlecken. Aber Arbeit war knapp und Arbeitssuchende gab es in Afrika seit Jahrhunderten mehr als genug, auch für harte Arbeit.

Charles wurde gleich als erster genommen, sehr zum Unmut der anderen Anwesenden, die teilweise schon seit Tagen hier auf einen Tagesjob hofften und nichts bekommen hatten. Aber Charles ragte mit seinen 2,10 Metern, dem muskulösen Körper und dem strahlenden Gesicht aus der Masse heraus. Mit einem Handschlag wurde sein Tageslohn festgelegt und er konnte auf dem Lastwagen zur Arbeitsstelle fahren.

Auf der Baustelle gab es überraschenderweise erst einmal etwas zu essen. Als Charles die anderen Tagelöhner genauer anschaute, wusste er, warum. Ohne ein Frühstück würden die meisten bald zusammenbrechen, so mager und hungrig, wie sie waren. Alle langten gründlich zu. Es war genügend für alle da und es schmeckte hervorragend. So gut und viel hatte Charles die letzten Wochen nicht gegessen.

Dass Charles Reis aus den riesigen verstrahlten Anbaugebieten in China aß, wusste er nicht. Die Chinesen aßen das selber natürlich nicht, aber für die Afrikaner war es gut genug. Da waren die Chinesen praktisch veranlagt.

Schließlich hatten sie ja die Atombomben über China abgeworfen. Okay, nicht die Afrikaner, aber Schwarze aus Amerika. Aber das war den Chinesen einerlei.

Nach dem Frühstück ging es zügig an die Arbeit. In der Sonne war das Graben von Löchern, das Mischen von Beton, das Schubkarre fahren und das Betongießen nicht leicht. Bis Mittag war sogar Charles erschöpft und brauchte eine Pause. Charles hatte einen Bärenhunger. Reis und Bohnen machten ihn fit für den Nachmittag.

Zum Sonnenuntergang wurde die Arbeit der Tagelöhner durch eine Sirene beendet. Der Tageslohn wurde ausgegeben. Dann wurden alle wieder zum Platz vor dem Flughafen gefahren, wo sie morgens aufgesammelt worden waren. Viele der Arbeiter legten sich gleich hierhin auf den nackten Boden zum Schlafen, um am nächsten Morgen, mit etwas Glück, wieder ihre Chance für eine weiteren Tag Arbeit nutzen zu können.

Charles war anders. Er machte sich auf den Weg zu einer Bar. Er brauchte erst einmal ein Bier. Nach langem Herumirren fand er eine Bar. Es war eigentlich nur eine Bretterbude, aber das war in dieser zerstörten Stadt wohl normal.

Der Arbeitslohn war niedrig - er konnte sich dafür gerade einmal drei Bier kaufen. Neben der Bretterbude zwischen Müll und Schotter gönnte er sich danach seinen verdienten Schlaf. Am nächsten Morgen fand er ohne Probleme wieder Arbeit am Flughafen. So ging es wochenlang. Die

Arbeit war nicht angenehm, das Bier war zu teuer, das Geld zu wenig, aber das Essen war gut und er sah Chancen, von hier aus schneller in den Norden zu kommen als zu Fuß.

Am Ende des Monats, in einer Woche, sollte ein Konvoi der Chinesen in den Norden nach Juba fahren, die Stadt am Nil. Sie wollten schweres Gerät für die dortige Erdölindustrie liefern, das gerade aus China eingeflogen worden war. Für diese Fahrt wurden kräftige Männer gesucht. Charles wurde einer von ihnen.

*

Charles genoss die Fahrt nach Juba. Insgesamt waren mehr als hundert Lastwagen auf den staubigen Straßen unterwegs. Sie fuhren langsam durch die ausgemergelte Landschaft. Magere Schafe und Ziegen auf mageren Weiden mit mageren jungen Hirten. Letztere jubelten und winkten ihnen zu. Sie hofften wohl auf Bonbons oder sonstige kleine Geschenke. So hatten sie es von ihren Eltern gelernt, die selber in ihrer Kindheit gebettelt hatten, wenn Fremde vorbeifuhren, meistens „Weiße“ in großen Geländewagen. Häufig hatte es dabei dies und das gegeben: Bonbons und Stifte waren am beliebtesten. Vielleicht würden auch die Chinesen in ihren Lastwagen irgendwann anfangen, etwas zu geben. Bisläng hatte das zwar noch niemand erlebt, aber auch in Afrika starb die Hoffnung zuletzt.

Charles unterhielt sich gern mit den Einheimischen, wenn sie Rast machten. Es gab gute Geschichten und nette Begegnungen. Einmal kam er einer Frau näher. In diesen Stunden war er nicht ganz so einsam gewesen wie sonst.

Während der ganzen Fahrt nach Juba waren die kaputten Straßen überfüllt mit erschöpften Menschen, die hier- und dahin gingen, mit und ohne Gepäck und Transportmittel. Es kam Charles so vor, als sei ganz Afrika auf Wanderung. Hier im Norden war es noch viel schlimmer als in der Mitte oder im Süden von Afrika.

Am meisten freute sich Charles, dass er so bequem und schnell in den Norden kam und sogar etwas Geld und gutes Essen als Arbeitslohn bekam, anstatt für die Fahrt bezahlen zu müssen. Charles wusste, dass er für seinen Weg nach Europa den Nil erreichen musste. Der berühmte Fluss lag nun in greifbarer Nähe.

Als sie nach einer Woche und über tausend Kilometern holperiger Fahrt endlich in Juba – der völlig zerstörten und staubigen Stadt mitten im Nirgendwo des Königreichs Oromia-Südsudan – ankamen, war Charles begeistert. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er den Nil. Er unterschied sich zwar kaum von den anderen Flüssen, die er vorhergesehen hatte. Aber es war der Nil. Er würde ihn weiter nach Norden, nach Europa führen.

In den nächsten Tagen half Charles mit, die schweren Maschinen und Geräte von den Lastwagen abzuladen. Danach wollte er sich auf den Weg machen.

Er hätte wieder mit zurück nach Nairobi fahren können, aber Charles verzichtete dankend. Er bat um Proviant statt um Geld für seine Arbeit. Das war den Chinesen sogar lieber. Sie gaben Charles mehrere Beutel mit Reis und Bohnen - das sollte mindestens für sieben bis zehn Tage reichen - und einen Blechtopf und einen Löffel mit, damit er kochen konnte. Soweit er denn Brennholz finden würde. Sie lachten, als Charles sich ebenfalls lachend und winkend auf den Weg zu Fuß nach Norden machte, den Nil entlang. Lachende Chinesen sahen lustig aus, fand Charles. Und sie waren ihm gegenüber hin und wieder sogar freundlich gewesen. Warm war er dennoch nicht mit ihnen geworden, dafür waren sie ihm zu fremd. Auch glaubte er nicht, dass sie Afrikaner wirklich mochten und schätzten. Er war sich immer eher wie ein denkender und arbeitender Affe vorgekommen, wenn er an die Baustelle und das Essen auf dem Flugplatz zurückdachte. Auch die Männer im Lastwagenkonvoi hatten eine deutliche Distanz zu ihm und den anderen afrikanischen Helfern aufrechterhalten. Während der Fahrt waren Charles und den anderen die üblichen Neckereien und Beleidigungen der Chinesen gegenüber Afrikanern nicht erspart geblieben.

*

Von Juba aus waren es zweitausend Kilometer bis nach Khartum. Zu Fuß ein beinahe unendlich langer Weg. Und

in Khartum wäre Charles dann immer noch im tiefsten Afrika, südlich der Sahara. Ja, Afrika war groß, sehr groß.

Die Tage kamen und gingen. Bei seiner Wanderung Richtung Norden entlang des Ufers traf Charles viele Leute mit demselben Ziel, aber er blieb lieber für sich alleine. Zu tief war er im Moment in seine Gedanken versunken und mit seinen Sorgen befasst, als dass er sich mit Geschichten und Problemen anderer Leute hätte beschäftigen wollen. Auch seine Nachtlager verbrachte Charles alleine. Er wollte seine eisernen Rationen nicht mit anderen teilen. Hunger war allgegenwärtig und sein Reis und die Bohnen waren ein großer Schatz. Dafür würden einige morden, dessen war er sich sicher.

Irgendwo auf der Strecke fand Charles ein Fahrrad. Er wollte gerade sein Geschäft erledigen, als er es gut versteckt und fast unsichtbar im Gebüsch entdeckte. Seltsam, dass niemand sonst es bislang entdeckt hatte, schließlich hatten schon viele hier ihr Geschäft erledigt. Charles rümpfte die Nase. Es roch süßlich. Das war etwas anderes als Kacke und Pisse. Das kam von weiter hinten, hinter dem Gebüsch. Charles sah nach und wich entsetzt zurück. Da lag die aufgedunsene Leiche eines Schwarzen, nackt und mit eingeschlagenem Schädel. Nun wusste er, woher das Fahrrad kam und wer es vorher besessen hatte. Scheinbar hatten die Mörder – sicher Wegelagerer, wie es sie überall entlang der Route am Nil gab – kein Interesse an einem Fahrrad gehabt und sie hatten ihm nur seine Kleidung und sein Essen gestohlen. Vielleicht war das Rad ihnen einfach zu

auffällig gewesen. Charles sah das anders. Er schnappte es sich. Es war ein einfaches Gefährt ohne irgendeine Ausstattung, keine Klingel, keine Handbremse und keine Lichter. Aber es hatte heile Reifen, eine intakte Kette, ein unzerbrochenes Steuer, einen Sattel und ... - es funktionierte!

Das war früher einmal kein billiges Rad gewesen. Charles kannte sich mit Fahrrädern aus. In Lubumbashi war er immer mit einem Fahrrad zur Arbeit gefahren, bis es ihm irgendjemand gestohlen hatte. Weil er kein Geld für ein neues Rad gehabt hatte, war er danach zu Fuß zur Arbeit gegangen. Er wusste noch genau, wie er den Dieb verflucht und ihm alle bösen Geister an den Hals gewünscht hatte. Heute aber meinte das Schicksal es gut mit ihm. Nun würde er schneller vorankommen.

Nach gut einem Monat hatte er Khartum erreicht. Über dreißig Kilometer hatte er pro Tag zurückgelegt. Es hätten mehr sein können, wenn die Straßen besser, die Menschen weniger und das Besorgen von Essen und Trinken einfacher und weniger zeitaufwändig gewesen wäre. Aber Charles war sicher, ohne Fahrrad hätte er mindestens zwei Monate benötigt.

In Khartum fand Charles ein Segelschiff, das ihn bis nach Assuan bringen würde, vierzehnhundert Kilometer den Nil hinauf. Charles bezahlte die Fahrt bis zum Assuan-Staudamm mit seinem Fahrrad. Und er musste einwilligen, unterwegs an den Stromschnellen im Nil, den Katarakten, zu helfen, das Boot hinüberzubringen. Es war sicher ein gutes

Geschäft für den Bootsbesitzer, aber auch ein gutes für Charles. Das Fahrrad hatte er umsonst bekommen und hier würde es ihm nichts mehr nützen. Und seine Arbeitskraft kostete ihn auch nichts. Schließlich war die Überwindung der Katarakte auch in seinem Interesse.

Von Khartum aus ging es – gemeinsam mit vierzig anderen Leuten – mit einem kleinen, völlig überladenen Segelschiff weiter den Nil hinauf. Als sie die Stadt hinter sich gelassen hatten, sah Charles, dass der Fluss, sehr breit geworden, sich mit dem Blauen Nil vereinigt hatte. Es war für Charles die erste Schifffahrt seines Lebens. Zwar hatte er schon Flüsse und kleine Seen auf Booten und Flößen überquert, aber das hier war was anderes. Es war angenehm und schnell. Auf dem breiten Fluss sah Charles hunderte ähnlicher Schiffe, ebenfalls mit Flüchtlingen, die auf dem Weg in den Norden waren. Zu seinem Entsetzen sah er aber auch viele Leichen im Wasser treiben. Für sie sei die Reise in den Norden beendet, meinte der Bootsführer sarkastisch. Charles verstand. Wer während der Fahrt starb, wurde einfach in den Fluss geworfen.

*

Charles betrachtete die unglaublichen Zerstörungen, die die Flutwelle aus dem Hochland von Abessinien hinterlassen hatte. Er hatte davon gehört, aber sich nicht vorstellen können, was das Wasser angerichtet haben könnte. Es war

verheerend. Von den Städten und Dörfern entlang des Nils war quasi nichts übriggeblieben. Selbst die große Transsahel-Mauer war völlig zerstört. Bis mehrere hundert Meter rechts und links vom Fluss war sie einfach überwalzt worden. Nur die Trümmer der Mauer hinderten die unglaubliche Menge an Flüchtlingen noch ein wenig, in den Norden von Afrika zu gelangen. „Nördlich der Mauer“, das war in Afrika „Südlich der Mauer“, das war einfach ein Begriff, denn das Überwinden galt gemeinhin als unmöglich. Hier aber sah Charles, das es ein leichtes war, wenigstens hier. Wasser hatte die Macht, auch Mauern einzureißen. Das wurde ihm hier klar.

Nach zwei Wochen war er mit dem Segelschiff am Assuan-Stausee und nach einem weiteren Tag am Assuan-Damm angekommen. Auch dieser Damm war völlig zerstört. Die Stadt Assuan selber war nur teilweise kaputt, weil ein großer Teil höhergelegen war. Hier endete die Fahrt mit dem Segelboot. Tausende an Schiffen landeten an der Dammmauer an und ließen Flüchtlinge an Land gehen.

Charles war einer von ihnen.

*

Charles spürte seine Füße kaum mehr. Er war die nächsten fünfhundert Kilometer weit den Nil entlanggelaufen, von Assuan bis Assiut. Es war seine Entscheidung

gewesen. Er wollte nicht mehr mit so vielen Menschen auf einem Schiff die Reise fortsetzen. Auch hier war alles durch die Flutwelle, aber auch die Unmengen an Flüchtlingen, die auf dem Fluss und am Ufer unterwegs waren, zerstört worden.

Gut war es, dass die Araber die Menschen in Ägypten mit Essen versorgten. Es gab zwar auch hier nur Reis mit Bohnen, aber ohne das wären alle Menschen verhungert. Unmengen an Hilfspaketen wurden vom Flugzeug aus abgeworfen. Es gab immer eine Heidenrangelei um die Pakete unter den Flüchtlingen. Charles musste mitmachen, um überleben zu können. Der breite Nil hatte seine Uferzonen immer reichlich mit Wasser beschenkt. Seit der großen Flut aber waren sowohl die Infrastruktur der Bewässerungsanlagen und der Landwirtschaft als auch die Motivation der Bewohner zerstört worden. Es machte keinen Sinn mehr, hier zu versuchen, sich eine Zukunft aufzubauen.

Die vielen Flüchtlinge hatten einigen Ansässigen zwar ein gutes Zusatzeinkommen verschafft, indem sie für Essen, Unterkunft und Medikamente weit mehr als üblich zahlten. Aber es waren einfach zu viele Menschen auf der Durchreise. Diebstahl, Gewalt und völlige Überbeanspruchung der Infrastruktur machten das Leben für die eigentlichen Bewohner zur Hölle. So schlossen sich viele der ägyptischen Bewohner entlang des Nils ebenfalls den Flüchtlingsströmen an.

Charles war inzwischen ungeduldig geworden. Wann nur würde er endlich ankommen?! Er suchte sich wieder ein Schiff. In Assiut waren noch Schiffe, die nicht mit Flüchtlingen beladen waren. Hier gab es auch noch Frachtschiffe.

Mit einem Lastenschiff kam er bis nach Kairo. Für zwei Wochen hatte er sich auf einem Lastenboot als Ruderer und Lastenträger verpflichtet – gegen Essen.

*

Seit über einem Jahr war Charles nun unterwegs. Er hatte Afrika zu Fuß, mit Militärautos, Pferdewagen, Motorrädern, Fahrrädern, Segelbooten und Frachtschiffen von Süd nach Nord durchquert. Die Kilometer hatte er nicht zählen können, aber jemand hatte ihm vor einem halben Jahr in einer Bar in CofA erzählt, dass das über zehntausend Kilometer seien. Mit dieser Zahl hatte er nicht viel anfangen können, aber er wusste nun aus eigener Erfahrung, dass das weit war, sehr weit. Und noch immer war er nicht am Ziel - Europa lag noch weitere zweieinhalbtausend Kilometer entfernt. So weit. Aber er war noch immer fest entschlossen, dort anzukommen. Dennoch, hier in Kairo wollte Charles erst einmal für längere Zeit Pause machen. Er brauchte Erholung, neue Kleidung und einen klaren Plan, wie es weitergehen sollte. Der Weg nach Europa war weiterhin schwierig. Das lag nicht an der Strecke, sondern an den Bedingungen. Die Chinesen kümmerten sich nicht um

die Dinge in Afrika und die Leute, die nach Europa wollten, sehr wohl aber die Europäer und die Araber. Charles hatte gehört, dass sie den Afrikanern möglichst viele Steine in den Weg legten. Umso besser musste er sich vorbereiten. Viele, sehr viele, zu viele für seinen Geschmack waren ebenfalls auf dem Weg dorthin. Viele starben auf ihrem Marsch in Richtung auf ein besseres Leben den Hungertod, an Krankheiten oder durch Gewalt. Charles aber wollte leben.

Leyla

Der Bahnhof, der Hafen und die Schiffe waren hell erleuchtet. So war es selbst in der Nacht hell genug, um alle Passagiere sicher und ordentlich auf das Schiff zu geleiten. Alles war bestens organisiert. Auch auf dem Schiff gab es Lautsprecherstimmen. Sie baten die Wartenden, an Bord zu gehen. Langsam und diszipliniert. Alle würden mitkommen.

Nach der Durchsage gingen die ersten bereits los. Auch Leyla konnte es gar nicht abwarten, hielt sich aber etwas zurück. Sie wollte nicht erdrückt werden, zu groß war der Andrang. Als Leyla und Tarek mit als letzte an Bord gingen, staunten sie immer noch. Je näher sie dem Schiff kamen, umso größer ragte es vor ihnen auf. Erst mindestens dreißig Meter über ihrem Kopf war die Oberkante zu sehen.

Sie reckten ihre Hälse, als sie über einen der vielen und mindestens zehn Meter langen, breiten Laufstege an Bord gingen. Sie fühlten sich wie Ameisen oder wie welche von den Tieren, die auf das Schiff von Noah gegangen waren, wie sie einmal im Koran-Unterricht gehört hatten. Eine Geschichte aus der christlichen Bibel, die aber für sie als Moslems genauso wahr war.

Als Leyla mitten auf dem Steg feststellte, dass sie über das Wasser zum Schiff gingen, blieb ihr fast das Herz stehen. Sie war niemals über Wasser gelaufen. Gut, dass Tarek bei ihr war, an dem sie Halt fand. An ihn geklammert, ging sie weiter. Ihr Herz hämmerte, als Matrosen sie empfangen und sie einen ersten Schritt auf das Schiff setzte.

Auf dem Schiff musste sie sich leider wieder von Tarek trennen. Einfache Piktogramm-Schilder – eines mit einer Frau und einem Pfeil nach links, eines mit einem Mann und einem Pfeil nach rechts bedruckt – zeigten, wo sie hinmussten. Die Matrosen wiesen allen freundlich, aber bestimmt den Weg zu ihrem jeweiligen Deck. Es gab keine Probleme, alle waren diszipliniert, obwohl sie dem Beginn der Fahrt mit allen Fasern ihrer Herzen entgegenfieberten.

*

Leyla war auf Deck 6, Abteil 19 gelandet. Hier war Platz für fünfzig Personen. Kleine doppelstöckige Betten aus

Holz verhiessen ruhigen Schlaf. Kojen hießen sie, wurde ihr erklärt. In jeder Koje lag eine dicke Decke. Jeder Passagier hatte also ein eigenes Bett und musste nicht wie im Waggon auf dem Boden schlafen. Leyla war glücklich, als sie ein noch freies Bett gefunden hatte. Es war das obere eines doppelstöckigen Bettes, das am Rand, gleich neben der Toilettenkabine stand. Sie machte es sich im Bett gemütlich und hörte von der Frau im Bett unter ihr, dass es hier vier Toiletten gebe, alle separat und verschließbar. Und es gab sogar Waschbecken.

Leyla nahm sich vor, sobald wie möglich auf die Toilette zu gehen und sich zu waschen. Aber erst einmal musste sie warten - auch die anderen Frauen waren auf den gleichen Gedanken gekommen. Aber sie hatte ja Zeit und ihr Bett stand glücklicherweise direkt in der Nähe, leider samt Geräuschen und Gerüchen. Schon bald nickte sie ein. Sie hatte in den letzten Tagen einfach zu wenig geschlafen.

Plötzlich wachte sie auf. Das Abteil wurde von wenigen Lichtern erhellt und es war relativ ruhig. Sie sah, dass die Schlange vor der Toilettenkabine weg war. Ihre Blase drückte nun heftig. Eilig stieg sie aus ihrem Bett.

Da war es wieder ...! Nicht nur die volle Blase hatte sie geweckt, das spürte sie, und nun passierte es wieder. Was war das? Das Bett, neben dem sie stand, wackelte. Na klar. Das Schiff hatte abgelegt. Wie dumm sie doch war. Nun ging es also auf die letzte Etappe. Sie schloss die Toiletten-tür hinter sich und war froh, das erste Mal seit einer

gefühlten Ewigkeit wieder einmal alleine zu sein. Nachdem sie ihre Blase entleert und das WC-Becken gespült hatte (welch ein Luxus!), wusch sie sich an einem Waschbecken die Hände. Wieder einmal, das x-te Mal, seitdem sie in Tahoua aufgebrochen waren, kam eine Lautsprecherdurchsage.

Leyla verstand nicht, was gesagt wurde. Das war eine fremde Sprache. Englisch wahrscheinlich Sie konnte kein Englisch, nur ein paar Brocken. In Tahoua sprachen sie Hausa, in der Schule hatten alle Französisch gelernt. Bislang waren alle Durchsagen auf Französisch gewesen. Wieso nun Englisch?

Dann wurde die Durchsage auf Französisch wiederholt. Leyla war erleichtert.

»Liebe Passagiere, hier spricht der Kapitän und ich darf sie herzlichst begrüßen. Ich werde Ihnen nun einige Informationen über das Schiff und Ihre Reise nach Europa geben.« Der Kapitän räusperte sich. »Sie befinden sich auf der „Imperia Roma“, einem ehemaligen Frachtschiff, das für den Transport von zehntausend Passagieren aus Afrika nach Europa umgebaut worden ist. Entschuldigen Sie die improvisierten Zustände und Unannehmlichkeiten. Sie werden nicht lange unterwegs sein.«

Der Kapitän machte eine kleine Pause.

»Das Schiff hat insgesamt sechs Decks, auf denen es jeweils zwanzig Abteilungen gibt. Leider haben die Decks und Abteilungen keine Bullaugen, so nennen wir die

runden Fenster in Schiffen. Deswegen gibt es Lampen, die von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends für Helligkeit sorgen. Nachts schalten wir bis auf eine alle aus und Sie können schlafen.«

Ein enttäushtes Raunen ging durch das Abteil. Niemand würde rausgucken können.

»Die Toiletten werden einmal am Tag gereinigt. Sie können das Wasser aus den Wasserhähnen trinken, wenn Sie Durst haben, es ist sterilisiert. In Ihrer Koje finden Sie einen Becher, den sie dafür benutzen können.«

Was heißt „sterilisiert“, fragte sich Leyla.

»Wenn Ihnen übel wird, haben wir auf jedem Abteil mehrere Spuckkanister vorgesehen. Bitte nutzen Sie diese, um das Verdrecken des Bodens zu vermeiden.«

Übelkeit, das hatte Leyla bislang gar nicht bedacht. Ob ihr übel werden würde? Bislang war ihr nur sehr selten so übel gewesen, dass sie sich übergeben musste. Das hatte meistens an verdorbenem Essen gelegen. Wieso sollte ihr hier übel werden. Ob das Essen schlecht war?

»Sie können Ihre Abteilungen verlassen, es führen Decks nach oben auf das Schiff. Aber bitte nicht alle auf einmal. Deswegen haben wir für jedes Deck bestimmte Zeiten vorgesehen, zu denen Sie nach oben können. Sie können jeweils zweimal am Tag für jeweils zwei Stunden an das Oberdeck kommen. Diese Freigangzeiten stehen an Ihren Türen zu den Aufgängen. Dort finden Sie auch eine Uhr.

Die Aufgänge sind außerhalb der Zeiten des Freigangs gesperrt. Ich bitte Sie, diese zeitlichen Einschränkungen zu entschuldigen.«

Wieder ein enttäuschtes Raunen im Raum.

»Auf dem Oberdeck bekommen Sie Ihr Essen und Trinken. Hier können Sie die Überfahrt genießen. Die Aussicht ist bei Tag herrlich, wenn es nicht stürmt und die See unruhig ist. Für die Fahrt nach Italien – Ihrem Bestimmungsort, wie sie wissen – brauchen wir eine Woche.«

Italien, staunte Leyla. Nein, das hatte sie nicht gewusst. Aber das klang gut, sehr gut sogar. Italien war ein berühmtes und bekanntes Land, selbst in Tahoua.

Leyla hörte von einer Frau, die an die Tür zum Aufgang auf das Oberdeck gegangen war, dass es gerade ein Uhr nachts durch sei und sie von sechs bis acht Uhr auf das Oberdeck durften. Leyla nickte. Dann ging sie zu ihrem Bett und legte sich wieder hin. Tatsächlich fand sie auch einen Becher, den sie zum Trinken benutzen konnte. Sie hatte aber keinen Durst und versuchte, noch etwas zu schlafen. Sie freute sich auf das Oberdeck.

*

Die Nacht war nicht so erholsam gewesen wie erhofft. Das Schiff schaukelte und klapperte. Leyla hatte fast kein

Auge zugetan. Außerdem war vielen Frauen schlecht geworden. Die Spuckkanister waren gut genutzt worden, aber nicht alle Frauen hatten es bis dahin geschafft. Der Boden und nicht wenige Betten waren verdreckt. Es stank nach Kotze. Auch Leyla verspürte Übelkeit, aber sie musste sich nicht übergeben.

Lange vor sechs Uhr morgens standen alle Frauen aus Leylas Abteil an der Tür des Aufgangs und warteten darauf, dass aufgeschlossen wurde. Als die Uhr sechs Uhr anzeigte, hörten sie das Türschloss klacken und die Tür schwang auf. Es ging scheinbar automatisch, da kein Mensch zu sehen war. Alles beeilten sich, auf das Oberdeck zu kommen. Sie hofften auf frische Luft und eine gute Aussicht. Auf Frühstück und Trinken konnten sich nur wenige freuen, dafür waren ihre Mägen einfach noch nicht bereit.

An Deck blies ein steifer Wind, am Himmel waren vereinzelte Wolken zu sehen, ansonsten sah Leyla blauen Himmel und ein Meer ohne Land. Nichts als Wasser. Sie konnte kaum fassen, was sie sah. Sie hatte davon gehört, es sich vorgestellt, auf Bildern gesehen, aber es hier nun selbst zu erleben, das war etwas ganz anderes. Sie ging auf dem großen Oberdeck herum und versuchte, einen Platz an der Reling zu bekommen. Mehr als tausend Passagiere taten es ihr gleich. Wo war Tarek? Sie konnte ihn nicht entdecken.

Als sie alles gesehen hatte, bemerkte sie, dass ihr Magen knurrte. Sie stellte sich an der Essensausgabe an und erhielt ein Päckchen und einen Becker mit Tee. Sie suchte sich

einen freien Platz auf einem der vielen auf dem Deck angeschraubten Stühle und genoss ihr Frühstück.

Die zwei Stunden waren schneller herum, als ihr lieb gewesen war. Aber die nächsten Freistunden würden ja kommen. Zusammen mit den anderen ging sie wieder hinunter in ihr Abteil. Dort waren die Toiletten sauber gemacht worden, die Spuckkanister leer und der Fußboden sauber. Es roch sogar gut und alle Lampen waren an. Sie setzte sich auf ihr Bett und unterhielt sich mit ihrer Bettnachbarin aus dem Bett unter ihr. Die beiden tauschten ihr Wissen über Italien aus. Viel war es nicht, aber es klang gut. Bis zum nächsten Ausgang waren es noch zehn Stunden. Bis dahin könnte Leyla noch schlafen.

*

Der Abend ähnelte dem Morgen, die Woche wurde zäh, vor allem die Zeit unter Deck. Tag für Tag sehnte sie die Zeiten an Deck mehr herbei. Unten fühlte sie sich eingesperrt. So viel hatte Leyla noch nie geschlafen oder nur so vor sich hingedöst. Ab und zu konnte sie auf dem Oberdeck sogar Land sehen. Was das für Land war, wusste sie nicht. Auch die anderen wussten es nicht und niemand verriet es ihnen. Die Durchsagen an Bord waren selten und wenig informativ.

Leyla wollte nur noch ankommen. Und sie wollte endlich Tarek wiedersehen. Auch er war ja auf dem Schiff, aber doch weit, weit weg von ihr, wenn auch längst nicht so weit wie ihre Eltern und Geschwister, wie ihre Freunde und Bekannten aus Tahoua. Sie vermisste alle so sehr. Wie es ihnen wohl ging? Ob sie sich Sorgen um sie machten? Tränen stiegen in ihr auf und flossen langsam ihre Wangen hinab.

Nach einer gefühlten Ewigkeit meldete sich nach einer Woche auf dem Wasser der Kapitän wieder über Lautsprecher. Alle sollten sich für die Anlandung im Hafen von Ostia in Italien bereit machen. Bei Sonnenuntergang würden sie einlaufen. Leylas Herz raste. Sie war so froh, dass die Reise endlich vorbei sein würde und sie an Land würde gehen können.

*

Im Hafen von Ostia wurde das Schiff bereits erwartet. Seit vier Monaten kamen hier jeden Tag Schiffe mit Auserwählten aus Afrika an. Die meisten aus Noakschott, aber auch aus anderen Häfen Nordafrikas, wie Algier, Tunis und Tripolis, Alexandria und Port Sudan. Kurz, von allen wichtigen Häfen nördlich der Transsahel-Mauer kamen Afrikaner nach Europa.

Der General aus Rom – Kommandant der Stadt, seitdem es unter Kriegsrecht stand, und auch zuständig für Ostia, dem Hafen Roms – stand neben dem Hafenmeister und erkundigte sich, ob alles nach Plan lief. Er habe von Problemen gehört. Gegen Mittag war er angekommen, um sich einen Überblick zu schaffen.

»Herr General«, berichtete der Hafenmeister, ein dicker, aber motivierter und kompetenter Mann in den Fünfzigern. »Bislang sind fast zweihunderttausend Afrikaner hier angelandet und weiter nach Rom verladen worden: fünf- bis zehntausend pro Tag, je nachdem, woher die Transportschiffe kommen. Die angestrebten fünfhunderttausend erreichen wir erst in einem halben Jahr.«

Er war seit zwanzig Jahren Hafenmeister in Ostia und verstand sein Handwerk. Seine jetzige Aufgabe aber war eine enorme Herausforderung, für den Hafen und für ihn. Um so viele Menschen durchzuschleusen, war der Hafen nicht ausgestattet. Er drehte sich zum General um, um ihm ins Gesicht zu schauen, während er weiter berichtete. Das hatte er in seinem langen Berufsleben gelernt: Menschen aus dem Gesicht zu lesen und sie zu überzeugen.

»Bis vor einer Woche war alles unproblematisch. Vor einer Woche aber haben sich in der Nähe des Hafens Herden von Afrikanern gebildet, die hier wieder wegwollen. Vor drei Tagen hat eine Gruppe von hundert Afrikanern mit Macheten, Gewehren und anderen Waffen versucht, ein Schiff zu kapern. Wohl, um damit zu fliehen. Wir

konnten sie abwehren, aber alle Afrikaner sind umgekommen. Einen Teil haben die Soldaten beim Sturm auf das Schiff erschossen, aber die meisten haben sich selber umgebracht. Sie sind einfach von Bord gesprungen und ertrunken.«

»Interessant«, sagte der General.

»Es gibt noch mehr Afrikaner, die sich in der Nähe des Hafens aufhalten. Wir vermuten bislang rund tausend Personen, die sich verstecken und auf eine günstige Gelegenheit warten. Und es scheinen mehr zu werden. Die können wir nicht alle abwehren und verhaften. Dafür sind wir nicht ausgestattet. Wir brauchen Hilfe.«

Der General nickte. »Ich werde sehen, was ich tun kann. -Kommen Sie mit. Lassen Sie uns der „Imperia Roma“ einen Besuch abstatten.« Er drehte sich um und machte sich gemeinsam mit seinem Gefolge auf den Weg zum Schiff, das gerade am Kai von Ostia anlandete.

Auf dem Oberdeck sah der General bereits viele schwarze Afrikaner stehen, die aufs Aussteigen warteten. Im Gegensatz zum General wussten sie nicht, was auf sie zukam. Seit gestern hatte sich die Aufgabe für den General erweitert und sich zugleich die Grundlage für den Einsatz der Arbeiter aus Afrika erheblich verändert. Davon wussten der Hafenmeister und der Kapitän natürlich nichts, es war ein militärisches Geheimnis. Was das aber für die Passagiere der „Impera Roma“ bedeutete, das wollte der General persönlich mitteilen.

Dicke Taue wurden auf die Mole geworfen, damit das Schiff festgemacht werden konnte. Der kleine Landungssteg für die Matrosen wurde heruntergelassen. Der General ging mit dem Hafenmeister und seinem Gefolge über diesen Steg an Bord. Die Soldaten in seinem Gefolge sicherten zugleich den Landungssteg, damit niemand das Schiff verlassen konnte. Die Matrosen waren sehr überrascht, genauso wie der Kapitän des Schiffes, als der General auf der Kommandobrücke eintraf.

»Sind Sie der Kapitän des Schiffes«, fragte der General.

»Jawohl.«

Formale Sätze, denn eigentlich wussten beide, wer wer war, und die Rollenverteilung war klar.

»Herr Kapitän«, fuhr der General ohne große Umschweife fort. »Ich habe einen Befehl für Sie, dem Sie unbedingt Folge leisten müssen.«

»Ich höre.«

»Sie fahren umgehend mit dem Schiff und den Afrikanern weiter nach Istanbul. Dort landen Sie an und lassen alle Afrikaner raus. Sie teilen den Afrikanern an Bord umgehend mit, dass dieser Hafen wegen eines Seuchenausbruchs auf unbestimmte Zeit gesperrt ist und sie deswegen nach Konstantinopel, also ins ehemalige Istanbul, gebracht werden. Die Überfahrt wird ungefähr zwei Tage dauern.«

Der Hafenmeister, der dem General auf die Kommandobrücke des Schiffes gefolgt war, glaubte, nicht richtig

gehört zu haben. Der Hafen sollte wegen einer Seuche unter Quarantäne gestellt werden? Er wusste nichts von einer Seuche und eine Quarantäne würde ja alles lahmlegen. Er wäre praktisch arbeitslos. Er starrte den General an, wollte nachfragen und traute sich dann doch nicht. Der General reichte dem Kapitän einige Zettel.

»Haben Sie diesen Befehl verstanden?«

»Ich habe den Befehl verstanden.«

»Hier ist die schriftliche Fassung. Die Aushändigung des Originals bitte ich mit Ihrer Unterschrift auf der Kopie zu bestätigen.«

»Ich bin zwar überrascht«, antwortete der Kapitän verstört, »aber natürlich werde ich den Befehl befolgen.«

Er nahm die beiden Zettel, las, zeichnete sie ab und gab sie dem General zurück. Die Kopien behielt er. Dann drehte er sich um, ging zu seinem Leitstand und nahm das Mikrofon für die Lautsprecherdurchsagen zur Hand.

*

Leyla, die zu diesem Zeitpunkt auf dem Oberdeck stand, freute sich unbändig darauf, endlich von Bord zu gehen und in Italien anzukommen. Wie es da wohl war? Auch Tarek, Hand in Hand mit seiner Schwester, war voller Erwartungen, Hoffnungen und Ängste. Die beiden schrakten

zusammen, als der Kapitän sich über Lautsprecher meldete:

»Sehr geehrte Passagiere. Ich habe eine wichtige Nachricht für Sie. Gerade hat mir der kommandierende General persönlich ein Schreiben überbracht. Das Schiff wird hier nicht anlanden, wegen einer Seuche. Der Hafen ist gesperrt worden. Wir fahren umgehend weiter nach Konstantinopel, das ist das frühere Istanbul. Die Fahrt wird ungefähr zwei Tage lang dauern. Bitte begeben Sie sich alle wieder in die Abteile. Das Oberdeck wird, bis wir wieder auf dem offenen Meer sind, gesperrt, um eine Übertragung der Seuche zu verhindern. Ich wünsche eine gute Nacht. Bald sind wir in Istanbul.«

Auch wenn Leyla und Tarek Französisch verstanden, so zweifelten sie zunächst am Inhalt der Botschaft. »Was hat er gesagt«, fragte Leyla ihren Bruder, »wir gehen hier nicht an Land und fahren weiter? Nach Konstantinopel?«

»Das hat er gesagt«, bestätigte Tarek. »Weißt du, wo Konstantinopel liegt?«

»Keine Ahnung«, antwortete Leyla. »Noch zwei Tage auf diesem Schiff. Dabei wäre ich so gerne an Land gegangen.«

»Aber er hat gesagt, dort ist eine Seuche ausgebrochen. Deswegen fahren wir doch nach Konstantinopel.« Tarek versuchte Leyla zu trösten. »Lass uns zu unseren Abteilungen gehen. Morgen treffen wir uns hier wieder.«

»Versprochen?«, fragte Leyla.

»Versprochen!«

*

Kaum hatten der General, sein Gefolge und der Hafenmeister das Schiff verlassen, legte es wieder ab und machte sich auf den Weg nach Konstantinopel.

Auf dem Kai wartete bereits ein Militärwagen auf den General. Er hatte bisher mit keinem Wort seine Entscheidung, den Hafen unter Quarantäne zu setzen, wiederholt oder erklärt. Der Hafenmeister wagte es immer noch nicht, danach zu fragen. Der General würde schon wissen, was er tat.

»Ich freue mich, dass Sie Verständnis für meine Entscheidung haben«, verabschiedete sich der General vom Hafenmeister, als er in sein Auto einstieg. »Morgen werden meine Soldaten kommen und den Hafen absperren. Niemand darf sich dann mehr auf dem Gelände befinden, bis ich es wieder freigebe. Bitte teilen Sie das Ihren Mitarbeitern mit.«

Ohne eine Antwort von dem sichtlich verblüfften und verstörten Hafenmeister abzuwarten, schloss er die Autotür. Sein Fahrer verstand und fuhr umgehend los.

Gupta

Gupta war ein Unberührbarer aus Mumbai in Indien. Es gab sehr viele Unberührbare in Indien, zu viele. Gupta hatte die Chance bekommen, auszuwandern. Das gute Angebot und auch der Druck auf ihn hatten ihn letztendlich dazu bewogen, es zu wagen. Es würde nach Afrika gehen. Afrika bot ihnen Platz, nachdem die Chinesen dort das Sagen hatten. Diese hatten der indischen Regierung angeboten, dem völlig überfüllten Land etwas von seiner Last abzunehmen. Der Osten von Afrika stünde zur Besiedlung zur Verfügung, hieß es. Die Chinesen würden sich über möglichst viele Inder freuen.

Mit seinen dreißig Jahren war Gupta auf einem der großen Schiffe über das Indische Meer nach Afrika gekommen. Er war vorher noch nie auf einem Schiff gewesen und froh, als er nach einer Woche in Mombasa wieder an Land gehen konnte. Es war eng, laut und durch die unruhige See sehr schaukelig an Bord gewesen. Sein Magen war leer.

Sobald die Landungsbrücken des Schiffes ausgefahren worden waren, nahm er sein Bündel und eilte von Bord, ebenso wie Tausende anderer Unberührbarer, die ihr Land für immer verlassen hatten. Am Ufer wurde er von chinesischen Beamten empfangen und registriert. Als Zeichen für die Registrierung bekam er einen blauen Stempel auf die Stirn. Dann erhielt er ein Paket mit Reis mit Bohnen als Nahrung für mehrere Tage sowie Saatgut (Bohnen, Mais,

Gemüse). Danach schickten sie ihn weiter. Er sei fertig und könne nun hinaus nach Afrika, um sein Glück zu suchen.

Hier also, in Afrika, sollten er und die anderen Unberührbaren neu anfangen. Wo genau und wie, das wurde ihnen nicht gesagt. Aber es würde schon irgendwie gehen, dachte Gupta, als er wieder festen Boden unter den Füßen und etwas mehr Mut gefasst hatte. Er war es gewohnt, dass ihn das Leben hier- und dorthin spülte und es immer wieder überraschende Entwicklungen gab. Nun war er also in Afrika und seine neuen Herren waren die Chinesen. Auch gut. Andere entschieden für ihn, so war es immer gewesen. Er war nur ein Unberührbarer und folgte den Befehlen.

Nachdem er das Hafengelände verlassen hatte, sah er, dass die Stadt Mombasa schon überfüllt war. Überall Inder, alles Unberührbare: Männer wie Frauen, Alte wie Junge. Ohne sich lange in der Stadt aufzuhalten folgte er dem Tross an Menschen, die die Stadt verließen. Essen hatte er und das Wetter war gut. Was sollte er sich groß aufhalten? Sein Ziel war es, ein kleines Stück Land zu finden, wo er eine Hütte aufstellen und etwas zum Essen anbauen konnte.

*

Was Gupta nicht wusste: Nicht nur in Mombasa, sondern an allen größeren Häfen Ostafrikas – Daressalam, Sansibar,

Mtwara, Palma, Mocimboa da Praia; Pemba und Maputo – landeten Unberührbare an. Er wusste auch nicht, dass er Teil einer globalen chinesischen Strategie war.

China hatte bereits genug Probleme um die Ohren. Sie hatten Sibirien annektiert und standen dort in vollem Aufbau. Ihre neue Rolle als einzige Weltmacht forderte überall ein Eingreifen. Das überbevölkerte Indien war ein unkalulierbares Pulverfass, das der Welt irgendwann um die Ohren fliegen würde, mit unabsehbaren Folgen, auch für die Chinesen. Das Problem musste umgehend und nachhaltig gelöst werden.

Ein für alle Mal sollte Afrika aus Elend und Armut befreit werden. Diesmal aber nicht mit Gewalt, wie es die Europäer in der Kolonialzeit versucht hatten, oder in afrikanischer Regie, wie es die letzten hundert Jahre fulminant gescheitert war, sondern mit Indern unter chinesischer Aufsicht. Aus chinesischer Sicht ein perfekter Plan, auch deswegen, weil Indien damit den Chinesen etwas schuldig bleiben würde und das Problem der dortigen Überbevölkerung einen kontrollierbaren Lösungsweg bot.

*

Land gab es in Afrika genug, es musste bloß ordentlich verwendet und bestellt werden. Jedem Inder wurden etwas Land zugesagt, das er sich nehmen konnte, soweit es am

Ort seiner Wahl keinen schriftlichen Landbesitztitel der afrikanischen Bauern gab. Fast überall im Kaiserreich Afrika gab es keinen Privatbesitz an Land, sondern nur kommunales Land, das mit Genehmigung des Häuptlings genutzt werden durfte. Die Inder aber konnten nun einen halben Hektar pro Person für sich beanspruchen, ohne Genehmigung des Häuptlings. Die Chinesen würden helfen, das durchzusetzen.

Als Gupta an Land ging, waren bereits zehn Millionen Unberührbare auf dem Weg ins Landesinnere, das ihre neue Heimat werden sollte. Insgesamt sollten zweihundert Millionen Unberührbare den Chinesen helfen, das besetzte und zerstörte Kaiserreich Afrika wieder aufzubauen. Überall gab es zwar Einheimische, aber denen trauten die Chinesen den Wiederaufbau nicht zu. Die Inder dagegen waren fleißig und kompetent - und sie brauchten Land. Ihnen traute Peking zu, Afrika zu entwickeln.

Eine Million chinesischer Soldaten war bereits in Ostafrika und sicherte die Besiedlung. Sie vertrieben Afrikaner von dem von ihnen genutzten Land und übergaben es den Indern. Die Unberührbaren beendeten damit ihre Wanderung und die Afrikaner flohen in die weiten Gebiete des Kontinents, irgendwohin.

Leyla

Am Hafen der Stadt Konstantinopel waren sie noch freundlich begrüßt worden. Ihnen wurde erzählt, dass es eine alte Stadt sei, die von den Europäern zu neuem Glanz gebracht werden sollte. Die Auserwählten sollten dabei helfen. Aber nun konnten sie sich erst einmal erholen. Nicht weit weg von der Stadt war ein Zeltlager für sie vorbereitet worden, nur eine Stunde Fahrt mit dem Lastwagen entfernt.

Alles klang in Leylas Ohren besser, als noch weiter auf dem Schiff zu bleiben. Sie waren nicht zwei, sondern vier Tage unterwegs gewesen. Essen und Ausgang hatte es nur noch einmal am Tag gegeben, das Wasser wurde rationiert und die Toiletten wurden nicht mehr gespült oder gereinigt. Die Stimmung war kurz vor einer Revolte, als endlich der Hafen von Konstantinopel erreicht worden war. Es war Sommer, es war warm und die Stadt sah von weitem herrlich aus. Alle wollten nur noch eines: runter vom Schiff und rein in die Stadt. Auch die Matrosen und der Kapitän hatten genug von dieser Fahrt.

Leyla genoss die Fahrt mit dem Lastwagen. Es war vergleichsweise bequem, die Landschaft war herrlich, die Luft war frisch und die Auserwählten waren nun wieder voller Hoffnung. Tarek saß neben Leyla. Die Trennung von Männern und Frauen war für die Fahrt zum Zeltlager mit dem Lastwagen nicht vorgeschrieben. Leyla freute sich.

Als sie beim Zeltlager ankamen, staunte sie. Das Lager war einfach riesig. Tausende Zelte reihten sich aneinander, soweit das Auge blicken konnte. Diese Zeltstadt war zwar durch einen Stacheldrahtzaun eingezäunt, aber der Blick auf die Berge drum herum war frei. So viele Bäume hatte Leyla noch nie gesehen, und alles war so grün. Es sah toll aus. Hier fühlte sie sich gleich wohl.

Begeistert stiegen Leyla und Tarek vom Lastwagen und standen kurz darauf vor dem Eingangstor zur Zeltstadt. Hier wurden sie von einem Soldaten begrüßt. Er erzählte ihnen, dass sie die ersten Bewohner der Zeltstadt seien. In den nächsten drei oder vier Monaten würden noch weitere ankommen. Jeden Tag zehntausend neue Auserwählte. Insgesamt sollte es eine Million werden.

Leyla schaute Tarek. »Eine Millionen Auserwählte?« Ein Schauer überkam sie.

Der Soldat redete weiter. Ihm war anzumerken, dass er den Begrüßungstext auf Englisch und Französisch das erste Mal aufsagte. Er erklärte, dass sie nach dem medizinischen Check ihre Zelte zugewiesen bekommen würden. Männer und Frauen würden wieder in verschiedene Zonen untergebracht, die mit Zäunen voneinander getrennt seien. Tagsüber waren die Tore in diesen Abtrennungen offen, aber nachts wurden sie verschlossen.

»Sie wissen schon warum.« Der Soldat grinste. Dann riss er sich spürbar zusammen und sagte: »Es wird für alles gesorgt sein. Den Befehlen der Soldaten und der Mitarbeiter

in der Zeltstadt ist unbedingt Folge zu leisten. Zuwiderhandlungen werden mit Gefängnis bestraft. Da gibt es kein Pardon.«

Als sie erfuhren, dass Konstantinopel als Bollwerk gegen wilde Horden aus dem Osten, die über den Bosphorus aus Üsküdar oder dem Land dahinterkommen könnten, aufgebaut werden sollte, verstanden Leyla und Tarek, warum sie hier waren.

*

Leyla hatte den kurzen und einfachen Aufnahme-Check – Name, Alter, Gesundheit, Beschwerden – hinter sich gebracht - nun konnte sie die Zeltstadt betreten. Alles war ordentlich, aufgeräumt und großzügig. Die Zehn-Personen- Zelte waren jeweils mit Betten, Tischen, Stühlen und Schränken ausgestattet worden. Leyla hatte ein Bett mit einer Decke und sogar einem Kissen zugewiesen bekommen.

Sie machte sich auf, die Zeltstadt zu erkunden, die noch völlig leer war. Zuerst suchte sie Tarek, der nicht weit weg in der nächsten Männerzone untergebracht war. Sie überredete ihn, sie auf dem Gang durch die Zeltstadt zu begleiten. Sie entdeckten Zelte mit Toiletten, welche fürs Essen, zum Waschen, für die medizinische Versorgung und auch für Unterhaltung und Bildung. Alles war gut beschildert und ausgestattet.

Die Zeltstadt, die Leyla längst wie eine richtige Stadt erschien, wurde von Tag zu Tag voller. Leyla freute sich, dass sie den Neuankömmlingen beim Zurechtfinden helfen konnte und damit wenigstens etwas zu tun hatte. Dann aber wurde sie, wie alle anderen, mit Arbeit versorgt: Kochen, Waschen, Reparieren, Versorgung von Kranken, Botendienste erledigen oder, so sie begabt waren, zur Unterhaltung beitragen – alle bekamen ihre Aufgabe. Alle zwei Tage musste der Dienst an der großen Baustelle in der Nähe der Zeltstadt verrichtet werden. Geld bekamen sie nicht. Zunächst beschwerte sich niemand - die Arbeit wurde gerne gemacht und als sinnvoll erachtet. Erst mit der Zeit wurde Leyla und den anderen Arbeitern klar, dass sie nicht ihre eigene neue Welt aufbauten, sondern schlicht Arbeiter waren. Die Soldaten verhielten sich mit der Zeit weniger freundlich. Die Zeltstadt-Bewohner durften ihre Stadt nur mit Genehmigung verlassen. Viele Streitereien und Beschwerden wurden mit Gefängnis bestraft. Es ließ sich nicht länger leugnen: Sie waren in einem militärischen Arbeitslager gelandet. Dessen Zweck war klar. Quer über den gesamten rund vierzig Kilometer breiten Landstreifen, der das Mittelmeer und das Schwarze Meer voneinander trennte, war von ihnen eine hohe Mauer aus Stein und Stahl zu errichten. Die Zeltstadt war zu diesem Zweck östlich der künftigen Mauer entstanden.

Konstantinopel lag auf ihrer Seite, nur zehn Kilometer weiter östlich, aber im ersten Jahr würde niemand der Ausgewählten diese Stadt zu sehen bekommen. Einige hatten

es anfänglich gewagt, aus dem Arbeitslager und der Zwangsarbeit zu fliehen. Wenn sie es geschafft hatten, den Wächtern zu entkommen, flohen sie nach Konstantinopel und versteckten sich dort. Die meisten kamen aber spätestens im Winter wieder zurück ins Arbeitslager, reumütig, frierend und ausgemergelt.

Als sie nach einer kurzen Haftstrafe für ihr Desertieren wieder in die Zeltstadt zurückgebracht wurden, hörten die Leute dort von der wundersamen Stadt Konstantinopel. Dort gab es leere Häuser, den Bosphorus und Parks und keine Soldaten. Dort konnte man frei leben. Eigentlich war es eine traumhafte Stadt. Aber der Winter war hart, besonders wenn es an Essen, einem Feuer und warmer Kleidung fehlte. Damit konnten die Menschen aus dem Sahel nicht umgehen. Hier in der Zeltstadt war der Winter leichter zu ertragen, da es genügend Essen, Heizmöglichkeiten und warme, trockene Sachen gab.

Die Zurückgekehrten berichteten auch, dass Konstantinopel nicht verlassen werden könne. Die Stadt liege auf einer Halbinsel, sei von drei Seiten von Wasser eingeschlossen und im Westen sei die Mauer, die sie selber gebaut hatten. Sie hatten sich sozusagen selber eingemauert auf der Halbinsel. Über den Bosphorus führten weder Brücke noch Schiff mehr auf die andere Seite, zur asiatischen Stadt Üsküdar. Dort waren die Türken, und die wollten niemanden über den Bosphorus in ihre Stadt reinlassen, weder Europäer noch Afrikaner. Sie schossen mit Gewehren und Kanonen,

sobald sich ein Schiff über den Fluss bewegte, der für Schiffsverkehr gesperrt war.

Mit diesem Wissen nahm die Anzahl an Deserteuren aus dem Arbeitslager rapide ab. Den Winter wollte niemand ungeschützt in Konstantinopel erleben.

*

Ein Jahr später begann die Versendung von Arbeitern aus der Zeltstadt nach Konstantinopel. In harter Arbeit hatten sie die riesige Mauer fertiggestellt. Die Ausstattung mit Überwachungsanlagen und Waffen wurde nun von den Europäern selber erledigt. Die überzähligen Arbeiter aus Afrika schickten sie nach Konstantinopel. Dort hatten die Auserwählten aus Afrika nun eine neue Aufgabe, die kein Europäer machen wollte. Zugleich aber bot sich hier ein Platz zum Leben. Hier würden sie sich ihre Welt aufbauen dürfen, solange sie sich bemühten, die nächste Mauer aufzubauen.

In der Stadt Konstantinopel sollte direkt entlang des Bosphorus ein Bollwerk gegen mögliche feindliche Angriffe vom Bosphorus ausgebaut werden. Die Mauer hatte das Ziel, an dieser Schnittstelle zwischen Europa und Asien mögliche Angreifer gar nicht erst in Konstantinopel an Land kommen zu lassen. Für die Wehrmauer konnten die

Steine der zerstörten und menschenleeren Stadt verwendet werden. Wieder wurden viele, viele Arbeiter gebraucht.

Um das Essen und Kleidung der neuen Bewohner Konstantinopels kümmerten sich weiterhin die europäischen Soldaten. Nur wenn es genügend Fortschritte beim Bau der Mauer entlang des Bosphorus gab, wurde geliefert. Auch hier waren die Afrikaner völlig abhängig vom Willen der europäischen Soldaten. Sie hatten einfach die Zeltstadt gegen eine menschenleere richtige Stadt ausgetauscht.

Leyla und Tarek, die vor nunmehr zwei Jahren mit dem Schiff in Konstantinopel angekommen waren, waren vor drei Monaten von der Zeltstadt an der Mauer in die Innenstadt dieser einstigen Metropole versandt worden. Eine Wahl hatten sie nicht gehabt. Zigtausende waren bereits dorthin geschickt worden. Die Zeltstadt war zu diesem Zeitpunkt schon halb leer gewesen.

Inzwischen wussten es alle: Konstantinopel war vor drei Jahren von zwei schmutzigen Atombomben zerstört worden war. Damals hieß die Stadt noch Istanbul und gehörte zur Türkei. Nach den Atombombenexplosionen waren die Überlebenden geflohen, nach Üsküdar, dem Stadtteil auf der anderen Seite des Bosphorus, oder weiter. Schnell war

die Stadt menschenleer gewesen. Nur wenige vagabundierende Türken und Verzweifelte waren geblieben.

Danach hatten die Europäer die Stadt annektiert und wieder in Konstantinopel umbenannt. So hatte sie schon einmal geheißen, bevor sie vor vielen hundert Jahren von den Ottomanen besetzt worden war. Es war sozusagen die europäische Revanche. Die Türken hatten sich nicht sonderlich bemüht, die Stadt zu verteidigen oder von den Europäern zurückzuerobern. Sollten die Europäer mit ihrem ehemaligen Konstantinopel glücklich werden und hier ihr neues Rom aufbauen, wenn sie wollten. Das alte Rom in Italien war so stark zerstört und radioaktiv verseucht worden, dass niemand mehr dort leben mochte. Auch im neuen Rom, in Konstantinopel also, würde man in den nächsten Jahrtausenden nicht mehr gesund und glücklich leben können. Die verstrahlte Stadt und der Bosphorus trennten seitdem Europa und Asien, Christen und Moslems.

*

Nun, drei Jahre nach der Verstrahlung durch die schmutzigen Bomben, war Konstantinopel wieder bewohnt, von fast einer halben Million Afrikaner. Auserwählte aus der Sahelzone, die wahrlich nicht freiwillig hier waren.

Die Afrikaner vegetierten, im täglichen Überlebenskampf, auf sich allein gestellt dahin. Wenn Weiße überhaupt einmal in die Stadt hineinkamen, dann in klobigen Schutzanzügen. Sie sahen aus wie Außerirdische. Die Afrikaner fühlten sich zutiefst missachtet, weil sie selber ohne jeden Schutz hier leben mussten. Was das für sie bedeutete, war den meisten von ihnen inzwischen nur allzu klar. Das Verfalldatum ihres Lebens war deutlich verkürzt worden.

Um die Mauer am Bosphorus aufbauen zu können, hatten die europäischen Soldaten, immer in zeitlichen Abständen, Afrikaner hergeschickt. Das war der Grund dafür, dass sich bei einigen die Folgen der Verstrahlung bereits nach wenigen Wochen zeigten, die meisten aber mehrere Monate schafften, bevor sie krank wurden. Krank würden sie letztendlich alle werden, dafür war die Kontamination zu stark. Es war nur eine Frage der Zeit.

In Konstantinopel herrschte zu dieser Zeit eine einigermaßen anarchistische Ordnung. Jeder musste sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. Im Winter, hart und ungewohnt für die Menschen aus der Sahelzone, starben viele, besonders die Schwachen und Kranken. Die Toten wurden einfach ins Meer geworfen. Niemand hatte die Zeit oder die Kraft, sie zu beerdigen oder lange zu betrauern. Die Strömung trieb einen permanenten Strom an Leichen durch den Bosphorus.

*

Es war Winter und Tarek war schwer krank. Leyla konnte und wollte es nicht glauben, dass ihr Bruder, der sie so oft beschützt oder zum Lachen gebracht hatte, sterben würde. Und doch wusste sie, genau das würde geschehen.

Leyla wischte Tarek den Schweiß aus seinem fahlen Gesicht. Sein Körper war ausgezehrt. Er lag auf einer dreckigen Decke auf dem Boden eines einfachen Krankenhauses, oder besser gesagt „Haus mit Kranken“, im Herzen von Konstantinopel. Mit schwacher Hand hielt er die Misbaha, die er von seiner Mutter bekommen hatte.

Tarek war schon seit Wochen krank und es war immer schlimmer geworden. Am Anfang hatte er seine Schwäche, den Haarausfall, das Blut beim Husten und das Fieber noch ignoriert und vor Leyla geheim gehalten. Aber irgendwann ging es nicht mehr. Seit einer Woche lag er nun hier im Haus der Kranken. Überall lagen in diesem Haus, das irgendwann einmal ein einfaches Stadtteil-Rathaus gewesen war, kranke Menschen, ausnahmslos Afrikaner. Hier hatte es noch nie Krankenbetten, Medizin oder Geräte für Kranke gegeben, geschweige denn ausgebildete Ärzte und Pfleger. Angehörige kümmerten sich um die Kranken. Immerhin war es hier trocken und warm. Das war in Konstantinopel schon viel. Draußen lag eine zerstörte Stadt und nur wenige hatten ein festes Dach über dem Kopf. Es war Winter und kalt in Konstantinopel. Draußen lag sogar Schnee. So war dieses „Haus der Kranken“ – trotz allem -

ein guter Ort für Tarek, zumindest für die Nacht, die vor ihm lag.

*

Am nächsten Morgen war Tarek tot. Leyla musste von seiner Leiche weggezerrt werden. Sie weinte so sehr, es war herzerweichend. Die Misbaha wurde Tarek abgenommen und Leyla übergeben. Sie weinte nun noch mehr. Die Gebetskette war alles, was von ihm bleiben würde.

Die Bestattung war kurz. Tarek wurde von zwei Männern aus dem „Haus der Kranken“ getragen und über die Mauern in den Bosphorus geworfen. Leyla wäre am liebsten hinterhergesprungen. Aber das konnte sie – vor einem Jahr hatte sie einen netten Mann aus dem Lager geheiratet und bald darauf ein Kind geboren – den beiden nicht antun. Sie sah die Leiche ihres Bruders langsam davontreiben. Es war kalt und sie musste wieder ins Haus. Ihre Kleidung war nicht warm genug für diese Kälte und sie musste sich wieder um Nikara, ihr Kind, kümmern. Sie hatte die Kleine nach ihrer Mutter benannt.

Es war alles so traurig. Wenn ihre Eltern und Geschwister wüssten, wie schrecklich ihr Leben geworden war. Das beschämte sie am meisten. Sie und Tarek hatten versagt. Geld hatten sie schicken, die Familie nach Europa holen, ein glückliches Leben finden wollen. Nichts von alledem war

wahr geworden. Sie waren in die Sklaverei geraten, dem Tode geweiht und ohne Hoffnung. Die Welt interessierte sich nicht für sie. Und nun war auch noch Tarek, der immer so lustig und lebendig gewesen war, tot. Leylas Herz war so schwer, als sie zu ihrem Mann und ihrem Kind in die ehemalige U-Bahn-Station der Stadt ging, wo sie mit vielen anderen einen relativ wettergeschützten Platz in diesem harten Winter gefunden hatte.

Als sie an ihrem „Zuhause“ im U-Bahn-Tunnel ankam, war es leer. Kein Mohamed und keine Nikara warteten hier auf sie. Leyla schrie ihre Namen. Nichts. Sie lief hin und her, rief wieder. Da entdeckte sie in einer Nische einen ihrer Nachbarn.

»Was ist denn bloß los? Wo sind sie denn alle hin?«, fragte Leyla. »Und wo sind Mohamed und Nikara?«

»Sie sind gestern gestorben, während du arbeiten musstest. Lagen einfach so da. Wir haben sie zum Bosphorus gebracht.«

»Nein!!! «

Leyla sank auf die Säcke, die ihnen als Bett gedient hatte und weinte nun aus vollem Herzen. Was für ein furchtbares Leben! Sie fühlte sich so unendlich erschöpft und alt, mit gerade einmal dreiundzwanzig Jahren. Sie hatte ihr Zuhause in Tahoua, ihre Mutter und ihren Vater, ihre Geschwister und nun auch noch ihren Ehemann und ihr Kind verloren. Sie fühlte sich so allein und wollte am liebsten selbst nicht mehr leben. Was hatte es noch für einen Sinn,

sich jeden Tag durch das Leben, hier in Konstantinopel, zu schlagen. Für nichts und wieder nichts.

Sie band ihre Gebetskette von ihrem Hals ab und betrachtete sie mit Tränen in den Augen. Sie war schon sehr abgenutzt und dreckig. Es war das letzte Erinnerungsstück, das ihr von ihrer Familie geblieben war. Sie fing an, die neunundneunzig Namen Allahs aufzusagen. Das half ihr, für den Moment über ihre Traurigkeit zumindest so weit hinwegzukommen, dass sie weiteratmen konnte. Einfach nur einatmen, ausatmen, mehr nicht. Wie sehr sich ihr Leben noch einmal verändern würde, davon wusste sie noch nichts.

*

Was Leyla, Tarek und alle anderen Auserwählten nie vollständig erfahren hatten, das war, wofür sie wirklich ausgesucht worden waren. Die Toten würden nicht mehr darüber reden können. Und die Lebenden, die mit falsche Versprechungen nach Europa geholt worden waren, würden auch noch alle sterben.

Diese verstrahlten Städte waren seit den Explosionen der taktischen, Kobalt- und schmutzigen Bomben vor drei Jahren unter Kriegsrecht evakuiert und aufgegeben worden. Niemand sollte und wollte hier leben, in den Städten aufräumen und sie wieder aufbauen. Dann aber kam die Idee

auf, dass die Verursacher, die Afrikaner, beim Aufbau helfen sollten, vor allem bei der Dekontamination. Vor zwei Jahren hatten die europäischen Generäle den Auftrag bekommen, die verstrahlten und zerstörten Städte in Europa mit Hilfe von Afrikanern zu dekontaminieren und wieder aufzubauen. Die Generäle hatten dazu die nötige Entscheidungs- und Handlungsgewalt. Die Chinesen hatten dem zugestimmt.

Fünf Jahre hatte Brüssel den Generälen in zehn wichtigen europäischen Städten – Rom, Sankt Petersburg, Brügge, Madrid, Wien, Stockholm, London, Amsterdam, Hamburg, Athen – gegeben, dann sollten die evakuierten Bewohner wieder in ihre Städte zurückziehen können.

China, die arabischen Länder und Australien folgten dem Beispiel der Europäer und fingen ebenfalls an, Millionen Afrikaner zu rekrutieren, um ihre verstrahlten und zerstörten Städte wieder aufzubauen.

*

Fünf Jahre waren für eine Dekontamination und anschließendem Wiederaufbau der historischen Städte keine lange Zeit. Es war nur mit einem Heer an willigen und kräftigen Arbeitern zu schaffen. Pro Stadt hatte man sich in Brüssel auf fünfhunderttausend Menschen geeinigt. Insgesamt sollten fünf Millionen Afrikaner eingesetzt werden.

Die Amerikaner hatten sich angeboten, die nötigen Essensrationen für die Arbeiter zu liefern. Seit Monaten wurden Millionen Portionen mit verstrahltem Reis und Bohnen an die strategischen Stellen geliefert, die für die Versorgung der afrikanischen Arbeiter eingerichtet worden waren.

Die fünf Millionen Afrikaner für den Wiederaufbau nach Europa zu holen, das war kein Kinderspiel gewesen. Man brauchte viel Geschick und Logistik, damit es klappte. Zum einen mussten die Männer und Frauen freiwillig kommen und zum anderen musste geheim bleiben, wofür sie eingesetzt werden würden. Der Strahlentod nämlich war eine langsame und unbarmherzige Art zu sterben, das wussten auch viele Afrikaner. Alles konnte schnell in einen unkontrollierbaren Zustand umschwenken, das durfte nicht passieren. Die Afrikaner merkten schnell, warum sie nach Europa geholt worden waren, und dass sie das mit ihrem Leben bezahlen würden. Aber was sollten sie tun? Aufstände und Flucht wurden in den Städten umgehend von den Soldaten bekämpft.

Es gab keine Ausnahmen beim Auffinden von flüchtigen Afrikanern, sie wurden ausnahmslos gefasst und wieder in die abgeriegelten Städte zurückgebracht. Die Bevölkerungen in Europa halfen dabei. Geflohene Afrikaner waren leicht zu identifizieren: sie waren schwarz und verstrahlt. Viele andere unliebsame Schwarzhäutige, die aus ganz anderem Grund oder lange vor dem Krieg nach Europa gekommen waren, wurden gleich mit „entsorgt“. Europa kannte kein Erbarmen mit den „Schwarzen“, egal ob sie

schuld oder nicht schuld waren an dem, was Abudavi den „Weißen“ und Arabern angetan hatte.

Eine weitere Schlacht um die Zukunft der Welt war von den „Weißen“ und Arabern gewonnen worden und die Afrikaner waren überall auf der Welt die Verlierer. Ob dieser Tatbestand aber für den endgültigen Sieg reichen würde, das blieb weiterhin offen.

Charles

Vor nunmehr zwei Jahren war Charles in Lubumbashi aufgebrochen. Er fand es unglaublich, dass seine Reise, der Untergang des Kaiserreichs Afrika und die Besetzung Afrikas durch die Chinesen erst drei Jahre her war. Es kam ihm wie ewig vor. Wie sehr hatte sich die Welt seitdem verändert. Wie sehr hatte er sich seitdem verändert ...!

Nun war er um etliches reicher an Erfahrung und Eindrücken. Afrika war groß, die Welt war größer. Er hatte auf seiner Wanderung nur einen Teil davon gesehen, unvorstellbar, nach all den Erlebnissen, nach über dreizehntausend Kilometern und seinem Weg durch so viele Länder und Kulturen. Vor einem halben Jahr war er in Üsküdar angekommen. Den Namen dieser Stadt hatte er vorher noch nie gehört, dabei war es eine riesige Häuserwüste im Westen der Türkei. Aber Charles hatte schon viele Plätze

und Städte auf seiner Reise gesehen, deren Namen er vorher nicht gekannt hatte.

Er war an einem heißen, trockenen und wunderschönen Sommertag in Üsküdar angekommen und voller Hoffnung gewesen, dass er nun bald in Europa sein würde. Es sollte nur einen Katzensprung entfernt auf der anderen Seite des Bosphorus liegen, der Meerenge, die das Mittelmeer und das Schwarze Meer miteinander verband, aber Asien und Europa und die Städte Üsküdar und Istanbul voneinander trennte. Charles war nach seiner Ankunft sofort zum Ufer des Bosphorus gelaufen, um Europa – das Ziel seiner Träume und den Grund für die ganzen Strapazen, die er durchgemacht hatte, zum ersten Mal mit seinen eigenen Augen zu sehen. Und tatsächlich, er konnte Europa klar und deutlich erkennen. Es lag ja nur siebenhundert Meter weit entfernt auf der anderen Seite der Meerenge. Aber er konnte nicht hinüber. Hier ging es erst einmal nicht weiter.

In Üsküdar kontrollierte das türkische Militär mit Hilfe der Araber den Bosphorus, auf der anderen Seite die europäische Armee. Schiffe durften den Bosphorus nur mit einer sehr selten erteilten Sondergenehmigung von beiden Seiten nutzen. Sie durften nicht anlanden und mussten die dreißig Kilometer lange Meerenge, so schnell es ging, passieren. Die früheren Verbindungen zwischen den beiden Stadt- und Erdteilen mit Fähren, Brücken und sogar einem Tunnel waren alle eingestellt worden. Es gab keine Fähren und so gut wie keine sonstigen Boote mehr auf dem Bosphorus. Wenn es jemand ohne Genehmigung wagen sollte, würde

das Boot sofort von der Artillerie auf beiden Seiten der Meerenge versenkt werden. Alle Eisenbahn- und Straßentunnel unter dem Bosphorus hindurch hatten durch die Bombenexplosionen Risse bekommen und waren seitdem geflutet. Zwei der einst drei großen Brücken über den Bosphorus gab es noch. Sie waren vom Militär beider Seiten abgeriegelt worden und konnten nur von offiziellen Delegationen genutzt werden. Das aber war in den letzten drei Jahren, seitdem die Grenze gesperrt worden war, noch nie vorgekommen.

Charles war bitter enttäuscht. Er war kurz vor seinem Ziel und dann diese unüberwindliche Barriere ...! Er ging zurück in die Stadt und wollte sich erst einmal eine Bar suchen, um seinen Kummer mit Bier zu ertränken. Für einen guten Rausch brauchte es nicht mehr viel. Er hatte auf seiner Reise wenig Gelegenheit gehabt, an Bier zu kommen. Die Moslems hatten von Khartum bis hierher in die Türkei den Alkohol verboten. Erst in der Türkei hatte er wieder einmal eines bekommen, und war gleich betrunken gewesen. Das hatte ihn überrascht. Dieser Rausch war billig gewesen.

Charles wusste nun nicht mehr weiter. Zurück nach Afrika zu gehen, das konnte er sich nicht mehr vorstellen. Woanders hinzulaufen auch nicht. Er wollte nach Europa und nicht anderswo hin.

Die Stadt Üsküdar war bei Charles' Ankunft schon voll von Flüchtlingen gewesen. Es mussten Millionen gewesen sein. Und es kamen immer mehr. Die Lebensverhältnisse

wurden täglich schlechter. Trotzdem blieb Charles erst einmal in der Stadt. Vielleicht würde sich ja doch noch eine Chance ergeben.

*

Fünf Monate nach seiner Ankunft ging ein Gerücht durch die Stadt. Die Flüchtlinge aus Afrika sollten ihre Chance bekommen, nach Europa zu gelangen. Die arabischen Länder und die Türkei hatten sich auf ein Vorgehen geeinigt.

Charles' Ohren waren seitdem spitz wie Dolche. Er brauchte unbedingt mehr Informationen. Und er sollte nicht enttäuscht werden. Eines Abends hörte er auf einem Marktplatz einen Redner von einer Bühne sprechen. Er war ein Vertreter des Militärs, wie an seiner Uniform, an den Panzern, die hinter der Bühne standen, und an seinem Gehabe festzustellen war.

Es war eisig kalt an diesem Abend, der Winter war seit einigen Wochen eingekehrt in Üsküdar. Mehr als ungewohnt für viele neu ankommende Flüchtlinge aus den heißen Regionen Afrikas. Dann passierte etwas, was die Menschen auf dem Marktplatz, fast allesamt Flüchtlinge, aufhorchen ließ. Auch Charles bekam wieder Hoffnung, als der Sprecher des Militärs erklärte, wie sie es sich vorgestellt hatten:

»Afrikaner. Hören sie nun genau zu. Wir können die Europäer nicht überreden, die Grenzen für Sie zu öffnen. Aber aus Gründen der Menschlichkeit, wegen des Winterwetters und weil immer mehr von Ihnen auf den Weg nach Üsküdar sind, um Europa zu erreichen, werden wir die Brücken über den Bosphorus einseitig wieder für die Öffentlichkeit freigeben und Fähren auf dem Bosphorus nicht mehr daran hindern, Sie nach Europa zu bringen.«

Ein Raunen ging durch die frierende Masse auf dem über-vollen Marktplatz.

»Vergessen sie nicht. Istanbul auf der anderen Seite des Bosphorus ist vor drei Jahren durch einen Atombombenabwurf zerstört und evakuiert worden. Die Europäer haben hunderttausende Afrikaner gezwungen, die Stadt wieder aufzubauen. Auch arbeiten sie an einem großen Schutzwall, damit Sie nicht einwandern können. Ich sage Ihnen, retten sie Ihre afrikanischen Blutsbrüder und -schwestern aus der Sklaverei, reißen Sie die Mauern der Stadt Istanbul ein, die Sie hindern wollen, nach Europa zu kommen und machen Sie sich auf den Weg. Es geht um Ihre Zukunft.«

Die Zuhörer jubelten und grölten. Das waren Sätze, wie sie sie hören wollten. Sie wollten nach Europa, egal wie.

Der Sprecher beendete seine Rede mit einer Ankündigung: »Ab morgen können Sie auf eigene Faust versuchen, nach Europa zu gelangen, mit dem Schiff, schwimmend oder über die Brücken. Wir, die arabisch-türkische Armee, werden Sie nicht daran hindern. Leider können wir Ihnen

die Reaktion der Europäer nicht vorhersagen. Sie könnten versuchen, Sie daran zu hindern. Wir werden alles tun, um sie zu beschützen.«

*

Am nächsten Morgen wurden die Brücken über den Bosphorus von der asiatischen Seite aus geöffnet. Es war eisig kalt, aber Tausende warteten bereits seit dem frühen Morgenstunden, um hinüber nach Europa zu kommen. Sie hatten lange genug gewartet und das Winterwetter konnte sie nicht aufhalten.

Charles war noch nicht unter ihnen. Er traute dem Braten nicht. Er hatte ein ungutes Gefühl und wollte lieber noch etwas abwarten. Wenn es klappte, würde er den anderen Afrikanern nach Europa folgen, wenn nicht, behielt er sein Leben. Einige Tage oder Wochen mehr würden nach der ganzen langen Reise nun auch nicht mehr ins Gewicht fallen.

Um sechs Uhr morgens öffneten die asiatischen Soldaten die Schranken auf den beiden Brücken und die Masse an Afrikanern rannte los, um so schnell wie möglich auf die andere Seite zu kommen. Die Brücken waren nicht lang, aber anderthalb und zwei Kilometer konnten doch sehr lang werden. Besonders unter Beschuss.

Charles sollte Recht behalten. Die ersten Afrikaner, die sich der anderen Seite der Brücke – Istanbul, Europa – näherten, wurden erschossen. Aber es waren Tausende auf dem Weg, und Abertausende drängten nach. Die asiatischen Soldaten versuchten, Feuerschutz zu geben. Die Welle aus schwarzen Afrikanern war nicht aufzuhalten. Einige schafften es schließlich, über Leichenberge hinweg und unter Maschinengewehrbeschuss, die andere Seite zu erreichen. Sie erstürmten die Wachtürme auf der Brücke und die Wehrmauern entlang des Bosphorus.

Am Abend hatten viele tausend Afrikaner Istanbul erreicht und die überraschend schwach ausgestatteten und mit nur wenigen Soldaten besetzten Grenzschutzanlagen überrannt. Die wenigen Soldaten, die sie antrafen, hatten sie umgebracht. Istanbul gehörte ihnen, den Afrikanern. Der Weg nach Europa war frei.

In der Nacht schlich auch Charles über die Brücke. Um Mitternacht kam er in Europa an. Es war kalt und windig, er fror und hatte Hunger, aber er war überglücklich. Nun war er endlich in Europa. Am Ufer des Bosphorus in Istanbul stehend, fragte er sich, was er nun tun sollte.

Klar war, er musste erst einmal Schutz vor der Kälte suchen. Charles fand nach einigem Suchen einen unbeleuchteten und dreckigen Eingang zu einem U-Bahntunnel und stieg in die Unterwelt hinab. So hatte er auch in Üsküdar die letzten Wochen verbracht. U-Bahnhöfe waren trocken und warm, wenn sie nicht geflutet waren. Er ging

erschüttert den langen Bahnsteig der U-Bahnstation entlang. Er war voll von stöhnenden Afrikanern, die hier lagerten. Es sah aus wie im schlimmsten Elendsviertel in Afrika.

Wo war er hier nur gelandet? Wo kamen all die Afrikaner her. Waren das die Sklaven, von denen der Sprecher auf dem Marktplatz gesprochen hatte? Fragen über Fragen. Als er fast am Ende des Bahnsteigs angekommen war, sah er eine Frau auf einem dreckigen Lager bitterlich weinen. Charles ging zu ihr hin.

»Was hast du«, fragte er freundlich und vorsichtig. »Warum weinst du?«

Die junge Frau schaute unter Tränen zu ihm auf und erschrak. Der Mann neben ihr war so enorm groß. Und wieso sprach er sie einfach an? Was wollte er von ihr? Wollte er ihr nun, in ihrer größten Trauer, noch weiteres Leid antun? Auf Französisch antwortete sie verweint, dass sie kein Englisch spreche.

»Entschuldige«, antwortete der Berg an Mann überraschend auf Französisch. »Ich habe lange kein Französisch gesprochen. Ich habe dich gefragt, warum du weinst.«

Die junge Frau schluchzte herzerweichend. Charles kniete vor ihr nieder und nahm sie in den Arm. Sie wehrte sich nicht. Die in der Nähe Lagernden beobachteten die Szene träge, ohne erkennbares Interesse. Sie hatten ihr eigenes Leid. Außerdem sah der Mann stark und wild aus. Niemand wollte sich mit so einem anlegen.

»Ganz ruhig«, flüsterte er ihr zu. »Alles wird gut.«

Wieder weinte die Frau. Charles hielt sie weiter im Arm. Als sie sich etwas beruhigt hatte, traute er sich, sie wieder anzusprechen.

»Wie heißt du?«

»Leyla«, antwortete sie leise.

»Leyla, ein schöner Name. Ich heiße Charles. Du brauchst keine Angst zu haben, ich beschütze dich.«

Leyla nickte unter Tränen. Charles hielt sie weiter im Arm. Sie war erschöpft. Er war erschöpft. Bald war Leyla auf ihrem dreckigen Lager eingeschlafen. Charles dachte nach. Was für ein trauriger erster Tag für ihn in Europa. Und doch spürte er, schon halb im Reich der Träume, einen Hauch von Trost.

*

Stunden später – es mochte Morgen sein, aber hier in der nur von einigen kleinen Lagerfeuern erhellten U-Bahnstation war das nicht ersichtlich – wachte Leyla erschrocken auf. Sie lag im Arm eines Riesen. Schnell löste sie sich von ihm. So etwas schickte sich nicht. Auch Charles wachte auf.

»Qu'est-ce qu'il y a?«, fragte er freundlich, »was hast du?«

»Was willst du von mir? Wer bist du?«

»Ich heiße Charles und komme aus Lubumbashi. Das ist ein Dorf im Süden des Kongo. Ich will nach Europa. Du brauchst keine Angst vor mir zu haben, ich will dir nichts antun.«

»Ich verstehe dich nicht, du bist doch in Europa. Bist du nicht aus dem Flüchtlingslager an der Mauer?«

»Ich bin heute Nacht aus Üsküdar gekommen«, erklärte er. »Das ist die Stadt auf der anderen Seite des Bosphorus. Von einem Lager an der Mauer weiß ich nichts.«

Leyla konnte es nicht glauben. Sie richtete sich auf und sah dem großen Mann scheu in die Augen. Vielleicht war er ja gar nicht gefährlich, nur groß und fremd. »Erzähl mir mehr von Lubumbashi«, bat sie ihn.

Und Charles erzählte. Leyla hörte fasziniert zu. Er konnte wirklich gut erzählen. Nach einer halben Stunde hatte Charles in Kurzfassung alles berichtet. »Und nun du«, bat er. »Du hast gestern Abend so geweint. Warum?«

Unter Tränen erzählte sie, was gestern passiert war und wie unendlich einsam sie nun war.

Charles nahm sie wieder in den Arm.

»Du musst ja nicht einsam sein. Lass uns zusammen weiterziehen. Hier im Tunnel ist es nicht gut für dich. «

Leyla schaute Charles aus großen Augen an. »Das ist nicht möglich. Wir sind hier eingesperrt. Auf der anderen Seite ist eine hohe Mauer, die von Soldaten bewacht wird.«

»Ach wirklich?!« Charles machte ein spitzbübisches Gesicht. »Ich bin schon so weit gekommen und sogar hierher nach Istanbul, von Üsküdar aus. Da werde ich auch einen Weg finden, weiter nach Europa reinzukommen. Mach dir keine Sorgen.«

»Das klingt gut«, antwortete Leyla mit schwachem Lächeln. »Schon lange habe ich nicht mehr so hoffnungsvolle Worte gehört. Ja, es wäre wunderbar, an der Mauer vorbei aus diesem Gefängnis herauszukommen. Egal wohin, überall ist es besser als hier.«

Leylas Traurigkeit und Todeslust waren ein wenig Trost und Hoffnung gewichen. Sie würde Mohamed und ihre kleine Tochter niemals, niemals vergessen. Aber vielleicht würde sie mit Charles ein neues Leben anfangen können. Er schien ebenso einsam zu sein wie sie. Vielleicht könnten sie gemeinsam Europa erobern. Alles war besser, als ganz allein zu sein. Vielleicht würde es doch noch einmal so etwas wie Glück für sie geben ...

Oder was?

Im Jahr 2100, da ist die Frage „Oder was?“ wirklich angebracht. Sechzig Jahre Wirrungen und Verwerfungen hatten die Welt, der afrikanische Kontinent und vor allem der Teil südlich der Sahara hinter sich. Alles war anders geworden - für die Menschen in Afrika und auf der ganzen Welt. Doch nicht alles war schlecht oder deprimierend. Es gab auch Hoffnung.

Gupta

Gupta war wochenlang mal hierhin, mal dorthin gezogen, und dabei im Zickzack und mit vielen Pausen immer weiter in den Westen gekommen. In der Ferne hatte er einen hohen Berg als Wegweiser erwählt. Gupta war nicht wirklich beeindruckt gewesen, als er hörte, dass dieser Berg über fünftausend Meter hoch war. Der Himalaya im Norden von Indien hatte viele Berge dieser Höhe, ja sogar welche, die über achttausend Meter maßen und damit die höchsten der Welt waren. Aber Gupta hatte vorher noch nie einen so hohen Berg mit eigenen Augen gesehen. Eigentlich hatte er überhaupt noch nie einen Berg gesehen. Und er musste zugeben: Der Kilimandscharo war wirklich schön. Wunderschön. Im Angesicht dieses Berges wollte er seine Zukunft suchen. Erst später würde er erfahren, dass er den

höchsten Berg Afrikas gesehen hatte, den Uhuru peak oder Kilimandscharo, wie er früher hieß. Am Fuß des Kilimandscharo fand Gupta einen Platz, um zu bleiben. Er erreichte eines Abends eine Farm, die genauso kaputt und hoffnungslos aussah wie alles, was er bislang auf seinem Weg von Mombasa bis hierher gesehen hatte. Zerstörte Straßen, Häuser und Felder. Aber hier war es anders, das spürte er sofort. Er hörte eine leise, wunderschöne Stimme aus einer Hütte. Jemand sang ein Lied, das er schon einmal gehört hatte, ein englisches Wiegenlied.

Vorsichtig ging Gupta näher zu der Hütte hin und lauschte. Er liebte Lieder und das Singen über alles. Musik machte sein Herz froh und sein Leben leichter. Alle hatten immer gesagt, er könne nicht gut singen. So sang er immer nur dann, wenn er allein war und ihn niemand hören konnte. Das war schon lange nicht mehr vorgekommen. Er verstand den Text nicht, kannte aber die Melodie. Beseelt setzte er sich auf den Stein, der vor der Hütte lag, lehnte sich an die Wand und summte leise mit.

Ein Lied folgte dem nächsten. Das mochte so eine halbe Stunde lang gegangen sein, dann war er eingeschlafen. So bekam er gar nicht mit, wie eine junge Frau singend aus der Hütte trat.

Mit einem kleinen Schreckensschrei hörte die Frau auf zu singen, als sie Gupta sah. Gupta riss die Augen auf.

»Was willst du?«, fragte sie ihn ängstlich, aber bestimmt. Sie drückte das kleine und dünne, schlafende Kind auf ihrem Arm fester an sich. Es mochte ein Jahr alt sein.

Gupta betrachtete die Frau mit offenem Mund. Sie sah aus wie ein Engel, die untergehende rote Sonne hinter sich.

»Entschuldige, ich will nichts Böses. Ich habe nur Ihrem Lied zugehört. Es war so schön. Ich gehe gleich wieder.«

Die Frau ging in die Hocke, um Gupta näher anzuschauen.

»Du siehst müde aus.«

»Ja, ich bin sehr müde.«

»Hast du etwas zu essen?«, fragte die Frau, nicht bettelnd, eher schüchtern. »Mein Kleines hat solch einen Hunger und ich habe nichts, was ich ihm geben könnte. Meine Milch reicht nicht mehr.«

»Ja, sicher«, antwortete Gupta, peinlich berührt, hier vor der Hütte dieser wehrlosen Frau einfach eingeschlafen zu sein. Er griff in seinen Beutel, der immer noch einige Päckchen Reis und Bohnen enthielt. Gupta war sparsam, besonders mit dem Essen. Man wusste ja nie.

»Hier, für dich und dein Kind.« Schüchtern reichte er der Frau einen Beutel Reis und einige Bohnen.

Die Frau nahm es und lächelte dankbar.

»Ich muss es kochen. Wirst du mit uns essen?«

»Sicher. Ich habe auch Hunger. Hier ist noch ein Beutel mit Reis.«

»Kannst du das Feuer anmachen?« Sie zeigte auf den kleinen Lagerfeuerplatz, direkt neben dem Hütteneingang. »Es muss noch Glut da sein. Du brauchst nur etwas zu pusten.« Dann ging sie in ihre Hütte.

Nichts hätte Gupta lieber getan. Feuer anmachen, das konnte er. Bald brannte ein kleines Feuer und Gupta genoss das leichte Prasseln und die zündelnden grünen, blauen, weißen und gelben Flammen. Er liebte Lagerfeuer.

Es war mittlerweile dunkel geworden. In der Ferne sah er, dass auch dort einige kleine Lagerfeuer angezündet worden waren. Es würde wieder eine angenehme lauwarmer Nacht werden. Gupta hörte die scheinbar allgegenwärtigen Grillen laut zirpen, die tagsüber nicht zu hören und auch nicht zu sehen waren. Am Himmel sah er unzählige Sterne leuchten. Er erkannte den großen Berg, der als dunkler Schatten zum Himmel hinaufragte. Ja, musste er zugeben. Dieser Berg war groß. Wirklich groß.

Die Frau kam einige Zeit später wieder aus ihrer Hütte zurück, ohne Kind, aber mit einem Topf und einem Holzlöffel. Sie setzte sich Gupta gegenüber auf die andere Seite des Lagerfeuers und stellte den Topf mit Wasser auf die schon vorhandene Glut. Gemeinsam warteten sie, bis das Wasser kochte. Dann schüttete die Frau Reis und Bohnen in das kochende Wasser und rührte um. Gupta betrachtete fasziniert ihre Hände. Er fühlte sich seltsam. Es war, als

wenn er schon immer hier gesessen und zugeschaut hätte, wie sie Reis mit Bohnen kochte. Als beides gar war, nahm sie den Topf vom Feuer und stellte ihn zwischen sich und Gupta.

»Guten Appetit«, wünschte sie ihm und gab ihm einen der beiden Löffel, die sie aus dem Kleid gezogen hatte.

Gemeinsam aßen sie. Als die Hälfte gegessen war, nahm die Frau überraschend den Topf, stand auf und brachte ihn in die Hütte. Gupta war noch nicht satt, aber er verstand. Sie brauchte den Rest für das Kind. Er wollte sich schon auf den Weg machen, als die Frau wieder hinauskam.

»Du kannst hier beim Lagerfeuer schlafen, wenn du magst. Dann fühle ich mich sicherer.«

Gupta nickte. Sie war so freundlich. Und sie war so hübsch. Er hatte gar keine Lust, im Dunkeln noch weiterzuziehen und anderswo einen Schlafplatz zu suchen. Er war es gewohnt, draußen am Lagerfeuer zu schlafen. Ob hier oder woanders, das war ein und dasselbe. Oder doch nicht? Wenn er ehrlich war, es war nicht ein und dasselbe. Hier fühlte er sich wohl, fast wie zu Hause. Mit diesen Gedanken schlief er bald friedlich schnarchend ein.

*

Gupta wachte zur Morgendämmerung auf. Es war, wie erwartet, eine angenehm lauwarme Nacht gewesen. Er fühlte sich so gut ausgeschlafen wie schon lange nicht mehr. Geräusche hatten ihn geweckt. Die Frau saß schon mit ihrem Kind am Eingang der Hütte und fütterte das kleine Kind mit dem restlichen Reis und den Bohnen vom Abend. Das Kind jauchzte und lächelte mit verschmiertem Gesicht. Es lächelte Gupta an, genauso wie die Frau. Sein Herz erwärmte sich. Er lächelte zurück.

»Guten Morgen«, sagte sie ganz selbstverständlich zu ihm. Als wenn er jeden Morgen hier liegen würde. »Willst du etwas essen? Es ist noch genug da. Ich habe auch Wasser zum Trinken, wenn du magst.«

Gupta ließ sich das nicht zweimal sagen. Wie schon am Abend zuvor, herrschte ein angenehmes Schweigen zwischen ihnen, während sie aßen.

»Du bist ein starker Mann«, sagte sie schließlich. »Kannst du mir helfen? Ich muss das Feld bestellen, habe aber nicht so viel Kraft wie du und muss mich immer um das Kleine kümmern. Niemand sonst will mir helfen. Viele sind weg, so wie mein Mann.«

Gupta nickte. Er konnte arbeiten.

So blieb er hier auf dieser Farm, bei der Frau und dem Kleinkind. Aus Tagen wurden Wochen, aus Wochen wurden Monate. Sie lebten wie eine kleine Familie, auch wenn sie keine waren. Sie waren eine Schicksalsgemeinschaft – und das war viel besser als nichts. Beide hatten harte Zeiten

hinter sich und wenig Hoffnung, dass es bessere werden würden. Sie redeten nun viel miteinander. Wer sie waren, woher sie kamen, was sie alles so dachten und wussten. Nicht selten wurde dabei auch geweint. Die Frau wunderte sich, dass ein Mann auch weinen konnte. Das gab es normalerweise nicht bei den Männern ihres Volkes. Aber sie fand das schön, ehrlich und angenehm. Gupta war ein freundlicher und ehrlicher Mann, der ihr und ihrem Kind half, zu überleben.

Eigentlich war alles ganz einfach: Gupta mochte die Frau, die Frau mochte ihn. Irgendwann merkten sie, dass sie sich ineinander verliebt hatten. Die Farm war nun eine Familienfarm, die von einer Familie geführt wurde. Der Landtitel verbriefte dieses, den Gupta sich von den Chinesen hatte ausstellen lassen.

Hier, am Fuße und in Angesicht des Kilimandscharo, hatte ihre gemeinsame Zukunft begonnen.

Leyla und Charles

Auch Leyla und Charles verliebten sich. War es wirklich nur ein Zufall gewesen, der sie in der U-Bahnstation in Konstantinopel zusammengebracht hatte oder war es Schicksal? Die Flucht aus Afrika hatte sie beide auf extrem unterschiedlichen Wegen hier vereint. Leyla kam aus Tahoua im Norden von Nigeriana. Sie war über den

Norden und mit dem Schiff und mit vielen Versprechungen und ohne eigene Entscheidungsmöglichkeiten hier gelandet. Charles hatte den ganzen Weg von Lubumbashi im Süden des Kongo alleine und nur mit der Hoffnung auf ein besseres Leben bewältigt. Und hier hatten sie sich getroffen, an einem Tag, an dem Leyla eigentlich nicht mehr hatte leben wollen. Charles hatte ihr Trost und neuen Lebensmut gegeben.

Ohne zu versiegen, flutete eine Welle an Flüchtlingen über den Bosphorus nach Konstantinopel und überwand letztendlich auch die zweite Mauer hinter der Stadt. Die Mauer, die Leyla und viele Afrikaner gebaut und etliche mit dem Leben bezahlt hatten.

*

In den siebzehn Jahren seit dem Fall der Mauer war fast eine halbe Milliarde Menschen aus Afrika nach Europa gezogen. Sie wurden von den Europäern nicht willkommen geheißen. Die Transsahel-Mauer war schon lange ein Zeichen dafür und jahrzehntelange Kriege und deren Folgen hatte das Verhältnis ruiniert.

Eigentlich haben ja Afrikaner und Europäer eine gemeinsame Geschichte. Ein Knochenfund hatte es bewiesen. Lucys Verwandte hatten Afrika vor Millionen Jahren verlassen, zuerst Arabien, dann Asien und Europa langsam

aber sicher besiedelt. Lucy, wie man das fossile Teilskelett eines sehr wahrscheinlich weiblichen Wesens genannt und das die Beatles in ihrem Hit „Lucy in the sky with diamonds“ besungen hatten, hatten sie zu Hause in der Afar-Wüste zurückgelassen. Ihre Knochen wurden später gefunden, von ihren Nachfahren aus Europa, viele tausend Generationen später. Aber war das vielleicht ein Grund, die Afrikaner auf Augenhöhe zu betrachten, einfach so, von Mensch zu Mensch ...?

*

Leyla und Charles wollten für immer in Europa bleiben. Sie hatten das Glück, nicht unter den Millionen Opfern zu sein, die beim Erstürmen der Mauer und dann nach dem Eindringen in Europa durch die Waffen der Europäer gefallen waren. Zu Fuß hatten sie sich zwei Jahre lang von Ort zu Ort, über Flüsse, Berge und durch Wälder gekämpft. Nirgendwo waren sie willkommen geheißen worden. Überall hatte es Tote und Vertreibungen gegeben. Leyla und Charles trieb der Mut der Verzweiflung. Sie hatten keinen Plan, wo sie hinwollten. Sie gingen einfach immer mit dem Strom der Afrikaner mit, die in alle Teile Europas vordrangen. Sie trafen einfach nur immer dann eine Entscheidung, welchem Teil sie folgen sollten, wenn sich der Strom teilte. Das war rein zufällig und abhängig von den Leuten, die sie gerade kennengelernt hatten. Es hing

auch von der Frage ab, wo sie erwarteten, am leichtesten Essen und Trinken zu finden. Nach einem Jahr hatten sie sich nach Ende des harten Winters für den Weg nach Norden entschieden, zu den hohen und verschneiten Bergen, den Alpen, und an einem großen Fluss, der Donau, entlang. Ein anderer Teil war nach Westen gezogen – Italien, Frankreich, bis nach Spanien. Der dritte Teil war nach Osten gezogen. Welcher Teil die bessere Entscheidung getroffen und den besseren Weg gefunden hatte, wusste niemand. Man dachte nicht darüber nach. Jeder und jede lebte eher von der Hand in den Mund, von Tag zu Tag. Alle folgten dem Strom der Afrikaner. Da fühlten sie sich sicher.

Dass sie nach Deutschland gekommen waren und dort blieben, war eher Zufall. Leyla war schwanger und konnte nicht mehr weiterziehen. Charles war der Vater und stolz darauf. Er tat alles, um für sich und seine kleine Familie ein Zuhause zu finden, irgendwo. Sie fanden in einer hügeligen Landschaft einen kleinen Bauernhof, einsam gelegen und schon recht verkommen. Die Bauernfamilie war ebenfalls jung und hatte ein Neugeborenes. Die junge Mutter hatte sofort Mitleid, als sie die hochschwangere Frau sah. Als sie dann Charles, den riesigen schwarzen Mann, sah, dem etwas später Leyla den kleinen Pfad entlang durch den Wald zum Hof gefolgt war, bekam sie es doch mit der Angst zu tun. Aber Charles lächelte und trat voller Liebe zu seiner Leyla. Da war die Angst weg. Die Sprache war anders, deutsch, aber beide Bauern konnten Englisch und Charles übersetzte für Leyla ins Französische.

Hier fanden sie Unterschlupf und Essen gegen Arbeit. Wohnen mussten sie in einer Scheune, in der zwei kleine Räume für sie hergerichtet wurden: ein Schlafzimmer und eine Küche. Es war gemütlich, mit Möbeln ausgestattet, sogar mit einem richtigen Bett mit Matratzen und Decken, es gab elektrisches Licht und fließendes Wasser. So etwas hatten Leyla und Charles noch nie gehabt. In einem Vorraum zur Scheune gab es eine Toilette und einen Waschraum. Hier bekam Leyla ihr Kind. Das Geburtsgeschenk war die Misbaha von Tarek. Ein würdiges Geschenk und eine Ehre für den Verstorbenen. Leyla schickte sogar einen Brief nach Afrika zu ihren Eltern Nikara und Geoffrey, in dem sie über den Tod ihres Bruders und die Geburt ihres Sohnes berichtete. Ob der jemals ankommen würde, das wusste sie nicht, aber es erleichterte sie, ihn geschrieben und abgeschickt zu haben.

Die Familie war zusammen, an einem sicheren Ort, bei Menschen, die sie nicht fortjagten. Charles hatte viel zu tun, aber er arbeitete gerne und war kräftig. Die Bauernfamilie fand immer mehr Gefallen an ihren Gästen. Aus Gastfreundschaft wurde echte Freundschaft. Beide Familien – die deutsche und die afrikanische – bauten hier ihre gemeinsame Zukunft auf.

Das war nicht selbstverständlich in Europa. Als die Europäer erkennen mussten, dass sie die Welle der Flüchtlinge nicht aufhalten konnten, machten sich viele ebenfalls auf die Flucht. Zig Millionen Europäer zogen nach Amerika und Australien. Bald gab es mehr Afrikaner als Europäer

in Europa. Die „weißen“ Europäer mussten sich arrangieren oder gehen. Sie hatten nicht mehr die Wahl. Es wurde ein anderes, ein schwarz-weißes Europa. Amerika hatte es ja auch irgendwie geschafft, sich zusammenzuraufen und gemeinsam einen erfolgreichen Staat aufzubauen. Warum sollte das in Europa nicht gehen, sagten sich die zurückgebliebenen Europäer, wenn sie ihr Bleiben begründen sollten.

Mbeki

Der ehemalige Präsident Groß-Südafrikas, Mbeki, saß in seiner kleinen Hütte in Kwazulu Natal mit seiner Schwägerin beim Mittagessen und sinnierte wieder einmal über die Frage, wieso in den letzten sechzig Jahren alles so grauenhaft schief gegangen war in Afrika? Was hätte anders laufen müssen? Er hatte schon so oft darüber nachgedacht, aber keine Antwort gefunden.

*

Mbeki war nun neunundsiebzig Jahre alt und vom Leben gebeutelt und erschöpft. Er, den fast alle Welt für kurze Zeit für tot gehalten hatte, hatte die ganze Entwicklung Afrikas mit all ihren schrecklichen, hoffnungsvollen und

letztendlich fatalen Entwicklungen hautnah erlebt und zu einem nicht kleinen Anteil sogar begleitet und gefördert.

Seine persönlichen Verluste hatte er bis heute nicht verschmerzt. Christina, seine geliebte Frau, war in Folge der Wirrungen und Verwerfungen gestorben, sein Bruder Bongo – so nannten ihn alle, eigentlich hieß er Bonginkosi – war an seiner Stelle durch Selbstmordattentäter umgebracht worden, zusammen mit seiner Tochter Melania und ihrem Ehemann.

Das Schicksal seines Bruders schmerzte Mbeki besonders. Er war einfach am falschen Tag am falschen Ort gewesen. Er hatte seine Nichte besucht, die frisch verheiratet und schwanger im Präsidentenpalast wohnte. Er hatte sich wie immer, wenn er zu Besuch kam, im Bett des Präsidenten zum Schlafen gelegt. »Heute bin ich hier Präsident«, hatte er dann immer lachend gesagt. »Ich mach den Job im Schlaf. Mein Bruder, du kannst auf dem Sofa schlafen.«

Mbeki hatte seinen Bruder auch für diese kleinen Marotten und Eigenheiten geliebt.

Mbekis Bruder war bescheiden und ein einfacher Mann geblieben, der in Kwazulu Natal erfolgreich die kleine Farm ihrer Eltern bewirtschaftet hatte, während sein Bruder Mbeki zum Präsidenten Groß-Südafrikas aufgestiegen war. Es war Mbeki immer eine Ehre gewesen, seinem Bruder das Bett des Präsidenten zur Verfügung zu stellen, wenn dieser über Nacht zu Besuch war. Mbeki fühlte sich mitschuldig am grauenhaften Tod seines Bruders, der an

seiner Stelle mit einem Sprengstoffgürtel in die Luft gesprengt worden war.

Das war nun siebzehn Jahre her, aber für Mbeki war es wie gestern. Als er vom Anschlag im Präsidentenpalast erfahren hatte – er befand sich gerade in Kapstadt – war er umgehend nach Maseru gefahren, aber er hatte nichts retten können. Nicht das Leben seines Bruders, nicht das seiner Tochter und auch nicht sein Groß-Südafrika.

Mbeki war als Präsident von Groß-Südafrika zurückgetreten. Er hatte alle Kraft verloren und sich für Jahre in Trauer auf die Farm seines Bruders zurückgezogen. Dort hatte er die Arbeit gemacht, die auf einer Farm eben anfiel, seine Schwägerin und ihre Kinder versorgt und ein einfaches Leben gelebt. Als Präsident hatte man ihn bald vergessen.

*

Auch Groß-Südafrika wurde von einer nicht aufzuhaltenen Welle an Flüchtlingen aus dem Kaiserreich Afrika regelrecht überrannt. Dort war die Hoffnung auf eine bessere Zukunft für viele zerstört. Besonders Bauern hatten sich auf die Flucht gemacht. Millionen von ihnen hatten ihr Land und damit ihre Existenzgrundlage verloren, als über das Meer gekommene Inder ihr Land beanspruchten und dieses mit Hilfe der chinesischen Soldaten durchsetzten.

Groß-Südafrika hatte anfangs versucht, die Flüchtlinge abzuhalten, scheiterte aber irgendwann. Wie eine endlose Welle strömten Menschen unterschiedlichster Herkunft, Sprache und Können in das Land und ließen Groß-Südafrika letztendlich kollabieren. Der Staat wurde nicht mehr Herr seiner Aufgaben und verlor die Kontrolle. Bald unterschieden sich die Zustände nicht mehr von denen im Kaiserreich Afrika.

Die Grenzen zum ehemaligen Kaiserreich existierten bald nicht mehr, Groß-Südafrika existierte bald nicht mehr. Nur die Chinesen hatten vorher die Militärstützpunkte im Land und auf dem Wasser gesichert, damit niemand an Atombomben, Kriegsschiffe und U-Boote gelangen konnte. Es war nur ein kleiner Handstreich für sie. Auch die Minen hatten sie militärisch gesichert und für ihre Zwecke okkupiert.

Mbeki war es längst einerlei und trotzdem fragte es sich immer wieder, was eigentlich der wirkliche Auslöser für die ganzen Verwerfungen gewesen war. Einen Anlass hatten sicher die Europäer geliefert, als sie bereits 2040 den nördlichen Teil als ihr Schutzgebiet annektiert und bis 2045 diese achttausend Kilometer lange und unüberwindbare Transsahel-Mauer durch den ganzen Kontinent errichtet hatten. Damit hatten sie die befürchtete „Tsunami-Welle“ an Flüchtlingen und Migranten aus dem völlig überbevölkerten Afrika südlich der Sahara, dem schwarzafrikanischen Teil, abhalten wollten.

Ein schrecklicher Domino-Effekt war die Folge.

*

Fünf Jahre nach Fertigstellung der Mauer und der Teilung des Kontinents brach der elf Jahre dauernde Große Afrikanische Krieg aus. Er tobte bis 2061 südlich der Sahara. Millionen Tote, Verwüstungen ohne Beschreibung und eine politische Neuordnung dieses Teils von Afrika waren die Folge.

Es hatten sich in den Wirren der Nachkriegszeit Königreiche herausgebildet, weil die Demokratie, die der Westen immer eingefordert hatte, aber auch das Modell „China“ nicht funktionierten. Afrikaner mochten Könige und Königreiche. Zehn Königreiche waren entstanden. Die Araber hatten sich vorher die Gebiete Afrikas gesichert, die ihre Gewässer am Roten Meer und am Horn von Afrika bedrohten. Die Inselländer Afrikas hatten sich freiwillig in die Obhut von Europäern und Arabern begeben. Es war ihre Chance auf eine bessere Zukunft.

Nur Groß-Südafrika war demokratischen, unabhängigen und afrikanischen Wurzeln treu geblieben. Doch vierzig Jahre später musste Mbeki, der erste und einzige Präsident seines Landes, feststellen, dass auch er gescheitert war, genauso wie Abudavi mit seinem Kaiserreich Afrika.

*

Ein charismatischer, visionärer und auch brutaler Massai hatte die Königreiche zusammengeführt. Abudavi war kurz nach dem Ende des Krieges zum Kaiser des Kaiserreichs Afrika gewählt worden. Er hatte den mehr als drei Milliarden Bürgern seines Landes und darüber hinaus allen Schwarzen auf der Erde wieder Würde und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft gegeben. Aber seine Visionen hatten ihn zu Entscheidungen und Handlungen geführt, die die Welt sich nicht gefallen lassen wollte. Den Krieg gegen die „Weißen“ und Araber hatte er letztendlich verloren. Milliarden Menschen hatten dabei ihr Leben, ihre Heimat und Hoffnungen verloren. Das Afrika südlich der Mauer, Europa und Arabien sowie viele Städte auf der ganzen Welt hatten diesen Konflikt teuer bezahlt. Atombomben hatten wieder einmal einen Weltkrieg beendet. Dieser Krieg um Lebensräume, Lebensträume und Ressourcen konnte letztendlich nicht von den Afrikanern gewonnen werden, aber es war ein nachvollziehbarer Versuch, sich aus der Sklaverei, Ausbeutung und den Erniedrigungen der letzten Jahrhunderte zu erheben.

Die Chinesen waren die Gewinner des 21. Jahrhunderts. Sie hatten Sibirien besetzt und ihre Ressourcen damit für das 22. Jahrhundert gesichert. Sie hatten die „Weißen“ in Europa, Amerika und Australien sowie die Araber als Weltmächte abgelöst, Afrika besetzt und „Druck aus dem

Kessel“ eines anderen, hoffnungslos überbevölkerte Land, Indien, genommen, indem es einem Teil der dort vegetierenden „Hoffnungslosen“ – Unberührbaren – eine Besiedlung von Afrika angeboten hatte.

Alles zusammen hatte hunderte Millionen – ja Milliarden – Menschen in die Flucht getrieben, von hier nach da, von danach hier. Niemand hatte sie gezählt, aber die Welt insgesamt war auf der Suche nach Sicherheit und einer Zukunft, ganz besonders aber in Afrika.

Ob das alles gut oder schlecht war oder werden würde, sei hingestellt. Die Gewinner schrieben die Geschichte, und dazu gehörten diesmal nicht die „Weißen“ und die Araber. Die Afrikaner gehörten sowieso noch nie dazu. China würde die Bewertung schreiben. Letztendlich waren die Afrikaner in Afrika gescheitert, weil sie in den letzten Jahrhunderten nie die Chance gehabt hatten, ihren Weg selber, alleine und frei von Interessen anderer Mächte zu gehen. Vielleicht würde es nun, im kommenden 22. Jahrhundert, endlich eine Chance für Afrika und die Afrikaner geben.

Gründe gab es genug dafür, diesen Gedanken zu wagen.

*

Mbeki schauderte und schüttelte den Kopf. Genug der trüben Gedanken über Afrika, und was hätte werden können.

„Hätte, hätte, Fahrradkette“, wie Krishna immer sagte, wenn Mbeki auf seine Gedanken über Afrika zu sprechen kam. Der immer noch junge, freundliche Inder war sein Freund und Mitbewirtschafter auf der Farm seines Bruders. Krishna wollte nicht nach hinten schauen, nur nach vorne. „Da liegt meine – unsere – Zukunft, und die unserer Kinder und Kindeskinde. Mbeki beneidete ihn um die Leichtigkeit, mit der er die Vergangenheit einfach zur Seite schob.

Krishna sagte immer wieder – wenn er doch mal über sich und seine Gedanken redete, was selten der Fall war –, dass er so froh über die Chance sei, die er hier in Afrika und auf der Farm bekommen hatte. Hier sei alles viel besser als die Zukunft, die ihm in Indien als Unberührbarem in Aussicht gestanden hatte.

Die Mittagspause war vorüber. Mbeki hörte auf mit dem Sinnieren und begab sich mit seiner Hacke wieder auf das Feld. Das Unkraut musste gehackt werden. Als er zum Feld ging, sah er Krishna, der bereits emsig an der Arbeit war. Eigentlich hatte alles auch etwas Gutes mit sich gebracht, dachte er.

Krishna hatte wenig Verständnis für ein verunkrautetes Feld und war bereits wieder rausgegangen, um es zu säubern. Seit zehn Jahren hatten Mbeki und er sich aneinander

gewöhnt und zusammen die Farm in Schuss gebracht. Nun konnten zwei Familien gut davon leben: die Familie von Mbeki, die sehr klein geworden war, und die Familie von Krishna, die mit seiner Frau und den zwei intelligenten und fleißigen Kindern größer geworden war.

Krishna war längst fertig mit seinem Teil. »Alter Mann, ich komme und helfe dir. Sonst wirst du ja nie fertig«, rief ihm Krishna zu, als er scherzend und hilfsbereit herüberkam, um Mbeki zu helfen. Dieser brauchte tatsächlich immer länger für sein kleines Feld, aber er war ja auch alt. Mühsam richtete er sich auf und lächelte Krishna entgegen. Gemeinsam schafften sie auch Mbekis Feld schnell, noch bevor die Sonne unterging.

»Morgen sähen wir Mais und Bohnen«, sagte Krishna auf dem Rückweg zu ihren Familien.

»Machen wir«, antwortete Mbeki.

Die Farm ging einer guten Zukunft entgegen.

Mbeki wünschte der Welt und besonders Afrika das Gleiche: eine gute Zukunft für alle Menschen in ihrer oder einer neuen Heimat.

Nachbemerkungen

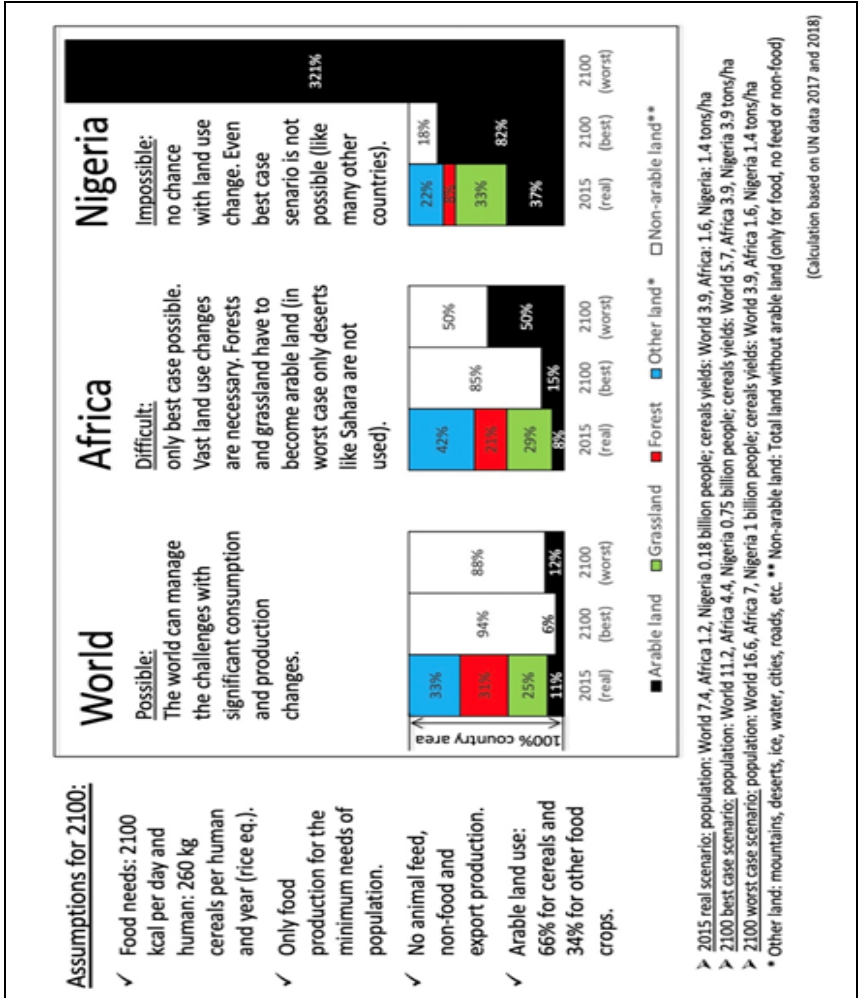
Nun hast du das Buch gelesen und bist sicher voller Bilder, Gedanken und Fragen. Ist der Autor ein Rechter oder ein Rassist? Ist das nicht eine völlig an den Haaren herbeigezogene Geschichte? Welche grausamen Gedanken geistern da im Kopf des Autors herum?

Erstens kann ich dich beruhigen. Ich bin ganz sicher kein Rechter und kein Rassist, eher links und Freund vieler Afrikaner. Ich würde mich freuen, wenn die Guten auf diesem wundervollen Kontinent eine lebenswerte Zukunft haben würden.

Die zweite Frage, ob das nicht eine völlig an den Haaren herbeigezogene Geschichte ist, kann ich nur wie folgt beantworten: Ja. Aber wie ich in meinen Vorbemerkungen schon geschrieben habe, es ist ein möglichst schreckliches Szenario, das aufzeigen soll, was geschehen könnte, wenn nicht jetzt, zielgerichtet und effektiv, das Ruder herumgerissen wird.

Schau dir mal die Grafik genau an, die weiter unten angefügt ist. Sie zeigt, dass Afrika nicht genügend Lebensmittel produzieren kann auf dem Land, das verfügbar bleibt, wenn die Bevölkerung so weiter zunimmt wie prognostiziert. Nigeria ist ein gutes Beispiel für Afrika, weil dort so viele Menschen schon leben und in 2100 sogar vielleicht eine Milliarde Menschen leben wird. Lagos soll mit neunzig Millionen Einwohnern die größte Stadt der Welt werden,

unvorstellbar, wo es doch heute mit achtzehn Millionen schon ein unbeherrschbarer Moloch ist.



Menschen, Land und Essen in Afrika 2015 und 2100

Nigeria ist ja eigentlich reich, aber der Reichtum ist nur in wenigen Händen und das hilft nicht bei der Lösung von Problemen. Die Lebensfläche in diesem Land reicht nicht zum Leben für alle Nigerianer. Und so wie in Nigeria sieht es praktisch für alle (!) Länder südlich der Sahara aus, vielleicht mit Ausnahme von Südafrika und Namibia. Diese Fakten können wir durch Gutmenschentum, „political correctness“ oder Geiz nicht einfach ignorieren. Die Keule schwingt auf uns in Europa und die Welt zurück, wenn wir das „Problem Afrika“ nicht angehen. Dafür braucht es starke Bilder, auch solche negativen, wie ich im Buch versuche anzudeuten.

Deine dritte Frage, ob ich nicht krankhaft brutal und gemein sei, so etwas überhaupt schreiben zu können, ist mir selber mehrfach gekommen. Aber wenn ich an die Geschichte denke, die vielfach durch die Europäer geschrieben wurde, besonders auch von uns Deutschen, dann erkenne ich viele Ähnlichkeiten mit Zuständen, Ereignissen und Gräueln, die nicht nur in einem einzigen verblendeten grausamen Gehirn herumgesponnen wurden, sondern allgemein zu Wirklichkeiten wurden. Denken wir nur an die Kreuzzüge, die brachiale und inhumane Kolonisation durch uns Europäer in aller Welt, Sklaverei, Weltkriege, Ausrottung ganzer Bevölkerungsgruppen aus religiösen, politischen oder ethnischen Gründen (nicht zuletzt den Holocaust), Genozide (unter anderem an den Ureinwohnern Amerikas und Australiens), bestialische Selbstmordattentate und nicht zuletzt Atombombenabwürfe,

Giftgasangriffe, das Anlegen von Minenfeldern und – ganz pervers – das Verstreuen von als Spielzeug getarnten Bomben.

Jeder, der die Weltpolitik und auch die Tagespresse verfolgt, kann dieses noch mit vielen anderen Beispielen erweitern. Die Menschen sind grundsätzlich gut, aber einige sind es eben nicht. Und letztere bestimmen meistens über das Wohl oder Unwohl der ersteren. Dennoch, ich will die Hoffnung nicht aufgeben, besonders nicht als nüchterner Wissenschaftler. Ich hoffe, dass wir einen Weg finden werden, das von mir aufgezeigte Afrika zu verhindern, zu unser aller Wohl.

Selbst die heutige Entwicklungshilfe ist keine wirkliche Hilfe, da sie weiterhin Abhängigkeit bedeutet und keinen Deut an den Verhältnissen ändert, die in Afrika herrschen (zu nennen ist nur folgendes: Korruption, Erhaltung von Macht und Reichtum der Mächtigen und Reichen, Ausbeutung und Missbrauch der Ressourcen, Unterdrückung der Massen). Afrika ist nicht allein daran schuld, immer hat es Außenstehende gegeben und es wird immer diejenigen geben, die diese Zustände konservieren oder verstärken. Es können aber die Afrikaner, egal, wo sie wohnen in Afrika, nicht von der Eigenverantwortung freigesprochen werden, ihre Geschicke selbst in die Hand zu nehmen. Dazu würde als erstes gehören, nur noch Entwicklungsgelder anzunehmen, die wirklich eine Zukunft auch über 2050 hinaus ermöglichen, und das nicht nur für wenige und wohlhabende Menschen, sondern für alle.

Alle diese Gedanken haben mich selbst erschreckt und es war eine Befreiung, meinen Zweifeln und Gedanken einfach einmal freien Lauf zu lassen, ohne mir über die Botschaft und mein Image Gedanken zu machen. Ich sehe den Zug vielleicht schon abgefahren und habe Angst vor der Zeit nach 2050, wenn – hoffentlich nicht – irgendeine Vision aus meinem Roman Wirklichkeit werden könnte.

Niemand soll dann sagen können, dass keiner davor gewarnt hat. Ich hoffe nur inständig, dass es für Afrika und die Welt eine andere Zukunft geben wird als die, die ich beschrieben habe.

Also: Nicht fackeln, sondern handeln! Wie hieß es immer so schön in meiner öko-sozialen Welt: „global denken – lokal handeln“. Nun wäre die Zeit dafür, wenn es nicht schon zu spät ist - für Afrika, für die Welt.